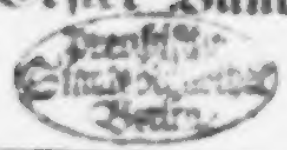
Theater

von

Bauernfeld.

✲

Erster Band.



Inhalt: Die Bekenntnisse.
Franz Walter.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1837.

No. 907.
Zur Leihbibliothek
von
Fr. Schwab.

Die Bekenntniſſe,

Luſtſpiel

in

drei Aufzügen.

Perſonen.

Commerzienrath Herrmann.
Julie, ſeine Tochter.
Baron von Zinnburg.
Adolph, Baron von Zinnburg, ſein Neffe.
Anna von Linden, eine junge Wittwe.
Aſſeſſor Bitter.
Waldmann.
Bedienter des jungen Baron Zinnburg.
Bedienter des Commerzienraths.
Kammermädchen der Frau von Linden.

Der erſte Akt ſpielt in einer Provinzialſtadt, die beiden andern an einem Badeort.

Erster Aufzug.

Erſte Scene.

(Straße.)

Adolph Baron von Zinnburg
(tritt auf, ſorgnirt zurück und bleibt neben.)

Julie Herrmann
(tritt auf, halb verſchleiert.)

Adolph
(grüßt ſie höflich.)

Julie
(ſcheint verwundert, dankt ihm lächelnd und geht vorüber.)

Adolph
(blickt ihr nach mit einer Pantomime des Entzückens und ruft aus:)

Die wird geheirathet! (folgt ihr rasch.)

Zweite Scene.

Waldmann. Bedienter des jungen Baron Zinnburg.

Waldmann (ruft im Auftreten)

Adolph! Baron Adolph! — fort iſt er, über alle Berge.

Bedienter.

Wenigſtens über alle Straßen.

Waldmann.

Ich glaube gar, er lief einem Mädchen nach.

Bedienter.

Es ſah faſt ſo aus.

Waldmann.

Einem Mädchen? Abſcheulich!

Bedienter.

Vielleicht war's eine Frau.

Waldmann.

Noch abſcheulicher.

Bedienter.

Was wollen wir thun Herr Waldmann? Der Herr iſt einmal ſo.

Waldmann.

Leider! leider! Durch ganz Frankreich und Italien lief er in Einem fort den hübschen Weibern nach.

Bedienter.

Nun sind wir wieder in Deutschland —

Waldmann.

Und er läuft noch immer.

Bedienter.

Das ist der Welt Lauf. — Da kommt der gnädige Herr zurück.

Dritte Scene.

Vorige. Baron Adolph.

Adolph.

Verzeihen Sie, bester Herr Waldmann, daß ich Sie warten ließ; aber ich hatte Geschäfte.

Waldmann.

Saubere Geschäfte!

Adolph.

Wünschen Sie mir Glück, ich habe eine Frau gefunden.

Waldmann.

Possen! Possen! Ihr Herr Onkel —

Adolph.

Will, ich soll heirathen.

Waldmann.

Er hat Ihnen vielleicht eine Frau ausgesucht.

Adolph.

Ich will sie mir selbst aussuchen. Glauben Sie mir: ich habe die höchste Zeit. Ich bin schon in den Jahren, wo's in den Hagestolzen übergeht. Das ist eine gefährliche Stelle. Nur eine Heirath kann mich retten.

Waldmann.

Nun gut! Darf ich Sie an das Recht erinnern, das Sie mir selbst einräumten als Ihrem alten Freunde und Begleiter?

Adolph.

Welches Recht?

Waldmann.

Sie zu warnen, Ihnen zu rathen, die allzu üppigen Auswüchse Ihrer Laune zu beschneiden.

Adolph.

Halt, Herr Waldmann! Das galt nur auf der Reiſe, galt nur für Frankreich und Italien. Jetzt ſind wir zu Hauſe, in Deutſchland; ich bin ſchon nüchterner. Jenſeits der Alpen hefteten Sie häufig die Hemmſchuhe Ihres Ernſtes an die rollenden Räder meiner Unruhe. Ich danke Ihnen dafür. Sie haben mich mindeſtens von 500 tollen Streichen abgehalten.

Waldmann.

Es bleiben noch immer 500 andere übrig.

Adolph.

Dazu ſag' ich mit ſtolzem Bewußtſeyn: ja.

Waldmann.

Wollen Sie die Anzahl vermehren?

Adolph.

Mit dem Letzten. Handle ich dabei nicht nach Eurem eigenen Willen? Bedenken Sie nur meine Lage. Der Onkel adoptirt mich nach dem Tode meines Vaters; er iſt unermeßlich reich; ſehr zweckmäßig. Er ſchenkt mir ein Rittergut und eine Hand voll Obligationen: ſehr vernünftig. Er

schickt mich auf Reisen: detto vernünftig. Er wünscht ich soll heirathen: nicht ganz vernünftig. Aber ich wünsch' es auch. Bis jetzt hab' ich den Willen des Onkels genau befolgt: ich ließ mich adoptiren, beschenken, auf Reisen schicken. Eins bleibt noch zu thun: ich soll heirathen. Ich hasse die langen Verhältnisse; man kommt dabei um die schönsten Jahre: ich hab's erlebt. Eine gute Ehe ist bekanntlich ein Treffer in der Lotterie; es gehört nichts dazu, als eine glückliche Hand. Sie sahen das Mädchen, das hier vorbei ging? Das war vielleicht ein Treffer; der Treffer wird meine Frau.

Waldmann.

Aber lieber Baron —

Adolph.

Sie ist ganz für mich geschaffen. Hören Sie nur: Erstens ist sie jung und schön: das haben Sie selbst geseben. Item unschuldig, denn sie erröthete, als ich sie durch die Lorgnette betrachtete. Item geistreich und munter, denn ich redete sie mit Fausts Worten an:

„Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Ihnen Arm und Geleit anzutragen?"

Und ſie antwortete mir:

„Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.“

Sie iſt von guten Sitten, denn ſie verwies mir die meinigen, von gutem Hauſe, denn das Haus dort in der Straße Nr. 130 gehört ihr; überdieß iſt ſie die Tochter eines Commercienraths. Sie hat ein gutes Herz, denn ſie beſchenkt häufig die Armen, das hab' ich vom Hausmeiſter. — Alſo Schönheit, Unſchuld, Frohſinn, Verſtand, Herz und ein Haus — was wollen Sie mehr? was will ich mehr? Es iſt beſchloſſen: ſie iſt meine Braut.

Waldmann.

Ich hoffe dieſe Thorheit iſt nicht Ihr Ernſt.

Adolph.

Ganz gewiß. Aber ſorgen Sie nicht, alter Freund! Die Thorheit iſt nicht ſo groß. Wenn Sie das Nähere erfahren, ich wette, Sie machen den Brautführer. — Doch die Zeit verrinnt; geſchwinde in unſern Gaſthof! Ich muß einen Frack anziehen, um das Mädchen anſtändig zu begehren.

Johann, auch du wirst dich herausputzen, und Nr. 130 anfragen, ob ich dem Herrn Commerzienrath Herrmann aufwarten kann.

Waldmann.

Ist das wirklich mehr als Scherz? Ich hoffe auf den Vater. Er wird Ihnen die Sache nicht so leicht machen.

Adolph.

Da kennen Sie die Väter schlecht! — Sehen Sie, da stehen die schönsten Häuser, ohne Zweifel mit Vätern und Töchtern angefüllt. Wo soll ich anklopfen? Ich trete in das schönste. — Mein Herr, ich heiße Baron Zinnburg, besitze ein Rittergut, so und so viel 1000 Thaler Einkünfte, und wünsche Eine Ihrer Fräulein Töchter zu heirathen. — „Annchen, Klärchen, Kätchen, Rosalie, Mathilde, Elisabeth! — Da sind meine Töchter. Bedienen Sie sich! Suchen Sie sich aus!“ — So sind die Väter. Und die Töchter? — Annchen schlägt die Augen nieder, Klärchen erröthet, Kätchen seufzt, Rosalie lächelt, Mathilde schmachtet und Elisabeth kokettirt; alle sechs werfen in einem

Augenblick ihr Netz aus, und wenn ich eine von den Sechsen wähle, so bekomm' ich fünf Schwägerinnen, die mich alle vergiften möchten, weil ich sie nicht gewählt habe. — So ist der gewöhnliche Mädchenschlag. Aber es gibt Ausnahmen. Wie ich hoffe, gehört meine Auserwählte darunter. Darum auf zur Brautschau, zur Verlobung, zur Hochzeit. (Ab.)

Vierte Scene.

(Zimmer im Hause des Commerzienraths.)

Julie

(tritt auf, setzt sich zum Tisch, strickt und liest. Nach einer Pause.)

Es war ein närrischer Mensch. Von jedem Andern mußte solch ein Betragen beleidigen, ihm ließ es blos drollig. — Eduard war freilich anders! — Eduard! — Versprach ich doch dem Vater nicht mehr an ihn zu denken! Aber die Gedanken kommen wider Willen. Heute hielt ich mich recht gut; ich habe keine drei Mal an ihn gedacht. Aber nun will ich mich zusammennehmen. Ich will gar nicht mehr an Eduard denken, ich

will Eduard ganz vergessen, ich will Eduards Namen gar nicht mehr nennen. Es kommt nur auf einen festen Vorsatz an (strickt und liest. Nach einer Pause beifällig lächelnd). Eine schöne Lebens-Maxime. Eduard äußerte einmal etwas Aehnliches.

Fünfte Scene.

Julie. Commerzienrath Herrmann.

Commerzienrath.

Julie —

Julie (steht auf.)

Lieber Vater —

Commerzienrath.

Du warst auf Besuch?

Julie.

Bei meiner Freundin.

Commerzienrath.

Ist nichts vorgefallen?

Julie.

Ein kleines Abentheuer. Ein fremder Herr, ein artiger Mann redete mich auf der Straße an.

Commerzienrath.

Ein Mann?

Julie.

Ohne Zweifel ein Fremder. Sorgen Sie nicht, Papa! Er benahm ſich ſehr anſtändig. Er ſprach ſogar in Verſen.

Commerzienrath.

Du ſollteſt nicht allein ausgehen. Nicht, daß ich Dir mißtraute! Doch Du kennſt unſere Spießbürger! Sie ſchwatzen und ſchwatzen! Beſonders über uns. Sie können uns nicht vergeben, daß wir ihre Gevatterſchaften verſchmähen, daß wir auf unſere Fauſt leben.

Sechste Scene.

Vorige. Bedienter des Commerzienraths.

Bedienter.

Herr Commerzienrath, draußen ſteht ein Bedienter in Livree.

Commerzienrath.

Laß ihn herein kommen.

Bedienter.

Drunten ſteht ein Wagen.

Commerzienrath.

Laß ihn herein fahren.

Bedienter.

In dem Wagen ſitzt ein Herr. Der Herr iſt ein Baron. Der Bediente ſagt, der Baron möchte mit Ihnen ſprechen, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Wie heißt er?

Bedienter.

Baron Zinnburg.

Commerzienrath.

Ich kenne ihn nicht. Aber er iſt willkommen.

Bedienter.

Sehr wohl, Herr Commerzienrath. (Ab.)

Julie.

Väterchen, Sie kamen zeitlich aus dem Amt. Ich will ein wenig zur Küche ſehen.

Commerzienrath.

Thu' das, mein Kind. Ich bin hungerig.

Julie. (Ab.)

Siebente Scene.

Commerzienrath (allein, geht auf und ab.) Baron Adolph (tritt auf.)

Adolph.

Herr Commerzienrath —

Commerzienrath.

Herr Baron —

Adolph.

Sie kennen mich nicht?

Commerzienrath.

Ich habe nicht die Ehre —

Adolph.

Wir wollen bald mit einander bekannt werden. Nach Ihren Bedienten zu ſchließen, ſind Sie ein Humoriſt, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Ein humoriſtiſcher Commerzienrath! Wo denken Sie hin? Das wäre gegen meine Amtspflicht.

Adolph.

Richtig! Ein Humoriſt. Der Satyriker ſchlägt vor. Thut nichts. — Darf ich fragen, ob Sie vor Tiſch Wein trinken, Herr Commerzienrath?

Commerzienrath.

Gewöhnlich nicht.

Adolph.

Aber ausnahmsweise?

Commerzienrath.

Wenn ich Durst habe.

Adolph.

Haben Sie heute Durst?

Commerzienrath.

Allerdings. Ich komme aus der Sitzung, da ist man etwas trocken.

Adolph.

Da haben wir wieder den Satyriker! — Könnten Sie sich entschließen, eine Flasche mit mir zu trinken?

Commerzienrath.

Mit Vergnügen (klingelt). Ein komischer Mensch! (zum eintretenden Bedienten.) Eine Flasche Wein!

Bedienter.

Wein?

Commerzienrath.

Ja doch! für den Herrn Baron und mich.

Bedienter.

Für den Herrn Baron? Gut. Aber für Sie? Es wird Ihnen wieder ſchaden, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Thut, wie ich Euch befohlen.

Bedienter.

Mir iſt's recht. Aber es wird Ihnen ſchaden. (Betrachtet Adolph und ſchüttelt den Kopf im Abgehen.) Ein kurioſer Baron! (Ab.)

Adolph.

Ich wette, Herr Commerzienrath, wir ſind mit Nächſtem gute Freunde. Ich habe die Gabe, mit Jedermann bald bekannt zu ſeyn.

Commerzienrath.

Das merk' ich.

Adolph.

Aber meine Gabe zeigt ſich verſchieden, nach Geſchlecht, Alter, Stand, Charakter, Nation. Mit Italienern und Franzoſen geht es meiſtens noch einmal ſo raſch wie mit Deutſchen und Engländern. Mit jungen Männern bin ich ſchneller bekannt,

als mit alten; mit vornehmen und ernſthaften Perſonen langſamer, als mit munteren und geringen. Z. B. für einen Grafen, der zugleich Miſanthrop iſt, brauch ich vier Wochen. — Mit Frauenzimmern werd' ich eher vertraut: Stand und Charakter fallen ganz weg, da entſcheidet nur das Alter. Ich habe mir ein eigenes Schema verfaßt, ſehen Sie: zur Vertraulichkeit mit einer alten Jungfer gehören höchſtens 8 Tage, für eine alte Frau rechnet man 3 Tage, für ein Mädchen Einen Tag, für eine junge Frau einen halben Tag, für eine Wittwe eine halbe Stunde. Das gilt für alle Nationen. Das iſt untrüglich. (Da der Bediente auftritt.) Doch da kommt der Wein. (Schenkt ein.) Herr Commerzienrath, auf nähere Bekanntſchaft.

Commerzienrath (ſtößt an und trinkt.)

Von ganzem Herzen.

Bedienter. (Wie oben, im Abgehen.)

Ein kurieſer Baron! (Ab.)

Adolph.

Nun bitt' ich um ein ernſtes Wort

Commerzienrath.

Darum hab' ich zu bitten.

Adolph.

Setzen wir uns. So. — Herr Commerzienrath, Sie haben eine Tochter?

Commerzienrath.

Allerdings.

Adolph.

Wo iſt das Fräulein?

Commerzienrath.

In der Küche.

Adolph.

Sie kocht doch nicht ſelbſt?

Commerzienrath.

Sie hat die Aufſicht.

Adolph.

Das laſſ' ich gelten. Herr Commerzienrath, ich liebe Ihr Fräulein Tochter.

Commerzienrath.

Meine Tochter?

Adolph.

Aufzuwarten.

Commerzienrath.

Kennen Sie sie denn?

Adolph.

Seit heute.

Commerzienrath.

Wo haben Sie sie kennen gelernt?

Adolph.

Auf der Straße.

Commerzienrath.

Sie sind also der saubere fremde Herr, der mein Julchen auf der Straße anredete.

Adolph.

Derselbe. Julie heißt sie? Ich hatte vergessen den Hausmeister zu fragen. Aber woher wissen Sie die Geschichte?

Commerzienrath.

Mein Mädchen hat sie mir selbst erzählt.

Adolph.

Sehen Sie, das gefällt mir von ihr.

Commerzienrath.

So? Aber von Ihnen gefällt's mir nicht.

Adolph.

Warum nicht? ich habe ernſthafte Abſichten.

Commerzienrath.

Sprechen wir von etwas Anderem, wenn wir gute Freunde bleiben — oder vielmehr werden wollen.

Adolph.

Aber lieber humoriſtiſcher Mann —

Commerzienrath.

Fi was! Ich habe gar keinen als übeln Humor, wenn Sie auf das Kapitel kommen. Ueber mein Mädchen verſteh' ich keinen Scherz.

Adolph.

Sehen Sie, wie Sie aus der Rolle fallen! Sie ſind ein geborner Humoriſt, eine Jean Paul'ſche Figur, und nun ſpielen Sie den ſentimentalen Vater, den polternden Alten. Pfui, Herr Commerzienrath, ſchämen Sie ſich!

Commerzienrath.

Der Menſch iſt toll —

Adolph.

Geſchwinde noch ein Glas, und nun hören

Sie mich an. Ich bin Baron Adolph von Zinnburg, leider ſchon ziemlich lange majorenn, Herr meiner Perſon und meines Vermögens — wie Sie aus dieſen Papieren erſehen mögen — und begehre Ihr Fräulein Tochter zur Frau.

Commerzienrath.

Iſt das Ihr Ernſt?

Adolph.

Mein vollkommener.

Commerzienrath.

Was glauben Sie, daß ich dazu ſagen werde?

Adolph.

Sie werden ja ſagen.

Commerzienrath.

(Bei dem der Wein ein wenig zu wirken anfängt.) Sie ſind ein Original.

Adolph.

Kann ſeyn.

Commerzienrath.

Sie gefallen mir eigentlich.

Adolph.

Zeigt von gutem Geſchmack.

Commerzienrath.

Aber werden Sie auch meiner Tochter gefallen?

Adolph.

Das weiß ich noch nicht. Machen Sie mich mit ihr bekannt!

Commerzienrath.

Des Spaßes wegen — — aber nein! (ſteht auf) Herr! Wiſſen Sie, daß Sie mich eigentlich beleidigt haben? Mein Mädchen auf der Straße anzureden!

Adolph.

Wie wollen Sie, daß ein Fremder, ein Reiſender anders Bekanntſchaft mache, als auf der Straße? Uebrigens komm' ich aus Italien, wo man ein freies Leben gewohnt iſt. Ich rede Jedermann an, der mir gefällt, deſſen Miene mir zuſagt. Wär' ich Ihnen begegnet, Herr Commerzienrath, anſtatt Ihrem Fräulein Tochter, wahrhaftig, ich hätte Sie auch angeredet.

Commerzienrath.

Gehorſamer Diener. Mich — das iſt etwas anderes.

Adolph.

Ganz und gar nicht. Gesetzt, wir lernen uns auf der Straße kennen. Ich erzähle Ihnen, daß mein Reisewagen gebrochen ist, daß ich gezwungen bin, mich einige Tage in diesem Städtchen aufzuhalten, daß ich hier gänzlich unbekannt bin, daß ich vor Ennuye sterbe. Ich bin höflich zuvorkommend; Ich gefalle Ihnen. Sie laden mich in Ihr Haus, oder nicht?

Commerzienrath.

Vermuthlich.

Adolph.

Sie bitten mich zu Tisch, nicht wahr?

Commerzienrath.

Allerdings.

Adolph.

Danke gehorsamst. Sie haben Familie, Herr Commerzienrath?

Commerzienrath.

Zu Hause nur eine Tochter.

Adolph.

Vortrefflich! Ich liebe die Gesellschaft der

Frauen. Ihr Fräulein Tochter wird doch mit uns speisen?

Commerzienrath.

Meine Tochter? Ja, ja! — Der Mensch macht mich ganz verwirrt.

Adolph.

Nun ist alles in Ordnung. Wir haben ein angenehmes Diner. Ich erzähle von meinen Reisen. Sie sind vermuthlich ein Liebhaber von Zeichnungen, ich führe ganz Italien in meinem Portefeuille. Die Skizzen werden herbeigebracht, besehen, kritisirt, wir unterhalten uns den übrigen Tag damit — Wohin so rasch, Herr Commerzienrath?

Commerzienrath.

Ich lasse auftragen, da es einmal unabänderlich ist, daß Sie bei mir speisen.

Adolph (umarmt ihn.)

Charmanter, einziger Mann! Perle des Commerzkollegiums! — Krone aller Väter! Wahrhaftig, Sie verdienten ein Italiener zu sein. Aber noch Eins, Herr Commerzienrath. Kennen Sie den Namen Wallberg?

Commerzienrath.

Ob ich ihn kenne? Mein alter guter Wallberg! Ach, du bist auch nicht mehr!

Adolph.

Leider, leider!

Commerzienrath.

Seit 5 Jahren ist er todt. Kannten Sie ihn?

Adolph.

So ziemlich. Ich führe seinen Namen.

Commerzienrath.

Wie? Erst hießen Sie ja —

Adolph.

Baron Zinnburg, als Adoptiv-Sohn meines Onkels, des alten Baron Zinnburg. Sonst hieß ich Wallberg.

Commerzienrath.

Wie? Sie wären —?

Adolph.

Der Sohn Ihres alten Freundes, Adolph von Wallberg.

Commerzienrath.

Was sagten Sie das nicht gleich?

Adolph.

Ich setzte etwas darein, als ganz Unbekannter bei Ihnen eine gute Aufnahme zu finden. Aber eigentlich kennen wir uns schon.

Commerzienrath.

Richtig! Ihr Vater unternahm einst eine Reise, um mich zu besuchen, er nahm Sie mit. Es ist freilich schon lange her.

Adolph.

Ich war damals 15 Jahre.

Commerzienrath.

Meine Julie war ein Kind.

Adolph.

Jetzt ist sie ein Engel und meine Braut.

Commerzienrath.

Ist's denn wirklich Ihr Ernst?

Adolph.

Allerdings.

Commerzienrath.

Sie kennen mein Mädchen noch nicht.

Adolph.

Denken Sie an mein Schema: für ein Mädchen einen Tag.

Commmerzienrath.

Es wäre doch gar zu toll.

Adolph.

Ich bin ein Humoriſt wie Sie, und wie mein Vater.

Commerzienrath.

Der gute alte Wallberg!

Adolph.

Haben Sie was an mir auszuſetzen?

Commerzienrath.

Vor der Hand nicht.

Adolph.

Iſt ihre Tochter frei?

Commerzienrath. (nach einigem Nachdenken.)

Ja.

Adolph.

So ſind wir ja fertig. Lieber Schwiegerpapa! bringen Sie doch einmal das Töchterchen her, daß wir uns ordentlich in einander verlieben können.

Commerzienrath.

Du biſt ein toller, närriſcher, lieber — herzens lieber Menſch! Ganz das Ebenbild deines Vaters. Aber das ſag' ich Dir gleich: mein Mädchen iſt

anders. Wär' ich ein Frauenzimmer, ich nähme Dich, ſchon Deiner tollen Laune wegen. Aber Julchen iſt anders! — Nun ich will ſie hohlen. Im Vertrauen: es ſteckt ihr was im Kopf, ſo aus der Jugendzeit, aus der Romanen-Zeit — eine Art Liebſchaft — nein, nein, ſorge nicht! es ging nicht zu weit — iſt auch längſt vorbei — ich hab's ihr ausgeredet, aber es ſchlägt bisweilen noch vor, wie die Sommerſproſſen. Weiß Gott! es ſollte mir leid thun, wenn ſie Dich ausſchlüge, denn Du biſt ſo ein prächtiger, lieber Menſch — (nimmt ihn beim Kopf) ganz dein Vater, ganz dein Vater! — Nun, ich hohle das Mädchen. Leb' wohl, Du lieber — verrückter Baron, Du! (Ab.)

Achte Scene.

Adolph (allein.)

Vortreffliches Exemplar eines Schwiegerpapa's! Aber wie wird's mit der Tochter ſtehen? Nun's zum Ernſte kommen ſoll, wird mir doch ein wenig bange. Was ſagte mein Humoriſt von einer Romanen-Liebe? Pah! Sie iſt kein Kind mehr und

ſehr hübſch; irgend ein Provinzial-Liebhaber wird ſich in ſie vergafft haben. Was liegt daran! Ich bin überzeugt, hier haben ſie das eigentliche Lieben noch gar nicht erfunden. Aber wir wollen die Augen doch offen haben. — Sieh' einmal! weibliche Arbeit. Ein Strumpf! — Welch ein Füßchen! Ohne Zweifel ihr eigenes. Dort ein Stickrahmen! Ein angefangener Tabackbeutel. Sehr nett, ſehr geſchmackvoll! Ich hoffe, für den Papa. — Das iſt alſo ihr Arbeitszimmer. Alles ſauber, ſpiegelblank, kein Stäubchen ringsum. — Auch Bücher! — Was haben wir denn für Lektüre? — Shakespeare's As you like it. Ein Merkzeichen darin. Man lieſt alſo engliſch. Und da hier unterm Strumpf, eben weg gelegt? (betrachtet das Buch) Göthes Wahlverwandtſchaften. Hm! hm! (blättert herum) Gewiſſe Sentenzen unterſtrichen, auch der Name Eduard, ſo oft er vorkommt. Das muß etwas bedeuten. Sollte die Bildung in dem Neſte ſo weit vorgeſchritten ſeyn, daß ſich hier Einer unterſteht, Eduard zu heißen? Stille! Man kommt. Geſchwinde das Buch an ſeinen vorigen Platz, den Strumpf darauf. Se.

Neunte Scene.

Baron Adolph. Commerzienrath mit Julien.

Commerzienrath (halb an der Thüre).

Liebes Söhnchen, da bring ich Dir mein Mädchen. Sie weiß, wer Du bist, sie verzeiht Dir Deine Tollheit von heute Morgen. Diskurirt mit sammen, amüsirt Euch, ich will sehen, daß wir hernach zu essen kriegen. (Ab.)

Zehnte Scene.

Baron Adolph. Julie.

Adolph (bei Seite).

Bravo! Mein Herr Schwiegerpapa ist im Zug. (Zu Julien.) Mein Fräulein, ich bin in der That verlegen.

Julie.

Weshalb, Herr Baron?

Adolph.

Mein Betragen von heute Früh —

Julie.

Es war etwas sonderbar.

Adolph.

Sie haben mir also nicht verziehen?

Julie.

Ein so alter Bekannter unsers Hauses durfte sich die kleine Freiheit wohl erlauben.

Adolph.

Ihre Nachsicht ist so groß, wie meine Kühnheit. Uebrigens nahm auch Ihr Herr Vater den Scherz nicht übel.

Julie.

Der Vater ist ein Freund des Wunderlichen.

Adolph.

Er hat Recht. Man muß die alltägliche Lebensspeise durch ein bischen Tollheit schmackhaft machen.

Julie.

Tollheit ist ein etwas starkes Gewürz.

Adolph.

Wie der Pfeffer, er stärkt den Magen.

Julie.

Wir Frauen pfeffern niemals. Aufs Höchste nehmen wir ein wenig Orangenblüthe.

Adolph.

Orangen! Das iſt der Witz.

Julie.

Der leichte Scherz.

Adolph.

Der Scherz iſt eine liebliche Blume —

Julie.

Ein munterer Vogel —

Adolph.

Eine leuchtende Rakete.

Julie.

Er will nur duften —

Adolph.

Oder ſingen —

Julie.

Oder ein wenig ſchimmern.

Adolph.

Er erfreut und erquickt uns —

Julie.

Und beleidigt niemals. —

Adolph.

Sie leben den Scherz, mein Fräulein? Ganz natürlich! Sie leſen Shakespeare's Luſtſpiele.

Julie.

Fi, Herr Baron, haben Sie meine Handbibliothek censirt!

Adolph.

Ohne Sorge, ich streiche nichts; nicht einmal die Wahlverwandtschaften.

Julie.

Die lassen sich auch nicht streichen.

Adolph.

Glauben Sie daran?

Julie.

So sicher wie an den Magnetismus.

Adolph.

Seit heute muß ich selbst daran glauben.

Julie.

Seit heute?

Adolph.

Allerdings. Denn was war es anders als Wahlverwandtschaft, Magnetismus, geheimnißvolle Ahnung, was mich heute Morgen in die Nähe der mir bestimmten Braut zog?

Julie.

Ihre Braut? wer ist das?

Adolph.

Welche Frage! Sie.

Julie.

Sie gebrauchen schon wieder starkes Gewürz, Herr Baron.

Adolph.

Nicht einmal Orangenblüthe. Jetzt sprech' ich ernsthaft. Ich habe bei Ihrem Vater um Sie angehalten.

Julie.

Heißt das ernsthaft sprechen?

Adolph.

Auf Ehre: ja.

Julie.

Der Vater sagte wohl etwas dergleichen —

Adolph.

Wir sind einverstanden. Sie haben gehört: er duzt mich schon. Also im vollen Ernste: darf ich mir schmeicheln, daß Sie meine Hand annehmen?

Julie.

Aufrichtig: nein.

Adolph.

Und warum nicht?

Julie.

Existens kenn ich Sie gar nicht.

Adolph.

Halt! Erlauben Sie, daß ich vorerst Ihr Portrait entwerfe? — Sie sind von Natur ruhig, heiter; für ein stilles häusliches Leben geschaffen. Sie ziehen eine geistreiche Unterhaltung jedem rauschenden Vergnügen vor. Ein Bischen Schwärmerei kleidet Sie vortrefflich, und ist doch nur ein schönes Zeichen, daß Sie im Stande sind, tief und innig zu lieben, wenn Sie den rechten Gegenstand gefunden. — Was sagen Sie zu dem Portrait?

Julie.

Es ist geschmeichelt; die Vorzüge sind herausgehoben, über die Fehler gleiten Sie leicht hin. Im Ganzen wünscht' ich ihm zu gleichen.

Adolph.

Darf ich nun um das meinige bitten? Vorausgesetzt, daß ich bin, wie ich scheine — wollen Sie mir sagen, wie ich Ihnen scheine?

Julie.

Sie scheinen mir gutmüthig, aufrichtig, lebensfroh; Ihre muntere Laune scheint aus einem guten Herzen zu kommen; ja, vielleicht haben Sie mehr Gefühl, als Sie gewöhnlich zeigen wollen. Aber gewiß sind Sie leichtsinnig, flatterhaft, voll Eigensinn. — Sie sehen, ich zeichne schlecht, aber dafür schmeichle ich nicht, nicht einmal aus Erkenntlichkeit.

Adolph.

Gleichviel! Auch mein Portrait ist so ziemlich getroffen, der Pinsel war nur ein klein wenig in weibliche Bosheit getaucht. — Gleichen sich unsere Portraits wirklich, woran ich gar nicht zweifle, so gibt es nicht zwei Charaktere, die besser zusammenpassen; Einer ergänzt den Andern, Jeder besitzt, was dem Andern fehlt, und keinem mangelt, was beiden ein Bedürfniß ist. Wahrhaftig, eine bessere Ehe ist noch gar nicht zu Stande gekommen.

Julie.

Sie kam auch noch nicht zu Stande.

Adolph.

Wird kommen, wird kommen. Fragen Sie nur den Papa.

Julie (bei Seite).

Er bringt mich ganz aus der Faſſung.

Adolph (bei Seite).

Ein wenig wankt ſie ſchon. (zu Julien) Es ſcheint, Sie haben noch mehrere Ehehinderniſſe in Petto, liebes Fräulein; Sie fingen mit Erſtens an: ich bitte um Zweitens. (nach einer Pauſe) Alſo — Zweitens?

Julie.

Zweitens — ich kann Sie nicht lieben.

Adolph.

Das thut nichts.

Julie.

Werd' es niemals können.

Adolph.

Das wäre ſchlimm.

Julie (natürlich).

Aber es iſt ſo.

Adolph.

Und warum?

Julie.

Weil — (ſtockt).

Adolph.

Aha! deßhalb!

Julie.

Hab' ich etwas geſagt?

Adolph.

Nein. Aber ich habe etwas errathen. Ich bin ein umgekehrter Prophet; die Zukunft kann ich nicht enträthſeln, aber ich ſchaue in die Vergangenheit. Ja, ja, der gute Eduard hat Recht.

Julie (ſchnell).

Eduard?

Adolph (ſchlau).

Ich meine den Eduard aus den Wahlverwandtſchaften.

Julie.

Ja ſo!

Adolph.

Eine ſeiner Anſichten über die Ehe fiel mir

eben ein. Aber bleiben wir beim zweiten Punkt. Sie können mich nicht lieben? Vermuthlich weil Sie mich heirathen ſollen? Wie? Oder gäb es vielleicht einen Glücklichen, der bereits Anſprüche auf Ihre Hand hätte?

Julie.

Nein.

Adolph.

Vortrefflich. So erlauben Sie mir wenigſtens mich darum zu bewerben.

Julie.

(ſchlägt ein Buch auf und deutet hin).

Adolph (lieſt).

Love's labour's lost: der Liebe Müh umſonſt. Das heißt? —

Julie.

Das heißt: ich werde vielleicht gar nicht heirathen.

Adolph.

Gar nicht — entſetzliches Wort! Vielleicht — mildert das Entſetzliche ein wenig. Nur noch eine Frage: wenn das holde „Vielleicht" den Sieg

über das gräßliche „gar nicht“ davon trägt, darf ich dann vielleicht hoffen? Oder gar nicht? — Sie lächeln? Ein gutes Zeichen. Nun bleib' ich hier, und fange meine Bewerbung an.

Julie.

Halt, mein Herr! Sie sind ein so feiner Beobachter, daß man besser thut, Ihnen zu gestehen, was Sie ohnehin errathen. Erfahren Sie denn —

Adolph.

Ich danke. Ist durchaus unnöthig. Bekenntnisse machen befangen. Heirathen wir uns nicht, so will ich gar nichts erfahren; heirathen wir uns, so ist für die Confession Zeit genug in der Ehe. Da hat man bisweilen gleichgültige Stunden, da ist man froh, wenn man sich etwas zu vertrauen hat. — Uebrigens sehen Sie aus meiner Weigerung, wie ehrlich ich bin, schöne Julie. Sie wollen mich zum Vertrauten ihres Herzens machen — ein Vertrauter ist ein halber Liebhaber — aber ich benutze die günstige Gelegenheit nicht, ich will keinen Vortheil über Sie haben. Auch

wär' ich mit dem halben Liebhaber nicht zufrieden: meine Devise ist: Ganz oder gar nicht. Ich will ganz Ihr Mann, Sie sollen ganz meine Frau werden.

Julie.

Wie? wenn ich Sie aber nur mit halbem Herzen lieben könnte?

Adolph.

Redensart! Redensart! Ein Herz ist wie ein Polyp; wenn man es noch so sehr zerstückelt, es wird immer wieder ganz.

Julie.

Es scheint, Sie haben diesen Zerstücklungsprozeß bisweilen versucht?

Adolph.

Ich weiß, was Sie denken. Sie ließen ein Wort von Leichtsinn fallen. Aber um Vergebung — Sie irren. Sehen Sie, schöne Julie, ich theile das menschliche Leben für uns Männer in zwei Hauptperioden ein. Die erste ist unsere ritterliche Vorzeit; nämlich unsere Junggesellenschaft; da sind wir: Halb-Wilde, Barbaren; da ist uns Alles er-

laubt; da wird geſchwärmt, getobt, geraſt — mehr oder weniger, nach eines Jeden Natur. Aber das Toben verliert ſich nach und nach; das wilde Blut bildet ſich; die Sitte nimmt zu, die Kraft nimmt ab. Nun tritt die zweite Periode ein: wir werden erobert, nämlich wir heirathen. Der Sieger, das iſt: die Frau ſchreibt uns Geſetze vor; wir nehmen ſie an; wir ſchmiegen uns geduldig unter das ſüße Joch; und — ſonderbar! wer der Wildeſte war, wer ſich ſo recht ausgetobt, der wird nun der ſanfteſte, frommſte, demüthigſte Gatte: der gezähmte Löwe iſt gehorſamer, als das ſchwache Schooshündchen, das doch bisweilen die Zähne blöckt. Das iſt die Bildungsgeſchichte von uns Männern. Was ſagen Sie dazu? Sie meinen, wenn die Geſchichte wahr iſt, ſo hätt' ich ziemliche Anlage zu einem guten Ehemann? So iſt es auch. Ich bin der Freiheit überdrüßig; ich habe meinen Sieger gefunden; ich nahe mich ihm demüthig und ſage: Bitte ſchön, erobere mich. (küßt ihr die Hand).

Elfte Scene.

Vorige. Commerzienrath.

Commerzienrath.

Bravo! Kinder! Seyd Ihr ſchon einig?

Adolph.

Vollkommen, Schwiegerpapa. Wann ſoll die Hochzeit ſeyn?

Commerzienrath.

Wann Du willſt, mein Söhnchen, wann Du willſt.

Adolph.

Segnen Sie uns vorläufig.

Commerzienrath.

Ich ſegne Euch. Aber die Suppe wird kalt.

Adolph.

Nun denn zu Tiſch! Sie räumen mir doch ein Zimmer in Ihrem Hauſe ein? Wir brauchen wenigſtens drei Tage, um uns gründlich kennen zu lernen. Am vierten iſt Verlobung, am fünften werden Viſiten gemacht, am ſechſten wird geheirathet. (führt beide ab).

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

(Zimmer in der Wohnung der Frau von Linden, einem Badeort.)

Anna von Linden

(ſitzt am Fenſter und grüßt hinab).

So ein Badeort übt doch einen eigenen Zaub
Man freut ſich, ſo oft man einen Bekannten ſie
Leute, die uns in der Reſidenz zuwider ſind, w
den uns hier lieb. Das Ennuye macht alle Me
ſchen zu Brüdern.

Zweite Scene.

Anna von Linden. Kammermädchen.

Kammermädchen.

Gnädige Frau, ein fremder Herr iſt draußen.

Anna.

Ein Fremder? wie ſieht er aus?

Kammermädchen.

Ein hübſcher, junger Mann — er wollte ſeinen Namen nicht ſagen — mit einem Schnurrbart.

Anna.

Mit einem Schnurrbart? Laß ihn herein.

Kammermädchen (ab).

Dritte Scene.

Anna von Linden, dann Aſſeſſor Bitter und das Kammermädchen (welches in das Seitenzimmer geht).

Anna (aufſtehend).

Wer mag der Schnurrbart ſeyn? doch nicht? —

Aſſeſſor (auftretend).

Gnädige Frau —

Anna.

Mein Herr — (betrachtet ihn verwundert) Sie ſind es? —

Aſſeſſor.

Aufzuwarten.

Anna.

(ſchlägt die Hände zuſammen, lachend.)

Sie ſind es!

Aſſeſſor.

Nun ja, ich bin es!

Anna (lacht ſtärker).

Aſſeſſor.

Sie ſind einmal wieder in einer beſondern Laune. (Da Anna nicht aufhört zu lachen.) Ich will warten, bis der Paroxismus vorüber iſt. (ſetzt ſich.)

Anna

(geht um ihn herum, ſchüttelt den Kopf und lacht.)

Aſſeſſor.

Noch nicht genug? Ich gehe. Ich komme ſpäter.

Anna.

Nein — nein — bleiben Sie nur — verzei-

ben Sie — aber ich muß mich ſammeln. Es iſt zum Todtlachen! (geht lachend in das Seitenzimmer.)

Vierte Scene.

Aſſeſſor Bitter (allein, ſpringt auf).

Was iſt zum Todtlachen? Wer iſt zum Todtlachen? — Ich? (ſieht ſich vor den Spiegel) Nein. Ich denke doch, der Schnurrbart kleidet mich gut. Ich will ſie mit meiner neuen Geſtalt, ſo wie mit meiner Anſtellung überraſchen, nehme Urlaub, reiſe hierher, vergeude einen Theil meines erſten Gehaltes — und ſie lacht mich aus. O Weiber, Weiber, Ihr bleibt doch immer — Weiber!

Fünfte Scene.

Aſſeſſor Bitter. Der alte Baron Zinnburg.

Baron (im Begriff nach dem Zimmer der Frau von Linden zu gehen, erblickt den Aſſeſſor, ſtutzt, und mißt ihn vom Fuß bis zum Kopfe. Der Aſſeſſor ihn deßgleichen. Sie begrüßen ſich kurz. Der Baron geht, kehrt wieder um, betrachtet den Aſſeſſor noch einmal, ſchüttelt den Kopf und geht in das Seitenzimmer.)

Sechste Scene.

Aſſeſſor Bitter (allein), dann das Kammermädchen.

Aſſeſſor (allein).

Wer iſt dieſer alte Menſch? Er mißt mich wi ein Zollviſitator, ſpielt den Hausherrn, geht un genirt in alle Zimmer! Und ich Tropf bleibe in Vorzimmer ſtehen? Nein, ich will nicht ſtehen Ich gehe hinein! (geht raſch nach Frau von Lindens Zimmer, beſinnt ſich und klopft an.)

Kammermädchen (heraustretend).

Frau von Linden läßt bitten, Euer Gnaden möchten einen Augenblick verziehen, ſie hat Geſchäfte.

Aſſeſſor.

Geſchäfte? Vermuthlich mit dem alten Herrn?

Kammermädchen.

Allerdings.

Aſſeſſor.

Wer iſt der Alte? Etwa ein Wucherer?

Kammermädchen.

O nein! das iſt ein Baron.

Aſſeſſor.

So?

Kammermädchen.

Ein ſehr reicher Baron.

Aſſeſſor.

So?

Kammermädchen.

Ein ſehr freigebiger Herr.

Aſſeſſor.

So?

Kammermädchen.

Belieben Euer Gnaden Platz zu nehmen?

Aſſeſſor.

Danke.

Kammermädchen.

Die gnädige Frau wird gleich kommen.

Aſſeſſor.

Die gnädige Frau? Sage ſie Ihrer gnädigen Frau —

Kammermädchen.

Was ſoll ich ihr ſagen?

Aſſeſſor.

Nichts — nichts. Ich will es ihr ſelbſt ſagen.

Kammermädchen.

Sehr wohl, Euer Gnaden. (bei Seite) Das iſt ein zorniger Menſch. Schade um den ſchönen Schnauzbart! (Ab.)

Siebente Scene.

Aſſeſſor (allein, geht auf und ab.)

Was iſt das für ein Empfang? Sie läßt mich durch das Kammermädchen abweiſen, um mit einem alten, freigebigen Baron zu diskuriren! (nach der Thüre) Ho! meine muntere Frau von Linden! Ich bin nicht der Mann, der mit ſich ſpielen läßt! Nun iſt es aus mit uns. Ich will Sie nicht mehr ſehen, ich reiſe wieder ab. (Ab.)

Achte Scene.

Anna von Linden. Baron Zinnburg.

Baron.

Der Menſch iſt fort. Ein Praktikant iſt er? Reiſen die Praktikanten auch ſchon in die Bäder?

Anna.

Du lieber Himmel! Es gibt deren, die in der Praxis grau werden.

Baron.

Grau sah der nicht aus; aber ein bischen naseweis.

Anna.

Es ist ein artiger junger Mann. Im Vertrauen: er gehört zu meinen Verehrern in der Residenz.

Baron.

Im Vertrauen: das ist mir gar nicht lieb.

Anna.

Warum nicht?

Baron.

Er wird uns hier im Wege seyn.

Anna.

Im Gegentheil! Wie ich merke, geht er uns aus dem Wege.

Baron.

Er wird schon wieder kommen.

Anna.

Wenn auch — ohne Sorge! Ich halte mein Versprechen. Ich heirathe Ihren Neffen.

Baron.

Gewiß?

Anna.

Gewiß. Versteht sich: wenn wir uns gefallen.

Baron.

Gut, gut. Wär' er nur schon hier! Ich bin in einer beständigen Unruhe. Jedem ankommenden Postwagen eile ich entgegen, ich bin immer auf dem Wege von einem Wirthshaus in das andere, — aber kein Neffe ist zu sehen. Der Tollkopf! Wer weiß, wo er herumschwärmt! Er kommt nicht, er schreibt nicht! Ist er krank? ist er todt? Nur das kann ihn entschuldigen. — Horch! Ein Posthorn! — Vielleicht ist er's. Ich eile, mich zu erkundigen. Auf Wiedersehen, schöne Frau! (Ab.)

Neunte Scene.

Frau von Linden, dann ein Bedienter.

Frau von Linden (allein).

Wo bleibt nur mein süßer Vitter? Ich hab

ihn beleidigt. Doch kann ich dafür? Ueber sein Herz kann man im Nothfall gebiethen, aber nicht über seine Lachmuskeln.

(Ein Bedienter tritt auf und übergibt einen Brief.)

Anna (allein, liest die Adresse).

„P. T. Frau von Linden, in loco.“ — Sehr lakonisch. Blasse Tinte, stumpfe Feder, hastige Züge — so schreibt nur ein aufgebrachter Mensch (öffnet den Brief). Richtig! von ihm. Nun wird er mir den Text lesen, oder vielmehr schreiben. (liest) „Gnädige Frau! Da ich in der Residenz beinahe täglich das Vergnügen hatte, Ihrer Gesellschaft zu genießen, so glaubte ich, Ihnen auch hier meine Aufwartung machen zu dürfen. Allein nun ich merke, daß ich unwillkommen bin“ — unwillkommen bin, unterstrichen! — „hab ich nichts Eiligeres zu thun, als Sie von meiner lästigen Gegenwart zu befreien. Wenn Sie dieses lesen“ — Er wird sich doch nicht erschießen? — „sitzt bereits im Postwagen“ — Er sitzt! Also er lebt noch! — „sitzt bereits im Postwagen Ihr ganz gehorsamer Diener.“ —

Zehnte Scene.

Anna von Linden. Aſſeſſor Ritter (tritt bei den letzten Worten ein).

Anna

(erblickt ihn im Spiegel und wiederholt).

„Wenn Sie dieſes leſen, ſitzt bereits im Poſtwagen Ihr ganz gehorſamer Diener.“ — (Läßt den Brief ſinken, und hält das Tuch vor die Augen).

Aſſeſſor (für ſich).

Sie weint — ich verzeihe ihr (tritt vor). Gnädige Frau. —

Anna.

Wie? Sie ſind noch hier?

Aſſeſſor.

Freilich.

Anna.

Sie ſitzen nicht im Poſtwagen?

Aſſeſſor.

Ich ſitze gar nicht.

Anna.

Sie haben aber doch die Pferde beſtellt?

Aſſeſſor.

Für den Augenblick ſind keine zu haben.

Anna.

Bedaure.

Aſſeſſor.

O, ich reiſe Morgen.

Anna.

Glück auf die Reiſe.

Aſſeſſor.

Es iſt Ihnen alſo ganz gleichgültig, ob ich komme oder gehe?

Anna.

Das hab' ich nicht geſagt.

Aſſeſſor.

Alle meine Aufmerkſamkeiten gelten Ihnen gar nichts?

Anna.

Aufmerkſamkeiten? Meinen Sie etwa den Brief, voll blaſſer Wuth und blaſſer Dinte?

Aſſeſſor.

Dinte war im Poſthaus keine beſſere zu haben; die Galle haben Sie geliefert.

Anna.

Noch Ein's, lieber Bitter, haben Sie den Werther geleſen?

Aſſeſſor.

Wie kommen Sie darauf?

Anna.

Durch Ihren Brief. Sehen Sie: er iſt voll Streuſand. Lotte ſchrieb in einem ähnlichen Fall an ihren Werther: Beſter! nimm keinen Streuſand, wenn ich deine ſüßen Zeilen küſſe, kommt mir der Sand in die Zähne. Das könnte mir auch geſchehen bei Ihren ſauerſüßen Zeilen.

Aſſeſſor.

Spott, und immer Spott! Und doch ſuchen Sie vergebens die Empfindung wegzuſpotten. Sie empfinden doch!

Anna.

Das fiel noch Niemanden ein zu bezweifeln.

Aſſeſſor.

Nur für mich fühlen Sie nichts.

Anna.

Doch: Mitleid.

Aſſeſſor.

Seit zwei Monaten haben wir uns nicht geſehen, und bei der erſten Begegnung lachen Sie mir ins Geſicht.

Anna.

Es war unartig, aber Sie kennen meine Lachluſt, beſonders wenn ihr ein ſo einladender Gegenſtand in den Weg kommt, wie die gegenwärtige Ausgabe Ihres Geſichts.

Aſſeſſor.

Dieſe Veränderung nahm ich ja nur Ihretwegen vor.

Anna.

Meinetwegen?

Aſſeſſor.

Sie haben eine Vorliebe für die Schnurrbärte

Anna.

Das iſt richtig.

Aſſeſſor.

Wenn Sie es verlangten, ich ließe mich tättowiren. So that ich denn die 2 Monate nichts, als daß ich mir den Schnurrbart wachſen ließ,

und ihn beſtens pflegte. Nun präſentir' ich ihn, und Sie lachen.

Anna.

Aber, Beſter! er kleidet Sie gar nicht. Sehen Sie ſelbſt. (Führt ihn vor den Spiegel.) Sanftes Geſicht, blondes Haar und der dunkle Schnurrbart'

Aſſeſſor.

Sie haben Recht! Nun komm' ich mir ſelbſt lächerlich vor.

Anna.

Nicht wahr?

Aſſeſſor.

Gut, ich will den Bart abſchneiden. Aber wenn Sie ihn wieder haben wollen, ſo geſchwinde wächſt er nicht nach. — Doch nun auf was Anderes. Ich bin Aſſeſſor geworden.

Anna.

Wirklich? da gratulire ich von ganzem Herzen.

Aſſeſſor.

Die Ausſichten haben ſich gebeſſert. Uebers Jahr bin ich vielleicht Rath. In der Freude meines Herzens eil' ich her, um Ihnen Alles zu erzählen, um hier ungeſtört Ihres Umgangs zu genießen.

Anna.

Und ſetzen meinen Ruf auf das Spiel? Was wird die Welt ſagen, wenn ein junger Mann einer Frau in das Bad nachreiſt?

Aſſeſſor.

Ei was! Ein Badeort iſt für alle Welt. Im Nothfall kann ich ja auch baden, und obendrein den Brunnen trinken.

Anna.

Aufrichtig: Ihre Ankunft iſt mir etwas ungelegen. Ich ſtehe auf dem Punkt mich wieder zu verheirathen.

Aſſeſſor.

Das ſagen Sie mir ins Geſicht?

Anna.

Sie ſind mein Freund. Einem Freunde darf man ſeine Schwachheiten nicht verhehlen. Haben Sie mich nicht auch zur Vertrauten Ihres Herzens gemacht?

Aſſeſſor.

Das waren alte Geſchichten. —

Anna.

Nicht doch! Als Sie mir die Geschichte erzählten, waren Sie noch recht sehr verliebt.

Assessor.

Wie können Sie glauben? — Gab ich Ihnen nicht sogar das Portrait meiner ehemaligen Geliebten?

Anna.

Wollen Sie es zurück? ich hole es sogleich.

Assessor.

Nichts weiter von dieser jugendlichen Thorheit! Seitdem hat sich Vieles geändert.

Anna.

Gleichviel! Ich heirathe.

Assessor.

Hm! Etwa wieder einen Methusalem, wie der erste Herr Gemahl war? Vielleicht den alten Baron —

Anna.

Dieß Mal ist's ein Junger.

Assessor.

Wie? hat sich etwa der einst geliebte Unge-

treue wieder eingefunden? Er hat bereut, man hat ihm verziehen. —

Anna.

O nichts von dieſer jugendlichen Thorheit! Mein Bräutigam iſt ein ſehr hübſcher, ſehr reicher junger Baron; ein Mann im Mannesalter. Ich kenne ihn zwar noch nicht, auch iſt die Verbindung noch nicht feſt beſchloſſen; aber ich erwarte täglich ſeine Ankunft.

Aſſeſſor.

Charmant! Da komm' ich ja zu einer Verlobung zurecht.

Anna.

Sehr möglich.

Aſſeſſor.

Kann man den männlichen Mann zu ſehen kriegen?

Anna.

Sobald er hier iſt.

Aſſeſſor.

Ich freue mich ſehr auf ſeine Bekanntſchaft.

Anna.

Gewiß nicht ſo ſehr, als ich.

Aſſeſſor.

Der alte Herr hat vermuthlich die Verbindung eingeleitet?

Anna.

So iſt es.

Aſſeſſor.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, doch das heißt eine Heirath etwas leichtſinnig ſchließen.

Anna.

Warum? Ich will ihn erſt kennen lernen.

Aſſeſſor.

Schon das iſt leichtſinnig.

Anna.

Und wenn er mir gefällt, und wenn er Ihnen gefällt —

Aſſeſſor.

Mir?

Anna.

So wird er mein Mann.

Aſſeſſor.

Ich habe alſo auch eine Stimme dabei?

Anna.

Wenn Sie verſprechen, unparteiiſch zu urtheilen

Aſſeſſor.

Ich rathe eine Jury von Liebhabern zuſammen zu ſetzen.

Anna.

Sie abſcheulicher Menſch! Als ob ich die Zimmer voll Liebhaber hätte!

Aſſeſſor.

Von Verehrern wollt' ich ſagen. Ich bin auch ſo ein Dilettant.

Anna.

Ich liebe die Dilettanten nicht.

Aſſeſſor.

Es kommt nur auf Sie an, mich zum Virtuoſen zu machen.

Anna.

Ich will Sie zu gar nichts machen.

Aſſeſſor.

Auch nicht zu Ihrem Mann?

Anna.

Ich kann ja nicht zwei Männer nehmen.

Aſſeſſor.

Den Einen will ich ſchon abfertigen.

Anna.

Ich bitte darum. Leben Sie wohl, Herr Assessor.

Assessor.

Witz und nichts als Witz! Das Herz geht darüber zu Grunde. Sie werden sich in eine unglückliche Ehe hineinscherzen, und erst dann, wenn es zu spät ist, an einen Mann denken, der es so aufrichtig meinte. Leben Sie wohl, gnädige Frau.

Anna.

Assessor, bester Assessor!

Assessor.

Was befehlen Sie?

Anna.

Sind Sie böse?

Assessor.

Ich —

Anna.

Nein, Sie müssen nicht böse seyn.

Assessor.

Ich bin eben nicht böse. —

Anna.

Sie müſſen mir verzeihen.

Aſſeſſor.

Erſt martern Sie mich —

Anna.

Verzeihen Sie mir? ja? (reicht ihm die Hand.)

Aſſeſſor

(küßt ihr die Hand, brummend.)

Was hilfts? (küßt ihr noch einmal die Hand.) Nun ja, ich verzeihe Ihnen. (Ab.)

Elfte Scene.

Anna von Linden (allein).

Ich muß mich in Acht nehmen, ich habe wirklich ein Faible für den Menſchen, obwohl er ſich nur einbildet, mich zu lieben. Seine erſte Leidenſchaft ſitzt ihm noch tief im Herzen; er weiß es ſelbſt nicht; ich muß ihn bei erſter Gelegenheit aufmerkſam machen. Nein, nein, es iſt nichts mit ihm! Eine reiche Wittwe und ein junger Menſch, ohne Vermögen, ein Praktikant — was würden die Leute ſagen? — Jetzt iſt er freilich

Aſſeſſor, und über's Jahr Rath! — Es iſt doch hübſch, wenn die jungen Leute bei Zeiten ihre Carriere machen. (Ab, in ihr Zimmer.)

Zwölfte Scene.

(Gaſthaus.)

Baron Adolph. Julie (in Offizierskleidern).

Adolph.

Lieber Ludwig, Du ſiehſt reizend aus.

Julie.

Beſter Adolph, Du wirſt niemals ernſthaft werden. Wozu dieſe Verkleidung?

Adolph.

Wie oft ſoll ich es wiederholen? Ich weiß, der Onkel hat im Sinne, mich zu verheirathen, er hat mir vielleicht ſchon eine Frau ausgeſucht. Vor den Kopf ſtoßen will ich ihn doch nicht, oder ihm trocken ſagen: ich bin mit der Waare ſchon verſehen. Darum müſſen wir das Terrain recognesciren. Der Zufall will, daß Dein jüngerer Bruder eben als Lieutenant aus der Akademie tritt;

du ſpielſt alſo einſtweilen deinen Bruder, mein Onkel lernt Dich kennen, indeſſen findet ſich eine günſtige Gelegenheit, ihm alles zu entdecken. Laß mir meine Freude, liebes Herz. Auch dein Vater hat in den Scherz eingewilligt.

Julie.

O der Vater iſt niemals der letzte, wenn's auf eine Poſſe ankommt. — Aber es iſt ſonderbar, wie ich in dieſen Kleidern meinem Bruder ähnlich ſehe.

Adolph.

Ich kenne ihn nicht, aber es muß ein kleiner Adonis ſeyn.

Julie.

Man merkt es dieſer Schmeichelei an, daß ſie in den Flitterwochen verfaßt iſt.

Adolph.

Flitterwochen? Sprich von Flitterjahren! Meine Zärtlichkeit iſt noch lange im Zunehmen, ja, ſie iſt eine unendliche Größe; ſie wird niemals aufhören, wie eine mathematiſche Linie — als Offizier mußt du das Bild verſtehen — und ich hoffe,

Deine Zärtlichkeit läuft mit der meinigen par allel.

Julie.

Es iſt gewiß, nicht leicht ward eine raſchere Ehe geſchloſſen, als die unſere; Du drängteſt dazu, der Vater auch — nur mit Zagen willigte ich ein: ich geſtand Dir ſogar aufrichtig, daß ich Dich vor der Hand nicht lieben könne. —

Adolph.

Aber nach der Hand kannſt Du's?

Julie.

Es kommt mir faſt ſo vor. — Wir Frauenzimmer ſind doch ein leichtſinniger Schlag Menſchen!

Adolph.

Wie ſo?

Julie.

Ich kann es nicht läugnen, daß ein gewiſſes Bild faſt ganz aus meinem Gedächtniß verwiſcht iſt —

Adolph.

Ein Bild iſt ein Bild! Wir halten uns an die Wirklichkeit.

Julie.

Du kennſt die Geſchichte noch nicht. Schon längſt fühlte ich ein Bedürfniß, Dir Alles zu bekennen. —

Adolph.

Laß das, liebes Kind. Das hat Zeit. Im Winter, zu Hauſe, auf meinem Schloß, am traulichen Kaminfeuer wollen wir unſere Memoires gegen einander austauſchen, und in froher Gegenwart über die Vergangenheit lächeln. Jetzt ſind wir auf der Reiſe, im Leben, im raſchen Genuß. Jetzt genäg' es uns, zu lieben und geliebt zu ſeyn.

Julie.

Ach, lieber Herzensmann!

Adolph.

Beſtes Weibchen! (küßt ſie.)

Der alte Baron Zinnburg.
(hinter der Scene.)

We iſt er? we? wo?

Adolph.

Das iſt die Stimme meines Onkels. (eilt ihm entgegen.)

Dreizehnte Scene.

Vorige. Baron Zinnburg.

Adolph.

Beſter Onkel!

Baron.

Neffe! Sohn! Adolph! Herzensjunge! (umarmt ihn)

Adolph.

Wie entzückt es mich, Sie wieder zu ſehen!

Baron.

Du ſiehſt aus, wie das Leben!

Adolph.

Sie ſind jünger geworden.

Baron.

Bei Deinem Anblick. — Doch wir ſind nicht allein. Wer iſt der Herr?

Adolph.

Mein Freund, Ludwig Herrmann, ſeit kurzem Lieutenant.

Julie.

Herr Baron —

Baron.

Gratulire zu dem frühzeitigen Avancement. Umarmen wir uns. (bei Seite) Ein völliger Milchbart! (zu Adolph) Du ließeſt lange auf Dich warten. Gut, daß Du endlich kommſt. Du haſt doch meinen letzten Brief erhalten?

Adolph.

Ja, lieber Onkel, er war ein bischen myſtiſch.

Baron.

Wird ſich alles aufklären. Höre, ich habe Dir eine Frau ausgeſucht.

Adolph.

So?

Baron.

Ein charmantes Weibchen, voll Geiſt, voll Leben. Sie iſt eine junge Wittwe; ihr Mann war der alte Obriſt Linden und mein Freund. Seit ſeinem Tode bin ich der Verwalter ihres Vermögens und ihrer Güter, und gleichſam der Vormund ihrer Perſon. Wir wohnen hier zuſammen. Du ſollſt ſie heute noch kennen lernen. Du wirſt ihr gefallen, ſie wird Dir gefallen; Ihr gebt das

ſchönſte Paar von der Welt. Heirathen mußt Du einmal, das iſt ausgemacht.

Adolph.

Ich ſollte heirathen?

Baron.

Nun ja! Der Name Zinnburg darf nicht ausſterben. Du haſt mir's verſprochen.

Adolph.

Ja, damals! (plötzlich ernſthaft) Ach, lieber Onkel, ſeitdem hat ſich ſehr viel geändert.

Baron.

Geändert?

Adolph.

Ich kann nicht mehr heirathen.

Baron.

Ich will nicht hoffen —

Adolph.

Eine unglückliche Liebe hat ſich meiner bemeiſtert. — (mit einem Seitenblick auf Julien) Du weißt es, Freund!

Julie (leiſe.)

Spitzbube!

Baron.

Eine unglückliche Liebe — und Du! Das iſt neu.

Adolph.

Ich liebe tief, innig, mit Schwärmerei, ja bis zur Raſerei. —

Baron.

Man merkts. Wen liebſt Du denn eigentlich?

Adolph.

Eine Frau.

Baron.

Eine verheirathete Frau?

Adolph.

Allerdings.

Baron.

Nun alſo! Die kannſt Du ja nicht mehr heirathen.

Adolph.

Nein! Aber ich werde ſie lieben bis zum letzten Hauch meines Lebens.

Baron.

Ums Himmels willen! Er iſt in ſeinen alten Tagen ſentimental geworden. (zu Julien) Lieber, junger Held, Sie ſind ſein Freund?

Julie.

Ich ſchmeichle mir damit.

Baron.

Reden Sie ihm zu, daß er meine Wittwe nimmt.

Julie.

Ich ſollte —? (leiſe zu Adolph) Da ſiehſt Du nun, wozu die ſaubere Verkleidung nützt.

Adolph.

Bemühen Sie ſich nicht, lieber Onkel: mein Freund denkt wie ich.

Baron.

So? Nun mit Erlaubniß, da denkt Ihr beide nicht ſehr vernünftig.

Adolph.

Auch Petrarca liebte gleich mir.

Baron.

Fi was! der war ein Dichter.

Adolph.

Er machte unſterbliche Sonette auf ſeine Laura.

Baron.

Du kannſt aber keine Sonette machen.

Adolph.

Ich will's gelegentlich versuchen

Baron.

Das fehlte noch! Nun will er gar Verse machen. Wenn es seyn muß, so mach' welche, aber auf die Wittwe.

Adolph.

Wittwen sind mir zuwider.

Baron.

Mir auch, wenn sie nicht so schön und jung sind, wie die Linden! Lieber Adolph, sieh sie nur erst an. Sie ist die Grazie, die Liebenswürdigkeit selbst. Ein so nettes Figürchen, ein solcher Teint, solche Füßchen, und solche Augen — nein, solche Augen sind Dir noch gar nicht vorgekommen.

Adolph (der aufmerksam zuhörte).

Augen, sagen Sie?

Baron.

Keine Augen: Leuchtkugeln, Raketen. Sieh sie nur an: Das Ansehen ist umsonst. Höchstens kostet's Dir Deine Ruhe. Komm, komm, ich führe Dich zu ihr.

Adolph.

Wenn Sie meinen. (will gehen.)

Julie (hält ihn zurück).

Halt, lieber Freund! Du vergißt ja gen: Deine Laura.

Adolph.

Ach, meine Laura!

Baron.

Was müssen Sie ihn an den Unsinn mahnen' — Komm, lieber Adolph! Besuchen mußt Du ein mal Frau von Linden. Ich hab' ihr so viel von Dir erzählt: es wäre unartig, ihr nicht sogleich Deine Aufwartung zu machen.

Adolph (geht in Arbeit).

Ja, es wäre unartig.

Julie.

Aber Du kannst doch die Visite nicht in Deinen Reisekleidern machen.

Adolph.

Richtig' Ich muß mich erst umkleiden Wissen Sie was, lieber Onkel? Melden Sie der gnädigen Frau einstweilen meine Ankunft und mei-

nen gehorſamſten Reſpekt. Ich komme gleich nach.

Baron.

Nun, das iſt doch ein Wort! — Da iſt die Adreſſe. Komm nur bald.

Adolph.

In 10 Minuten bin ich fix und fertig.

Julie (raſch und leiſe zu Adolph).

Sage, daß Du mich mitnimmſt.

Adolph.

Wozu, liebes Kind?

Julie.

Ich will Dir's hernach ſagen.

Adolph.

Wenn Du es haben willſt. — — Lieber Onkel, mein Freund darf mich doch begleiten?

Baron.

Dein Freund? (mit einem ſauern Geſicht) Mit Vergnügen. — Kleide Dich nur an. Der Herr Lieutenant findet indeſſen auf dem Kaffeehauſe gewiß Kammeraden; ich habe mehrere Offiziere deſſelben Regiments bemerkt. Vielleicht machen die Herren

eine Parthie. (zu Adolph, halb leise) Schalk, die ſchöne Wittwe iſt ſchon halb für Dich eingenommen. Nimm mir's nicht übel, aber ich hab' Dich ihr gleichſam auf den Kopf zugeſagt. Sieh, wie wurd' ich mich blamiren, wenn Du nun den Spröden ſpielen wollteſt. Alſo ſey klug, lieber Herzensjunge, ſey klug — (küßt ihn) und mach Deinem alten Onkel, quasi Vater, keine Schande.

Herr Lieutenant, vergeſſen Sie nicht die Kammeraden. (Ab.)

Vierzehnte Scene.

Adolph. Julie.

Julie.

Nun, das iſt eine saubere Geſchichte! (geht heraus auf und ab, jedoch in weiblicher Art.)

Adolph.

Eine ſehr luſtige Geſchichte.

Julie (naiv).

Das find' ich gar nicht. Wozu dieſe Verkleidung? frag' ich noch einmal. Derlei Myſtificationen machten mir von jeher ein ängſtliches Ge-

fühl. Sie werden aus Schadenfreude angeſtellt, und erregen meiſt Erbitterung. Laß mich die Maskerade abwerfen, geſtehe Deinem Onkel Alles. (immer raſcher) Du biſt Dein eigener Herr. Du kannſt eine Frau nehmen, welche Du willſt. Fällt es dem Onkel auch anfangs verdrießlich, ſeine Pläne vereitelt zu ſehen, ſo iſt es doch beſſer, er ärgert ſich jetzt, als wir täuſchen ihn noch lange Zeit, wo ſein Aerger nach der Entdeckung nur zunehmen muß. Auch bin ich es überdrüſſig, nur verſtohlen Deine Frau zu ſeyn; ich will ſcheinen, was ich bin. Es iſt nicht genug, daß wir verheirathet ſind; die Welt muß es auch erfahren. Ich habe keinen Grund, mich zu verbergen, Du haſt keine Urſache, Dich zu ſchämen. Darum weg mit dieſen fatalen Kleidern! Ich will es lieber dulden, daß mich Dein Onkel anfangs mit ſcheelen Augen anſieht, als länger in der närriſchen Vermummung herumgehen.

Adolph.

Gemach, gemach, liebes Kind! Du verlierſt Deine ganze offizierliche Haltung.

Julie.

Ich will mich nicht länger halten.

Adolph.

Aber Du haſt es verſprochen. Was man einmal angefangen hat, muß man durchführen. Du bleibſt in dieſen Kleidern. Uebrigens ſey ganz ruhig. Ich habe ſchon beiläufig ausgedacht, wie ich mich bei Frau von Linden benehmen will.

Julie.

So?

Adolph.

Ja. Ich will mir alle Mühe geben, ihr ſo bald wie möglich ganz unerträglich zu werden.

Julie.

Ich bin ſehr begierig, wie Du das anſtellen wirſt.

Adolph.

Gehſt Du denn wirklich mit, meine Liebe?

Julie.

Das verſteht ſich. Soll ich hier allein im Gaſthaus bleiben? oder ſoll ich wirklich zu den Offizieren auf's Kaffeehaus?

Adolph.

Gar nicht nöthig. Du verſperrſt Dich in Dein Zimmer, ich gehe indeſſen zur Frau von Linden. —

Julie.

Nein, nein! — Wenn die Tollheit fortgeſetzt werden muß, ſo will ich wenigſtens handelnde Perſon dabei ſeyn.

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Aſſeſſor Bitter (ohne Schnurrbart).

Aſſeſſor.

(den Hut auf dem Kopf, tritt ein, da er die beiden erblickt, nimmt er den Hut ab, höflich.)

Um Vergebung, meine Herren! Ich habe mein Zimmer verfehlt. (will umkehren.)

Adolph.

Halt, mein Herr! (ſieht ihm ins Geſicht) Es iſt richtig, Freund Bitter!

Aſſeſſor.

Seh' ich recht? Freund Wallberg!

Adolph.

Lieber Eduard!

Aſſeſſor.

Beſter Adolph! (Umarmung.)

Adolph.

Du wohnſt hier?

Aſſeſſor.

Nebenan.

Adolph.

Wie lange?

Aſſeſſor.

Seit zwei Stunden.

Adolph.

So ſind wir Nachbarn ſeit einer Stunde. Vortrefflich! (zu Julien, welche, indeſſen mit ſich beſchäftigt, auf das Vorgefallene wenig Acht hatte) Lieber Ludwig, das iſt mein Schul- und Jugendfreund Eduard Bitter.

Julie

(die den Aſſeſſor aufmerkſam betrachtet, für ſich.)

Himmel!

Aſſeſſor (eben ſo, betroffen).

Ich erſtaune.

Adolph.

Wie? kennt Ihr Euch? habt Ihr etwa auch mitſammen ſtudirt?

Aſſeſſor.

Ich habe den Herrn noch niemals geſehen, aber er hat eine Aehnlichkeit mit einer gewiſſen Perſon —

Adolph.

Eine Aehnlichkeit? (zu Julien, auf Bitter weiſend) und hat der Herr für Dich auch eine Aehnlichkeit?

Julie.

Ich kenne den Herrn nicht.

Aſſeſſor.

Auch die Stimme! — Herr Lieutenant haben Sie nicht eine Schweſter?

Adolph.

Eine Schweſter? Ja, der Lieutenant Herrmann hat eine Schweſter.

Aſſeſſor.

Herrmann! Es iſt richtig. Die Schweſter heißt Julie Herrmann? Tochter des Commerzienraths in —

Adolph (haſtig).

Kennſt Du ſie?

Aſſeſſor.

Allerdings. Kennſt Du ſie auch?

Adolph.

Ich kenne nur dieſen Lieutenant, ſonſt Niemanden von ſeinen Brüdern und Schweſtern.

Aſſeſſor.

Schade, daß Du ſie nicht kennſt. Du würdeſt über die wunderbare Aehnlichkeit erſtaunen.

Adolph.

Ich erſtaune bereits.

Aſſeſſor (zu Julien).

Wie befindet ſich Ihr Fräulein Schweſter?

Julie.

Recht wohl.

Aſſeſſor.

Iſt ſie vielleicht hier?

Adolph.

Nein — Bruder und Schweſter ſind weit auseinander.

Aſſeſſor.

Wenn ich fragen dürfte —

Adolph.

Hernach! hernach! Mein Freund iſt von der Reiſe müde. (zu Julien) Geh' auf dein Zimmer, mein Schatz, ruhe Dich aus.

Julie.

Ich bin nicht gar ſo müde —

Adolph.

Doch, doch!

Aſſeſſor (dazwiſchen).

Dieſe Stimme!

Adolph.

Du biſt das Reiſen nicht gewohnt. Ruhe Dich aus.

Aſſeſſor.

Leben Sie wohl, Herr Lieutenant. Ich hoffe auf Ihre nähere Bekanntſchaft, und freue mich, Nachrichten über Ihr Fräulein Schweſter zu erhalten, an deren Schickſal ich, als Freund Ihres Hauſes, den innigſten Antheil nehme.

Adolph.

Schon gut, ſchon gut! (zu Julien) Geh nur, lieber Freund. (leiſe, indem er ſie begleitet) Iſt das der

unterſtrichene Eduard aus den Wahlverwandſchaften?

Julie.

Ach ja! Er iſt's. (Ab, in das Seitenzimmer.)

Sechszehnte Scene.

Adolph. Aſſeſſor.

Aſſeſſor.

Nein, dieſe Aehnlichkeit — —

Adolph (etwas ärgerlich).

Was iſt das für ein Wunder, daß ſich Bruder und Schweſter ähnlich ſehen!

Aſſeſſor.

Nun erinn're ich mich: Julie hatte einen Bruder, der in der Reſidenz in der Akademie erzogen wurde.

Adolph.

Das iſt derſelbe.

Aſſeſſor.

Daß Du die Schweſter nicht kennſt! Sie iſt ein Engel.

Adolph.

Wirklich?

Aſſeſſor.

So reizend, als liebenswürdig.

Adolph.

So? (bei Seite) Ich hoffe, ich kenne meine Frau beſſer, als Du.

Aſſeſſor.

Ich muß Dir nur geſteh'n, ich hatte ein Verhältniß mit ihr.

Adolph.

Sieh doch!

Aſſeſſor.

Ein ſehr zartes und inniges Verhältniß.

Adolph.

Zart und innig? Erzähle mir Alles. (beſinnt ſich) Aber nein. Laß. Ein ander Mal. (für ſich) Sie ſoll es mir ſelbſt erzählen.

Aſſeſſor.

Es iſt doch ſonderbar! Seit Einem Jahr hab' ich ſie nicht geſehen, habe ſie ganz aufgegeben, ich bin ſeitdem in neuen Banden — und doch regte

mich der Anblick des jungen Menſchen ſo heftig auf, daß meine alte Leidenſchaft beinahe mit aller Kraft wieder erwacht.

Adolph.

Erwacht ſie? laß ſie wieder einſchlafen. Julie iſt ſo gut, wie verheirathet.

Aſſeſſor.

Wärs möglich? Sie wird gewiß nicht glücklich werden.

Adolph.

Das kann man nicht wiſſen.

Aſſeſſor.

Wer iſt der Mann? Ohne Zweifel hat ſie der Vater gezwungen. Vielleicht ein reicher Filz, ohne Herz, ohne Bildung, der ihrer nicht werth iſt.

Adolph.

Ho, ho! Nicht ſo raſch! Es ſoll gar kein übler Mann ſeyn. Der Bruder lobt ihn. Die Schweſter iſt ihm gut.

Aſſeſſor.

Iſt ihm gut? Weiber, das iſt Eure Beſtändigkeit! Wie oft haben wir uns ewige Liebe geſchworen.

Adolph.

Du haſt ein Recht zu ſchelten! Eben erzählt er mir, daß er in andern Banden iſt —

Aſſeſſor.

O bei uns Männern iſt das ganz etwas Anderes!

Adolph.

Freilich, freilich! — Wer iſt denn Deine neue Flamme?

Aſſeſſor.

Eine junge Wittwe. Ich bin ihr hieher nachgereiſt.

Adolph.

Bravo!

Aſſeſſor.

Sie iſt ein reizendes bezauberndes Weſen — zwar keine Julie, aber etwas Anderes, was auch nicht übel iſt.

Adolph.

Nun, ſo heirathe ſie.

Aſſeſſor.

Heirathe ſie! Iſt bald geſagt. Sie mag mich nicht. Sie will einen Andern heirathen. Was weiß ich! Einen jungen Baron.

Adolph.

Einen Baron? Wie heißt ſie?

Aſſeſſor.

Frau von Linden.

Adolph.

Alle Wetter! Das iſt meine Braut.

Aſſeſſor.

Deine Braut? Biſt Du denn ein Baron?

Adolph.

Mein Onkel, Baron Zinnburg, hat mich adoptirt.

Aſſeſſor.

Wir ſind alſo Nebenbuhler?

Adolph.

So etwas dergleichen.

Aſſeſſor.

Das iſt ſehr fatal. Ich wollte mich mit dem Baron ſchießen, aber wenn Du der Baron biſt —

Adolph.

Spare Dein Pulver. Ich trete Dir meine Braut ab.

Aſſeſſor.

Wirklich?

Adolph.

Mit Vergnügen. Was iſt's denn für ein Frauenzimmer?

Aſſeſſor.

Ein heftiges, munteres Weibchen, voll Launen, voll Bizarrerien, aber äußerſt anziehend. Als ſie noch Mädchen war und in Berlin lebte, ſollen ſich viele junge Männer ernſtlich um ſie beworben haben, aber aus Caprice heirathete ſie einen alten Haudegen, und begrub ſich auf ſeine noch ältere Ritterburg. Nun, dieſe Caprice wiederholt ſie wohl nicht mehr.

Adolph.

Sie lebte in Berlin? weißt Du ihren Familiennamen?

Aſſeſſor.

Allerdings. Sie war ein Fräulein Sternthal.

Adolph.

Anna von Sternthal?

Aſſeſſor.

Richtig. Kennſt Du ſie?

Adolph.

So obenhin. (bei Seite) Gehorſamer Diener! meine ehemalige Geliebte. (zum Aſſeſſor) Höre Schatz! als Mädchen war dieſe Anna ein kleiner Satan.

Aſſeſſor.

Das iſt ſie noch. Aber den Satan fürcht' ich nicht. Man muß ſie eben zu behandeln wiſſen. Ihr wunderlicher Charakter zog mich an; ich müßte mich ſehr irren, oder er paßt vollkommen zu dem meinigen. Sie quält, ſie martert mich, aber nur, weil ſie mich liebt.

Adolph.

Du haſt Recht: ſo liebt ein Satan. Iſt es Dein ernſtlicher Wunſch, ſie zu heirathen?

Aſſeſſor.

Mein ſehnlichſter.

Adolph.

Ich verſchaffe ſie Dir.

Aſſeſſor.

Du?

Adolph.

Mein Wort.

Aſſeſſor.

Wenn Du das könnteſt —

Adolph.

Ich verſpreche nicht mehr, als ich halten kann. Aber laß mich jetzt allein; ich habe Geſchäfte. Wir treffen uns noch.

Aſſeſſor.

Vielleicht bei der Linden, nicht wahr?

Adolph.

Kann ſeyn.

Aſſeſſor.

Du verſprichſt mir alſo, ſie nicht zu heirathen?

Adolph.

Heirathen? Gewiß nicht.

Aſſeſſor.

Mir fällt eine Laſt vom Herzen. Adieu, lieber Freund! (geht, kehrt um) à propos! Man wird doch den Lieutenant noch zu ſehen kriegen?

Adolph.

Den Lieutenant? Vielleicht.

Aſſeſſor.

Er muß mir von meiner Julie erzählen.

Wenn ſie nur glücklich wird! Wenn ihr Mann nur im Stande iſt, ſie glücklich zu machen. Wenn ich ſie nur noch einmal ſehen könnte! (Ab.)

Siebzehnte Scene.

Adolph (allein).

Er iſt ein völliger Türke: die Eine will er ſehen, die Andere heirathen. — Ich bin wirklich in einer beſondern Lage. Der entſcheidende Moment in meiner Ehe ſcheint gekommen. Julie iſt in der Criſis. Wenn ſie ſie nur glücklich überſteht! Es iſt eben eine Seelenkrankheit, man muß der Natur ihren Lauf laſſen. Aber vor der Hand wollen wir doch ſehen, wie ſich der Patient befindet. (öffnet die Seitenthüre) Julie! biſt Du da?

Achtzehnte Scene.

Adolph. Julie (in weiblichem Negligee).

Adolph.

Wie, Du haſt die Verkleidung weggeworfen?

Julie.

(ohne auf ſeine Frage zu hören.)

Sprich, iſt er fort?

Adolph.

Ja.

Julie.

Ach, mein Freund! Siehſt Du nun? Längſt wollt' ich Dir bekennen —

Adolph.

Nur ruhig, mein Kind! Alles hat ſeine Zeit. Sagt' ich Dir nicht, die Zeit der Confeſſion werde kommen? Jetzt iſt ſie da. Wir wollen Alles ruhig beſprechen. Setzen wir uns. (ſetzt Stühle, ſie ſetzen ſich in die Mitte des Theaters) So. Du liebteſt alſo dieſen Eduard?

Julie.

Ach ja! So heiß, ſo innig —

Adolph.

Nur gelaſſen! Nichts präcipitirt! Eines nach dem Andern. Wie wurdet Ihr bekannt?

Julie.

Er practicirte in dem Bureau meines Vaters.

Der Vater brachte ihn in unſer Haus. Eduard unterrichtete mich im Engliſchen.

Adolph.

Aha! daher die Vorliebe für Shakespeare!

Julie.

Wir waren beide jung und unerfahren. In dem Städtchen hatten wir wenig Umgang. Wir waren täglich beiſammen, laſen mit einander, meine halb blinde und taube Gouvernante ſaß darneben; unvermerkt bildete ſich ein Verhältniß, eine gewiſſe ſchwärmeriſche Liebe — wir ſpielten alle die Romane, die wir laſen.

Adolph.

Ich hoffe, Ihr habt keine verbotenen Bücher geleſen.

Julie.

Der Vater betrachtete mich wie ein Kind; ich war es auch. Endlich wurde er aufmerkſam, er ließ gegen Eduard ein Wort fallen, daß ich im Engliſchen ſchon ziemlich feſt ſey; er bat ihn, ſeine täglichen Beſuche einzuſtellen. Eduard wurde heftig, er läugnete gar nicht, daß er mich liebe, er bat um meine

Hand. Das ſchied uns für immer. Eduard hat kein Vermögen; auch mein Vater iſt nicht reich, wie Du weißt. Mit aller Zartheit, mit aller Schonung ſtellte er uns beiden vor, wie uns die Verhältniſſe eine Verbindung vielleicht erſt nach verblühter Jugend möglich machten. Zur ſelben Zeit ward Eduard in ein Bureau der Reſiden: berufen. Wir ſchieden, und mußten dem Vater verſprechen, nicht zu korreſpondiren. Es war eine Trennung für's Leben.

Adolph (nach einer Pauſe).

Liebes, gutes Weibchen! Du biſt gerührt. Halte Deine Thränen nicht zurück. Fern ſey es von mir, daß ich Deine ſanften, unſchuldigen Gefühle verdammen ſollte.

Julie

(umarmt ihn ſchweigend).

Adolph.

Nun, nun, mein Täubchen, beruhige Dich — Das iſt die ganze Geſchichte?

Julie.

Die ganze.

Adolph.

Hm! Sonderbar! Denke Dir, liebes Kind, ich bin in einem ähnlichen Fall. So eben erfahre ich, daß ich mit einer früheren Geliebten zusammen treffen soll.

Julie.

Mit einer früheren Geliebten?

Adolph.

Es ist die mir bestimmte Braut

Julie.

Wie —?

Adolph.

Bleib' nur sitzen. Du bist fertig, jetzt muß ich bekennen. Ich liebte Anna von Sternthal mit jugendlicher Leidenschaft; sie war mir geneigt, aber heftig, herrschsüchtig, wie sie war, hatten wir täglich Streit. Unsere Liebe war eine beständige Ebbe und Fluth. Endlich erfuhr sie eine Intrigue mit einem hübschen Blumenmädchen, die ich zur Ebbe-Zeit, um mich zu zerstreuen, mit ihr angefangen — und da brach sie mit mir. — Jetzt soll ich sie wiedersehen. Aber sey ganz ruhig. Ich weiß es

längſt, daß wir nicht für einander taugen. Ueberdieß — auch mein Jugendfreund Eduard kennt die launenhafte Anna.

Julie.

Kennt ſie?

Adolph.

Im Vertrauen: er iſt in ſie verliebt.

Julie.

Eduard?

Adolph.

Er will ſie heirathen.

Julie.

Unmöglich.

Adolph.

Ich habe ihm meine Unterſtützung verſprechen müſſen.

Julie.

O Männer! Männer!

Adolph.

Was ſoll der Ausruf?

Julie.

Eduard ſchwur mir ewige Treue.

Adolph.

Schwurſt Du nicht auch, liebe Frau?

Julie (verwirrt).

Ich —? ja Dir.

Adolph.

Und früher ihm.

Julie.

Du haſt Recht. Ich kann Dir's nicht verhehlen, bei Eduards Anblick erwachte lebhaft die frühere Neigung, die ich völlig erloſchen glaubte. Darum laß uns eilig von hier, laß uns nach Hauſe zurückkehren, wenn Dir meine Ruhe lieb iſt. (Steht auf.)

Adolph (gleichfalls).

Nicht doch, Beſte! Muß nicht der Onkel erſt gewonnen werden? erfordert nicht die Höflichkeit, daß ich Frau von Linden wenigſtens beſuche? Du wollteſt mich ja begleiten —

Julie.

Nimmermehr! Thue, was Du willſt, ich bleibe hier.

Adolph.

Nun gut. Ich gehe allein. Ich will den Onkel ausholen, will ſehen, wie ſich die Linden nimmt.

Julie.

Du gehſt?

Adolph.

Auf mein Zimmer, ich will mich umkleiden und Du?

Julie.

Ich bleibe auf meinem Zimmer; ich ſchließe die Thüre ab.

Adolph (begleitet ſie).

Recht, liebes Weibchen!

Julie (im Gehen).

Laß mich nicht lange warten.

Adolph.

Nicht doch! Lebe wohl.

Julie.

Lebe wohl! Bleib' nicht gar zu lange bei der Linden, hörſt Du? (an der Thüre) Adolph!

Adolph.

Mein Julchen?

Julie.

Ich habe Dir nichts verhehlt, mein Herz liegt offen vor Dir: — haſt Du mir verziehen?

Adolph.

Was ſoll ich Dir verzeihen? Daß Du jung warſt? Daß Du liebteſt? Im Frühling blühen die Bäume, aber im Sommer geben ſie Schatten. Soll ich ſeinen erquickenden Schatten verſchmähen, weil ich den Baum nicht blühen ſah? — (küßt ſie) Sey getroſt! ſey munter! — Ich fürchte nichts von Eduard: ſey Du unbeſorgt wegen der Linden. (Seitwärts ab, während Julie eine halbe Bewegung macht, ihm zu folgen.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Geſellſchaftszimmer bei Frau von Linden. Im Hintergrunde Blumentöpfe).

Anna von Linden (ſitzt auf dem Kanapee). Der alte Baron Zinnburg. Baron Adolph und Aſſeſſor Bitter (zum Beſuch).

Baron (zu Anna und Adolph).

Alſo Ihr kennt Euch ſchon? Das iſt ja vortrefflich! Eine Bekanntſchaft erneuert ſich leichter, als ſie ſich anknüpft. (mit einem Seitenblick auf Bitter) Wir wollen der Erneuerung nicht im Wege ſeyn. (ſetzt ſich.)

Anna.

Sie gehen, Herr Baron?

Baron.

Es iſt meine Promenade-Zeit, auch will ich dem Herrn (auf Bitten) unſere Parkanlagen zeigen.

Aſſeſſor (der ſitzen bleibt).

Bitte, bemühen Sie ſich nicht.

Baron (nimmt ihn beim Arm).

Nein, nein, Sie müſſen ſie ſehen! Ich führe Sie durch das Birkenwäldchen über den Roſenhügel zu unſern Felſenpartien, dann nehmen wir den Umweg übers Jägerhaus, und wandeln gemächlich am Teich zurück.

Aſſeſſor.

Das iſt ja eine völlige Fußreiſe!

Baron.

Nicht doch! In einem Stündchen iſt Alles abgethan. — Ich hole Dich ſpäter ab, lieber Neffe. Du nimmſt es doch nicht übel, daß ich Dich mit der ſchönen Frau allein laſſe? — (zu Anna und Adolph) Vielleicht ſpeiſen wir zuſammen. Nicht? — Liebes charmantes Frauchen — (küßt Frau v. Linden die Hand)

beſter Herzensneffe — (küßt ihn) wie's mich freut, daß Ihr Euch ſchon kennt! — Schwatzt Euch nur recht aus! Es iſt ſo hübſch, über vergangene Zeiten zu plaudern! — Na, ich gehe. Wenn ich zurück komme, werd' ich erfahren, ob wir mitſammen ſpeiſen, nicht wahr? — Kommen Sie, Herr Aſſeſſor, kommen Sie! (ab mit Vitter, der zurückblickt.)

Zweite Scene.

Anna von Linden. Baron Adolph.

(Beide ſetzen ſich anfangs ſchweigend gegenüber und betrachten ſich.)

Anna (nach der Pauſe).

Alſo wir ſollen uns heirathen?

Adolph.

Wir ſollen uns ausſchwatzen!

Anna.

Wovon ſchwatzen wir nur gleich?

Adolph.

Von den vergangenen ſchönen Zeiten, meint der Oheim.

Anna.

Nicht doch! Er ſprach nur von der Vergangenheit.

Adolph.

Die Vergangenheit iſt meiſtens ſchön.

Anna.

Und oft gerade deſshalb ſchön, weil ſie vergangen iſt.

Adolph.

Gehorſamer Diener, wenn die Bemerkung unſerm ehemaligen Verhältniß galt.

Anna.

Unſer jetziges Verhältniß verlangt Aufrichtigkeit.

Adolph.

Freilich! Wenn wir uns heirathen ſollen —

Anna

Hätten Sie wirklich den Muth, meinen Mann vorzuſtellen?

Adolph.

Warum nicht? wenn Sie die Courage haben, meine Frau zu werden.

Anna.

Ich wollte Ihnen das Leben ſauer genug machen.

Adolph.

Dieſes Talent bewunderte ich ſchon vor Zeiten an Ihnen.

Anna.

Ich lernte in Ihrer Schule.

Adolph.

Um Vergebung! Sie hatten längſt ausſtudirt, als wir uns kennen lernten. — Aber es iſt nicht recht, ſchöne Frau, daß Sie ſich ſtellen, gar nichts für mich zu empfinden.

Anna.

Ich ſtelle mich nur?

Adolph.

Ganz gewiß.

Anna.

Woher wiſſen Sie das?

Adolph.

Von mir ſelbſt. In meinem Herzen glimmt der Funke noch, und wenn Sie ein klein wenig ſchüren wollten —

Anna.

Nein, nein! Ich fürchte eine Feuersbrunſt.

Adolph.

Darum ſorgen Sie bei Zeiten für Löſchanſtalten! Begießen mich mit kaltem Spott! Sollte man nicht meinen, Sie wollten das Feuer erſticken, um nicht ſelbſt von dem Brand mit ergriffen zu werden?

Anna.

Ohne Sorge! Mein Herz iſt ziemlich feuerfeſt.

Adolph.

Vielleicht auch aſſekurirt?

Anna.

Allerdings. Von dem Verſtand.

Adolph.

Der zahlt nur ſchmale Procente. Die Aſſekuranz der Liebe iſt ſicherer; die baut vom Grund neu auf. Doch mich däucht, auch dafür iſt geſorgt. Es ging eben Einer weg, der ſo ziemlich einem Brandverſicherer ähnlich ſah.

Anna.

Was ſeyd Ihr doch eitle Weſen! Ihr könnt

keinen Korb bekommen, ohne den Grund außer Euch zu suchen. Ihr tröstet Euch mit einem Nebenbuhler, weil Ihr niemals begreifen lernt, daß uns Euer ganzes Geschlecht gleichgültig seyn kann.

Adolph.

Das sind alte Mährchen, schöne Anna. Damit schreckt man keine Kinder mehr. Ich behaupte, es gab noch keine Donna Diana, die nicht ihren Cäsar gefunden.

Anna.

So will ich die Erste seyn.

Adolph.

Schade! Sie würden auch die Letzte bleiben.

Anna.

Um so besser! Ich liebe das Besondere.

Adolph.

Dann bedaure ich den armen Bitter.

Anna.

Bitter? was soll der?

Adolph.

Er hat mir sein Herz eröffnet.

Anna.

So?

Adolph.

Er ſprach von Ihnen.

Anna.

Von mir?

Adolph.

Mit Verehrung.

Anna.

Er ſagte —?

Adolph.

Daß er Sie anbete.

Anna.

Er unterſtand ſich?

Adolph.

Sie unendlich liebenswürdig zu finden.

Anna (ſteht raſch auf).

Abſcheulich!

Adolph (der gleichfalls aufſteht).

Was iſt daran Abſcheuliches?

Anna (die auf und abgeht).

Das werd' ich ihm nie vergeben!

Adolph (der ihr folgt).

Aber was hat er denn so Uebles gethan?

Anna.

Von mir zu sprechen! Mit einem Fremden! Mit Ihnen!

Adolph.

Sie vergeßen, daß wir alte Schulfreunde sind.

Anna.

Gleich viel! Es ist unverzeihlich!

Adolph.

Bedenken Sie nur: wenn wir Männer zusammen kommen, wir machen's wie die Frauen: wir sprechen am liebsten von unsern Liebesgeschichten.

Anna.

Ich liebe ihn nicht, ich hasse, ich verabscheue ihn. — Er soll mir nicht mehr vor die Augen.

Adolph.

Ich bitte für ihn.

Anna.

Gehen Sie! Sie sind noch zehnmal abscheulicher, als er.

Adolph.

Da iſt die weibliche Juſtiz: er hat gefehlt, und ich ſoll büßen.

Dritte Scene.

Vorige. Das Kammermädchen.

Kammermädchen.

Euer Gnaden —

Anna.

Was giebt's?

Kammermädchen.

Draußen ſteht ein junger Offizier, der nach Ihnen fragt.

Anna.

Nach mir?

Kammermädchen.

Und nach dem Herrn Baron. Er nennt ſich Lieutenant Herrmann.

Adolph.

Herrmann? (bei Seite) Alle Wetter! Meine Frau. — Erlauben Sie, gnädige Frau — ich bin gleich wieder hier.

Vierte Scene.

Vorige. Julie (als Offizier gekleidet, tritt raſch ein).

Kammermädchen.

Da kommt der Herr Lieutenant. (Ab.)

Julie (geht auf Adolph zu).

Adolph!

Adolph.

Was machſt Du hier? wer hieß Dich kommen? warum bliebſt Du nicht zu Hauſe?

Julie.

So? ich ſoll allein zu Hauſe bleiben, während Du hier — ? (mißt Frau von Linden.)

Adolph

(ſtellt ſich dazwiſchen, ihr winkend).

Nur ruhig, mein Kind!

Julie

(ſtellt ſich auf die andere Seite, mit Beziehung).

Nein, ich will nicht ruhig bleiben! Hier iſt meine Stelle bei Dir! Ich allein habe ein Recht auf Dich!

Adolph.

Ja doch! (leiſe) Verrathe Dich nicht!

Anna

(die Julien aufmerksam betrachtet).

Wer iſt der junge Mann?

Adolph.

Mein Reiſegefährte, Ludwig Herrmann. Es iſt ein ſchüchterner junger Mann, der eben aus der Akademie kommt. Ich lieſs ihn allein im Gaſthauſe. Er iſt an mich gewöhnt. Er ſuchte mich auf.

Anna.

Lieutenant Herrmann! Der Name — dieſe Züge —

Adolph.

Kennen Euer Gnaden meinen jungen Freund?

Anna.

Nein. Aber man erzählte mir von einer gewiſſen Julie Herrmann. Ich beſitze ihr Portrait.

Julie.

Mein Portrait!

Adolph.

Nicht doch! das Portrait Deiner Schweſter.

Anna.

Julie iſt die Schweſter des Herrn?

Adolph.

So iſt es. Die Geſchwiſter gleichen ſich zum Verkennen. Sieh doch, lieber Ludwig! Die gnädige Frau beſitzt das Portrait Deiner Schweſter.

Julie.

Darf man fragen, wie die gnädige Frau zu dem Portrait kam?

Adolph.

Beileibe, mein Kind! Das darf man nicht fragen. — Verzeihen Eure Gnaden! Der junge Menſch iſt im Umgang mit Frauen ganz unerfahren.

Anna.

Deſto beſſer. — Herr Lieutenant, es freut mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Julie (halb höflich, wider Willen).

Viel zu gütig.

Anna.

Wie alt ſind Sie?

Adolph (raſch).

Achtzehn Jahre.

Anna.

Laſſen Sie den jungen Menſchen doch ſelbſt

ſprechen! — Sie heißen Ludwig? Darf ich Sie bei Ihrem Vornamen nennen?

Julie (wie oben).

Nach Belieben.

Anna.

Nur Muth, lieber Ludwig! Wenn man mit einer gereiften Wittwe ſpricht, darf man die Augen wohl aufſchlagen. (Julie mißt ſie, wie oben) So iſt's recht! (zu Adolph) In der That, ein artiger junger Menſch! Ich wette, ſeine Schweſter iſt nicht halb ſo hübſch. (zu Julien) Ich hole Juliens Portrait. Wir wollen die Züge vergleichen. Sie müſſen mir von Ihrer Schweſter erzählen, lieber Ludwig. (kokett) Verzeihen Sie einen Augenblick! Ich bin gleich wieder da. (Ab in das Seitenzimmer.)

Fünfte Scene.

Adolph. Julie.

Adolph.

Gratulire, mein Schatz! Du machſt eine Eroberung.

Julie.

Du kannſt noch ſcherzen?

Adolph.

Ich ſollte freilich nicht. Frau von Linden beſitzt Dein Portrait: es läßt ſich errathen, wer es ihr gab.

Julie.

Sie hat es von Eduard.

Adolph.

Und er von Dir?

Julie.

Nein, ich gab es ihm nicht; ich ſaß ihm nur.

Adolph.

Das iſt beiläufig daſſelbe.

Julie.

Er verſprach, es nie von ſich zu geben.

Adolph.

Recht erbaulich!

Julie.

Nicht ſo arg, als das Tête-a-tête, in dem ich Dich traf.

Adolph.

Wir ſagten uns lauter Bitterkeiten.

Julie.

Wirklich?

Adolph.

Ich wollte die Linden mit Bitter verſöhnen.

Julie.

Was geh'n Dich fremde Händel an?

Adolph.

Sieh doch! Du willſt Deinen Eduard nicht abtreten.

Julie.

Freilich, die ſchöne Wittwe würde den Unterhändler zu belohnen wiſſen.

Adolph.

Mein Kind, Deine Eiferſucht iſt lächerlich.

Julie.

Dein Argwohn iſt kränkend. Es ſchmerzt, es betrübt mich —

Adolph.

Aber lieber Schatz —

Julie.

Dieſer Mangel an Vertrauen —

Adolph.

Sey nur ruhig!

Julie.

Du verkennſt mein Herz — Du liebſt mich nicht — —

Adolph.

Ja doch! Ich liebe Dich! ich kenne Dich! Ich vertraue Dir! Wenn die Linden käme! — Nur keine Thränen! Bedenke, daß Du ein Offizier biſt! — Sie kommt! ſie kommt! — Schnell die Augen getrocknet!

Sechste Scene.

Vorige. Anna von Linden.

Anna.

Herr Lieutenant, hier iſt das Portrait. Kommen Sie! ſetzen Sie ſich zu mir. Nein, nein, hieher auf's Kanapee. So. Nun wollen wir Zug für Zug vergleichen. Hm? Iſt Ihre Schweſter getroffen?

Julie.

Sehr glücklich!

Anna.

Dann iſt die Aehnlichkeit nicht ſo groß. Sa-

gen Sie ſelbſt, Baron: hat der Bruder nicht feinere Züge?

Adolph.

Ganz gewiß.

Anna (vergleichend).

Lebhaftes Auge, einen Zug von Gutmüthigkeit um den Mund. Das Portrait hat kleine, nichtsſagende Augen, mit einem gewiſſen Ausdruck von Tücke.

Adolph.

Es iſt auch ſchlecht gemalt.

Anna.

Außerordentlich ſchlecht.

Julie.

Meine Schweſter findet das Gegentheil.

Anna.

Ihre Schweſter? Das will ich glauben.

Adolph.

Der Maler war kein Künſtler. Man merkt von Weitem den Dilettanten, den Liebhaber.

Anna.

Doch kann man ſich daraus ein Bild von

Fräulein Julien machen. Gewiß, ſie würde neben dem Bruder verlieren. — (hingeworfen) Julie iſt vielleicht hier?

Julie.

Nein. Aber ich denke, es iſt hohe Zeit, ſie erſcheinen zu laſſen.

Siebente Scene.

Vorige. Aſſeſſor Bitter (raſch eintretend), dann der alte Baron Zinnburg.

Aſſeſſor.

Gnädige Frau — —

Julie (für ſich).

Eduard!

Aſſeſſor.

(da ſich Anna wegwendet, und mit Julien ſpricht).

Was iſt geſchehen? Sie ſcheinen erzürnt? — Alle Wetter! Lieutenant Herrmann!

Adolph.

Du kommſt allein? wo iſt der Onkel?

Aſſeſſor.

Er keucht mir nach. Sage mir nur —

Adolph.

Ich habe für Dich gesprochen. Alles steht gut.

Assessor.

Das merk' ich eben nicht. Sie sieht mich nicht an, diskurirt mit dem Lieutenant —

Adolph.

Sey froh! Das ist ein Zeichen ihrer Neigung.

Assessor.

Kuriose Neigung!

Baron Zinnburg (auftretend).

Uf! Ich bin außer Athem. Der Herr Assessor läuft wie ein Windspiel. — Nun, lieber Neffe — — was seh ich? — Der Milchbart!

Anna.

Sieh da, Herr Baron! Sie kennen doch den Begleiter Ihres Neffen? Ein charmanter, junger Mann! — Bleiben Sie sitzen, lieber Ludwig! (spricht leise mit Julien.)

Baron.

Was soll das heißen?

Assessor.

Ich falle aus den Wolken.

Baron.

Sie macht ihm ordentlich den Hof.

Adolph (zu Bitter).

Sieh nur, wie ſie mit ihm tändelt!

Aſſeſſor.

Mit einem Lieutenant! Es iſt entſetzlich!

Adolph.

Abſcheulich!

Aſſeſſor.

Unverzeihlich!

Anna (zu Julien).

Sehen Sie mich als Ihre ältere Freundin an, die ſich ein Vergnügen daraus macht, einen ſo artigen, beſcheidenen Jüngling für die Welt zu bilden.

Aſſeſſor.

Nun will ſie ihn gar bilden.

Baron.

Neffe Adolph!

Adolph.

Lieber Onkel!

Baron.

Kannſt Du das ruhig mit anſehen?

Adolph.

Was ſoll ich thun?

Baron.

Du fragſt noch? Ihr den Abſchied geben, ſo gleich verlaſſen.

Adolph.

Wenn Sie befehlen —

Baron.

Nein, nein! Bleib' nur! Sie muß ſich erklären —

(Aſſeſſor Bitter hat ſich indeß Frau von Linden genähert, die ihm kein Gehör gibt.)

Anna

(aufſtehend, wie auch Julie).

Sie haben den Brunnen noch nicht beſucht? Das bunte Treiben wird Ihnen gefallen. Ich mache Sie in meinem Kreiſe bekannt. (zum alten Baron) Herr Baron, Sie begleiten uns doch? Ich ändere nur ein wenig meine Toilette. (läßt ihr Tuch fallen. Julie bleibt unbeweglich; Adolph und Bitter bücken ſich ſchnell darnach) Halt, Ihr Herrn! Euch war es nicht beſtimmt. — Herr Lieutenant, ich habe mein Tuch verloren.

Julie.

Ja ſo! (hebt es auf.)

Anna.

Ich danke. — Der junge Menſch wird ſich fermiren. Man muß ſich ſeiner annehmen. — Bleiben Sie hier, lieber Ludwig. Ich komme bald wieder. Betrachten Sie mich als eine Freundin Ihrer Schweſter, und ſobald Sie ſie ſehen, bringen Sie ihr das. (macht die Pantomime eines Kuſſes, wobei ſie mit Schadenfreude auf die beiden Herren blickt) Adieu, messieurs! (zu Adolph und Bitter) Wenn Sie Geſchäfte haben, laſſen Sie ſich nicht abhalten. (Ab, in das Seitenzimmer.)

Achte Scene.

Baron Zinnburg. Adolph. Julie. Aſſeſſor Bitter.

Adolph (zu Julien).

Deine Eroberung iſt vollſtändig.

Aſſeſſor.

Ich möchte mir alle Haare aus dem Kopf raufen.

Adolph.

Sieh nur, mein Kind! Freund Bitter eifert mit Dir.

Baron.

Neffe Adolph!

Adolph.

Lieber Onkel?

Baron.

Was sagst Du zu der Geschichte?

Adolph.

Was soll ich sagen?

Baron.

Die Linden ist eine Kokette.

Adolph.

Kein Zweifel.

Baron.

Sie muß sich ändern, oder aus der Heirath wird nichts.

Adolph.

Wirklich nicht? — Onkel, ich habe Ihnen etwas zu entdecken.

Baron.

Nun?

Adolph.

Ich muß allein mit Ihnen ſprechen.

Baron.

So komm' auf mein Zimmer.

Adolph.

Wohlan!

Julie

(faßt ihn am Rock, ängſtlich).

Nimm mich mit!

Baron.

Zurück, junger Herr! Wir ſprechen uns hernach.

Adolph (zu Julien).

Bleib' nur da! Ich will zuerſt den Onkel vorbereiten. (Ab mit dem alten Baron.)

Neunte Scene.

Julie. Aſſeſſor Bitter.

Julie

(für ſich, im Zweifel, ob ſie Adolphen folgen ſoll).

Nun läßt er mich mit ihm allein!

Aſſeſſor.

Nun, mein Herr! Sie machen ja gewaltig ſchnelle Progreſſen!

Julie.

Ich?

Aſſeſſor.

Frau von Linden kam Ihnen freilich auf halbem Wege entgegen.

Julie.

Was kümmert mich Frau von Linden!

Aſſeſſor (nähert ſich ihr).

Wie, Sie fühlen nichts für ſie?

Julie (ihm ausweichend).

Nichts, gar nichts!

Aſſeſſor.

Deſto beſſer! Glauben Sie mir, ſie iſt eine Schlange.

Julie (die ihn ausholen will).

Wirklich?

Aſſeſſor.

Eine ſchöne Schlange, das iſt wahr, aber giftig, ſehr giftig. Trauen Sie ihr nicht.

Julie.

Ich habe wohl von ihr nichts zu beſorgen.

Aſſeſſor.

Sie kennen ſie nicht. Sie fängt Jeden, und Jeden anders. Sie hat Geiſt, Witz, Talente — das iſt das Unglück! Das ſind lauter Fäden, aus denen ſie ihre Netze webt. Sie hat auch ein Herz; aber das iſt bei ihr nur ein Luxus-Artikel, das hat das ganze Jahr Ferien; ihr kleiner Trotzkopf beſtreitet die ganze Haushaltung ihres innern Menſchen. Und was ſteckt alles in dem Köpfchen? Launen, Capricen, Bizarrerien, Minauderien flattern da herum, wie die Fledermäuſe. Sie läßt alle Künſte ſpielen. Und wozu? Um zu gefallen, und nebenbei zu quälen. Wem zu gefallen? Der ganzen Welt. Und wen zu quälen? Einen Einzigen. Und der bin leider ich!

Julie.

Wenn Frau von Linden ſo iſt, wie Sie ſie malen, warum fliehen Sie ſie nicht? warum ſuchen Sie ihre Geſellſchaft?

Aſſeſſor.

Warum? es iſt einmal mein Schickſal. Ich bin verliebt.

Julie.

Verliebt? in Frau von Linden? — Freund Adolph erzählte mir doch von Ihrer früheren Liebe, von einem zarten innigen Verhältniß —

Aſſeſſor.

Das iſt nichts. Kinderei, Poſſenſpiel im Vergleich mit dem, was ich jetzt fühle. Die Linden iſt kein gewöhnliches Weib; wenn ſie will, ſo iſt ſie hinreißend, bezaubernd, lauter Feuer und Gluth; ſelbſt ihre Launen ſind entzückend, das zieht an, das ſtößt ab; das reizt immer aufs Neue; kein Tag gleicht dem Andern, man lebt in ſteter Unruhe, aber man lebt doch, man fühlt ſich; der Zuſtand iſt peinigend, aber intereſſant, aufs Höchſte intereſſant. — Jenes Mädchen war ein ſeelengutes, weiches, zartes, unſchuldiges Geſchöpf; aber nichts, als zart, in Einem fort unſchuldig. Sie lächelte freundlich, wie ein Maientag, damit war's alle. Wer mag immer freund-

lich lächeln ſehen? Es muß auch Wolken geben, erſt donnern und blitzen. Die blitzte niemals. Sie hatte, was man Gemüth nennt; eine ſchöne Sache! aber wenn ſonſt nichts dabei iſt, auf die Länge langweilig, etwas langweilig —

Julie (ſtößt ihn zurück).

Genug, mein Herr! Sie mögen auch der rechte Liebhaber ſeyn!

Aſſeſſor (travirt).

Mein Herr —

Julie.

Was erzählen Sie mir den Unſinn? was kummert's mich, wen Sie lieben, nicht lieben? Julie war wohl zu gut für Sie. Sie weiß es längſt. Nennen Sie ihren Namen nicht mehr. Geben Sie zu Ihrer gefallſüchtigen, eitlen, lächerlichen Cokette.

Aſſeſſor.

Herr Lieutenant, wollen Sie mich beleidigen?

Julie.

Ja

Aſſeſſor.

Ich bin nicht der Mann, der einen Schimpf einſteckt.

Julie.

Thun Sie, was Sie wollen.

Aſſeſſor.

Eine ſolche Behandlung duld' ich nicht.

Julie.

Sie verdienen keine beſſere.

Aſſeſſor.

Kein Wort weiter, oder —

Julie.

Sparen Sie Ihre Drohung! Ich verachte Sie!

Aſſeſſor.

Das iſt zu viel!

Zehnte Scene.

Vorige. Adolph. Baron Zinnburg.

Baron.

Wer iſt das Frauenzimmer, das Du gegen meinen Willen —? Ich gebe meine Zuſtimmung

nimmermehr. Ich will ſie ſehen. Nur wenn ſie mir gefällt — — wer iſt ſie? wo iſt ſie?

Adolph.

Sie ſollen ſie kennen lernen, lieber Onkel, bald, heute noch.

Aſſeſſor

(der indeſſen Julien verlaſſen hat, ergreift ſie beim Arm).

Halt, mein Herr! Sie müſſen mir Rede ſtehen.

Julie.

Ich will nicht länger mit Ihnen reden.

Baron.

Was haben die Leute?

Adolph.

Seyd Ihr entzweit?

Julie und Aſſeſſor (zugleich).

Er hat mich beleidigt.

Adolph.

Wirklich? Ihr müßt Euch ſchlagen.

Aſſeſſor.

Er verdiente faſt eine kleine Züchtigung.

Baron.

Ich ſtimme auch dafür.

Adolph (lachend).

Ja, ja; Ihr müßt Euch ſchießen. Ich hole Piſtolen.

Aſſeſſor.

Laß nur. Die Jugend des Herrchens ſchützt ihn vor meinem Grimm.

Adolph.

Nichts da! Ich hole die Piſtolen.

Baron.

Aber was iſt denn geſchehen? Ich verſtehe eigentlich kein Wort.

Adolph.

Piſtolen! Piſtolen!

Elfte Scene.

Vorige. Anna von Linden (noch nicht vollſtändig angekleidet, das Kammermädchen mit der Spitzenhaube hinter ihr).

Anna.

Was ſoll der Lärm?

Aſſeſſor (am Julien).

Der junge Herr —

Baron.

Das Bürſchchen!

Adolph.

Sie wollen ſich ſchlagen. Piſtolen!

Anna.

Was hat's gegeben? Ludwig, erzählen Sie.

Julie.

Laſſen Sie mich!

Adolph.

Ich hole die Piſtolen!

Anna.

Halt! Ich verbiete ein Duell.

Adolph.

Eigentlich ich auch.

Anna.

Was haben Sie hier zu ſagen?

Adolph.

Ich verbiete es einmal. Ludwig, nicht wahr, Du ſchlägſt Dich nicht?

Julie.

Ich bin erwacht. Meine Verblendung iſt völlig gewichen. Komm', mein Freund, laß uns dieſe Menſchen fliehen!

Adolph.

Viktoria! Die Kur iſt vollendet; Freund Bitter, ich danke Dir. Wir brauchen keine Piſtolen!

Anna.

Was bedeutet das Alles?

Adolph.

Was es bedeutet? (nimmt der Kammerjungfer die Haube weg und ſetzt ſie Julien auf) Daß ſie meine Frau iſt, meine Julie!

Anna.

Wie?

Aſſeſſor.

Julie?

Baron.

Seine Frau?

Adolph.

Ja, lieber Onkel.

Baron.

Seit wann?

Adolph.

Seit 14 Tagen.

Baron.

Heißt?

Adolph.

Julie Herrmann, Tochter des Commerzienraths Herrmann —

Baron.

Hat der Vater eingewilligt?

Adolph.

Allerdings.

Baron.

Teufelsmensch, mein Neffe.

Adolph.

Zürnen Sie, lieber Onkel?

Baron.

Zürnen? — Er hat einmal seinen eigenen Kopf. Weil Du nun verheirathet bist — Umarmen Sie mich, Frau Nichte!

Julie.

Von ganzem Herzen.

Baron.

Es ist richtig ein Frauenzimmer! — Aber der Lieutenant kam mir gleich anfangs verdächtig vor.

Anna.

Mir auch.

Adolph (zu Vitter).

Und Dir auch, nicht wahr?

Aſſeſſor.

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

Adolph.

Du ſollſt aufrichtig bekennen. (zu Anna) Vielleicht verzeiht man Dir.

Aſſeſſor.

Ich habe ſchon längſt Alles bekannt.

Adolph.

Wirklich? Und Sie, ſchöne Frau?

Anna.

Ich weiß nicht recht, woran ich bin.

Julie.

Ich könnte Sie aufklären. Nach dem Bekenntniß, das mir der Herr vor einer Viertelſtunde machte —

Adolph.

Hat er Dir auch ein Bekenntniß gemacht?

Julie.

Für mich eben kein ſchmeichelhaftes. Er gestand mir ſeine Neigung für eine dritte Perſon.

Aſſeſſor

(mit einem Blick auf Adolph und Julien).

Nach den neueſten Aufklärungen, wag' ich es, mein Geſtändniß vor Ihnen zu wiederholen.

(wendet ſich zu Anna.)

Julie.

Und ich will es unterſtützen.

Adolph.

Wahrhaftig, ich auch.

Anna

(zum Aſſeſſor, der ihre Hand ergriffen, und zu den Uebrigen, die ſich genahert).

Nun, nun, wir wollen ſehen, was zu machen iſt.

Adolph.

Brave. Es leben die Bekenntniſſe zu rechter Zeit!

Franz Walter,

Charaktergemälde

in

vier Aufzügen.

Perſonen.

Mannhart, Senator und Kaufherr.
Margarethe, ſeine Frau.
Clara, ſeine Tochter.
Franz Walter, } Neffen des Senators.
Philipp Walter, }
Werner, im Dienſte des Senators.
Doktor Wagner.
Wilibald, Maler.
Marie, ſeine Frau.
Fritz, } ihre Kinder.
Auguſte, }
Chriſtine, eine Amerikanerin.
Martin.
Jakob, Diener im Hauſe des Senators.
Franzens Wirthſchafterin.
Eine Magd.

Die Handlung ſpielt in einer deutſchen Handelsſtadt zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Halle im Haus des Senators, mit der Ausſicht auf den Hafen.)

Der Senator, Margarethe, Clara und Philipp (ſitzen beim Frühſtück).

Senator.

Du kamſt geſtern Abends um 11 Uhr nach Hauſe, Philipp; das thut nicht gut, das iſt gegen die Ordnung.

Philipp.

Aber lieber Herr Oheim —

Senator.

Ein Kaufmann muß den Kopf ſchon am frühen Morgen hübſch beiſammen haben. Spät ſchlafen geben und früh aufſtehen macht einen ſchweren Kopf.

Philipp.

Sorgt Euch nicht, Herr Oheim: ich ſchlafe genug. Ein paar Abendſtündchen mit meinen Freunden beim Glaſe Wein verplaudert, macht mich für den nächſten Tag aufgeweckter, als wenn ich 10 Stunden ſchliefe. Uebrigens, wenn man ſo fröhlich bei einander ſitzt, wer ſieht da auf die Uhr! Ich breche immer ohnehin der Erſte auf. Die Andern bleiben ſitzen. Man muß ſich ſchämen.

Senator.

Laß Du die Andern! Das ſind reicher Leute Kind. Die mögen leben, wie es ihnen behagt. Wer fremdes Brod ißt, muß ſich fügen.

Philipp.

Verzeiht, Oheim: ich dächte, mein Bruder hätte das Koſtgeld für mich voraus bezahlt.

Senator.

Ei? haſt Du davon gehört? — Gut, gut! — (zu Margarethen) Sieh, Mutter, da ſitzt er vor dir, der lebendige Zeitgeiſt. Es iſt der Tag nahe, wo wir alten Männer den jungen Leuten Rechnung legen müſſen. Koſtgeld! voraus bezahlt? — Ja, ja! — Seit ſeinem zwölften Jahre hab' ich ihn im Hauſe, er iſt vater- und mutterlos, ich habe den Jungen erzogen, hielt ihm Lehrer, nahm ihn endlich vorm Jahr auf Probe in meine Wechſelſtube — nun merkt er, daß er brauchbar iſt, will gern ſein Stück Geld allein verdienen, ſpricht von Koſtgeld, um nicht von Dankbarkeit ſprechen zu müſſen, meint wol gar, ich hätt' ihm noch hinauszuzahlen. Brave, junger Menſch, brave! (ſteht auf.)

Philipp

(gleichfalls, wie die andern.)

Herr Oheim —

Clara.

Der Vetter hat's wol nicht ſo ſchlimm gemeint, Herr Vater.

Senator.

Weiß er was, junger Menſch? ich will ihm Rechnung legen. Wenn dabei Dinge zur Sprache kommen, die ihm nicht gefallen, ſo iſt's nicht meine Schuld. — Als Dein Vater vor 10 Jahren ſtarb, und bald darauf die Mutter, meine Schweſter, da ſtand Euer Haus nicht zum Beſten. Dein älterer Bruder hatte alle Noth, die Gläubiger zu bezahlen; dann zog er in die weite Welt, ſein Glück zu ſuchen: wir wiſſen nicht, was ſeitdem aus ihm geworden. Er handelte redlich an Dir, dem damals unmündigen Knaben. Kaum mit dem Nothdürftigſten verſehen, verließ er ſeine Vaterſtadt, vorher aber ging er zu mir und ſprach: Oheim, nehmt Euch des Knaben an, um ſeiner Mutter willen. Hier ſind 3000 Mark, der Reſt unſerer Habe. Behaltet den Jungen. — Das iſt das Koſtgeld, wovon Du ſprachſt. Es trug eben nicht gar hohe Zinſen. Willſt Du das Capital zurück haben, und damit auf eigene Fauſt leben? Es liegt bereit. Du kannſt es jede Stunde beziehen.

Margarethe.

Nicht doch, Vater! Du demüthigst den jungen Menschen allzu sehr.

Senator.

Es schadet nicht. Sein vorlautes Wesen bringt ihm kein Glück. — Sieh, Philipp, ich weiß, worauf Du insgeheim hoffst. Du meinst, Dein Bruder, der im fernen Amerika umherschweift, werde plötzlich wiederkehren, und einige Tonnen Goldes zu Deinen Füßen schütten. Wünsche eines Knaben! Wenn er noch lebt, so lebt er so wenig im Ueberfluß, als Du, sonst hätt' er nicht 10 Jahre lang geschwiegen.

Philipp.

Raubt mir nicht meine schönste Hoffnung, Oheim, daß ich den Bruder wiedersehe: Mag er doch ohne Tonnen Goldes kommen: wenn er nur kommt.

Senator.

Er ist nicht der Mann, sich zu bereichern. Wer reich werden will, muß die Menschen zu behandeln wissen, muß ihre Schwächen ertragen,

muß ihnen ſchmeicheln. Das kann Dein Bruder nicht. Du taugſt weit beſſer in die Welt. Franz iſt ernſthaft, düſter, unzufrieden mit ſich und den Menſchen. Er tadelt, wo er ein Gebrechen gewahrt, und zwar mit bitterem Spott: das erträgt Niemand. Solch ein Gemüth iſt zur Kaufmannſchaft verderben. — Doch genug! Es iſt Zeit, an die Arbeit zu gehen. In die Schreibſtube, Herr Neffe! Die Correſpondenzen warten. Sey fleißig.

Philipp (küßt ihm die Hand).

Lebt wohl, Herr Oheim. Vergebt mir mein unbedachtſames Wort. (küßt Margarethen die Hand und winkt Clara'n freundlich zu).

Clara (leiſe zu Philipp).

Seyd munter, Vetter. Der Vater iſt ſchon wieder gut.

Philipp (eben ſo).

Ich weiß ja. Der Alte brummt gerne. Aber ſorgt Euch nicht, Baſe. Ich pfeife ein Liedchen, und bin auch wieder guter Laune. (Ab.)

Zweite Scene.

Senator. Margarethe. Clara.

Margarethe.

Ein guter, artiger Junge, der Philipp.

Senator.

Ein leichtes Blut.

Clara.

Ihr geht in den Senat? Befehlt Ihr Hut und Stock, Vater?

Senator.

Hernach, mein Kind. Ich habe mit Dir zu ſprechen, Frau. Bleib nur, Clara. Es betrifft auch Dich. — Ihr erinnert Euch des Herrn von Kaiſerling, des preußiſchen Edelmannes, der unlängſt durch unſere Stadt reiſte, und der mir die Ehre erwies, durch 3 Tage bei mir Quartier zu nehmen.

Margarethe.

Es war ein feiner, geſprächiger Herr. Er gefiel mir.

Senator.

Du haſt ihm auch gefallen. So eben erhalt

ich einen Brief von ihm, worin er unser ganzes Hauswesen rühmt, zumeist die Hausfrau. Er lebt Deinen Verstand.

Margarethe.

Zu viel Ehre.

Senator.

Deine Häuslichkeit, Deinen Fleiß.

Margarethe.

Dieses Lob läßt sich hören.

Senator.

Sogar auch Deine Kuchen hat er nicht vergessen: bessere Kuchen gäb' es nicht im ganzen deutschen Reich.

Margarethe.

Daran erkennt man den gereisten Mann.

Senator.

Er will das Reisen aufgeben, will sich hier ansiedeln.

Margarethe.

Wirklich? da soll er noch ganz andere Kuchen kennen lernen.

Senator.

Das ist vor der Hand nicht sein Hauptzweck.

Im Vertrauen! unſer Töchterlein machte großen Eindruck auf den edlen Herrn.

Margarethe.

So?

Senator.

Er fragt, ob er ihr nicht mißfallen habe, er wünſcht, ihre Neigung zu erwerben; mit einem Wort, er hält um ihre Hand an.

Margarethe.

Ei, ei!

Senator.

Nun, liebe Frau! was ſagſt Du dazu?

Margarethe.

Es geht nicht an. Ein Edelmann und die Tochter eines Patriciers, eines Senators! das paßt nicht.

Senator.

Bedenke: er will ſich bei uns ankaufen, er wünſcht Bürger unſerer freien Stadt zu werden.

Margarethe.

Dann ließe ſich über den Antrag reden. Ich für meinen Theil war den Edelleuten niemals abhold.

Senator.

Und Du, Clara? Du ſchweigſt? — Hört mich, Kinder; Ihr wißt, wie wichtig der Reichthum in unſerm Staat iſt. Ich bin Senator, ich rathe und richte über Wohl und Wehe der Einzelnen, des Gemeinweſens; die Bürger erwählten mich vorm Jahr zu dieſer Würde, weil ſie die Tauglichkeit in mir zu finden glaubten; ſie hätten mich aber nicht gewählt, wär' ich nicht zugleich der reichſten Kaufherrn Einer geweſen. Und dieſe Sitte iſt weiſe, iſt verehrungswerth: der Richter ſey unabhängig, damit er unbeſtechbar bleibe. — Ich habe dieſe Unabhängigkeit faſt verloren. Die Verbindung mit dem Schwager, ſein Fall, ſein Tod erſchütterte zuerſt unſer Haus; die Zeitläufte waren nicht darnach, es wieder zu befeſtigen. Als Privatmann beſitze ich genug, aber nicht als Glied des Senates. Dieſe Stellung beunruhigt mich längſt. Meine Mitbürger vertrauen mir nicht mehr, wie ſonſt, ich ſelbſt mißtraue mir. Ich muß es erwarten, daß man mich bei der nächſten Senatorenwahl nicht fürder beſtätigt, wenn ich nicht ſelbſt freiwillig zurücktrete.

Margarethe.

Das verhüthe der Himmel, dieſe Demüthigung —

Senator.

Sie iſt zu vermeiden. Herr von Kaiſerling iſt reich, iſt entſchloſſen, ſein groſſes Vermögen mit dem meinigen zu verbinden; nur ſo bin ich im Stande, mein voriges Anſehen wieder herzuſtellen. Das Jawort meines Kindes kann mir meine Heiterkeit, meine Ruhe wiedergeben. (Pauſe.)

Margarethe.

Clara —

Clara.

Mutter —

Margarethe.

Du antworteſt dem Vater nicht?

Clara.

Ich thue, was er beſchlieſſt.

Margarethe (zum Senator).

Sie willigt ein.

Senator.

Ich will ſie nicht zwingen. Sie mag den Schritt bedenken.

Margarethe.

Wozu? Ich sehe kein Hinderniß.

Clara.

Liebe Eltern, darf ich es sagen? Ihr habt Ein's vergessen.

Margarethe.

Das wäre?

Senator.

Sprich, mein Kind.

Clara.

Bin ich nicht so gut, als verlobt?

Senator.

Verlobt?

Clara.

Hat mir doch die Mutter selbst erzählt, wie Ihr der guten Muhme auf dem Sterbebette versprochen: meine und Franzens Hände in einander zu legen.

Margarethe.

Das ist freilich so. Aber Franz zog in die weite Welt. Wer weiß, ob er wieder kommt!

Senator.

Wer weiß, wie er wiederkommt! Wir verhehl-

ten damals der sterbenden Schwester den Fall ihres Hauses, sonst hätte sie uns gewiß ein solches Versprechen niemals abgefordert. Von dieser Seite sey ganz ruhig, mein Kind. Ich nehm' es auf mein Gewissen. — Aber jetzt bedenke den Antrag. Morgen, übermorgen sage Deine Antwort.

Margarethe.

Ich will's mit ihr überlegen, Vater.

Senator.

Laß Du die Clara! Sie ist klug. Sie wird sich selbst zu rathen wissen.

Margarethe.

Aber —

Senator.

Aber ich will nicht, daß Du ihr einredest.

Margarethe.

Ei was! Vier Augen sehen besser, als zwei.

Senator.

Sie soll aber mit ihren eigenen Augen sehen. Ich gehe auf die Schreibstube. Dann in den Senat. Komm, Mutter, komm': ich will Dir den

Brief zeigen, vor Allem die Stelle von den Kuchen. (Beide ab.)

Dritte Scene.

Clara (allein).

Eine Magd

(kommt, welche aufräumt, ein Spinnrad aus der Ecke holt, und vor einen Stuhl ſtellt, dann wieder abgeht).

Clara

(ſetzt ſich zur Arbeit, und läßt bald, nachſinnend, die Hände in den Schooß ſinken).

Vierte Scene.

Clara. Werner (mit Schriften).

Werner.

Guten Morgen, Jungfer Clara.

Clara.

Herr Werner! Sie ſuchen den Vater. Er iſt drinnen.

Werner.

[illegible] ein Buch gebracht.

Clara.

Danke, Herr Werner. Sind wieder ſo ſchöne Lieder darin von dem Göthe?

Werner.

Allerdings.

Clara.

Ich freue mich darauf. Danke vielmals, Herr Werner. (ſieht in das Buch, entläßt ihn, er will ſich mit einer Verbeugung entfernen.)

Clara.

Herr Werner!

Werner.

Sie befehlen?

Clara.

Wie ſteht es mit Ihren Hoffnungen?

Werner.

So ziemlich.

Clara.

Haben Sie mit meinem Vater geſprochen?

Werner.

Nein.

Clara.

Und warum nicht?

Werner.

Verzeihen Sie: ich bringe kein kluges Wor hervor, wenn ich mich ſelbſt anpreiſen ſoll.

Clara.

Es iſt auch nicht nöthig. Ich kann's Ihnen ja ſagen: neulich ſprach der Vater über Tiſch davon: Herr Werner iſt ein brauchbarer Mann, ſagte er; das Amt des Syndik gebührt ihm, wenn der Senat gerecht iſt.

Werner.

Ihr Herr Vater urtheilt ſehr gütig über mich; möchte die Tochter das Gleiche von mir denken.

Clara.

Daß Sie ein guter Syndik ſind? das verſteh' ich nicht.

Werner.

Daß ich ein guter Menſch bin.

Clara.

Das läßt ſich hören. Ein guter Menſch, aber ein Schwärmer, ſagt Vetter Philipp. Sind Sie ein Schwärmer?

Werner.

Ich weiß nicht.

Clara.

Es ſieht faſt ſo aus. Man zieht Sie mit dem Amt herum. Das macht Sie düſter. Aber nur Muth! Sie bekommen es doch.

Werner.

Meinen Sie? und wenn ich es habe? was dann?

Clara.

Dann? Ich verſtehe Sie nicht, Herr Werner.

Werner.

Ich meinte nur — vergeben Sie — (will ihre Hand ergreifen, die ſie zurückzieht.)

Clara (kurz).

Ich höre den Vater. Er will in den Senat. Adieu, Herr Werner.

Werner.

Ich gehe. (Ab.)

Fünfte Scene.

Clara (allein).

Wunderlicher Menſch! Man muß ſich faſt bü-

then, mit ihm allein zu ſeyn. — Komm her, du buntes Büchlein! Du ſollſt mich auf andere Gedanken bringen. (blättert herum) Da iſt ein Zeichen. Laß ſehen! (lieſt.)

„Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen."

(lieſt leiſe weiter bis zum Schluß, dann laut.)

„Ach, aber ach! das Mädchen kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen.
Es ſang und ſtarb und freut' ſich noch,
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch."

Ach wie ſchön! Und wie traurig! — Armes Veilchen! Warum mußteſt Du eben am Wege ſtehen!

Sechste Scene.

Clara. Franz

(erſcheint auf der Straße, wirft ſich mit dem Geſicht auf den Boden, ſteht dann auf, und tritt in die Halle).

Franz (der ſich Clara nähert).

Jungfer —

Clara (aufgeſchreckt).

Was gibts? wer ſind Sie? was wollen Sie? (ſteht auf.)

Franz.

Ich ſuche den Senator Mannhart.

Clara.

Der Vater iſt nicht zu Hauſe.

Franz.

Der Vater? Alſo Ihr ſeyd —? (betrachtet ſie) Ja, ja, Ihr ſeyd es! — Clara!

Clara.

Sie kennen mich?

Franz.

Wie ſchön, wie hold ſeyd Ihr geworden! Gebt mir die Hand, gute Clara.

Clara.

Ihr thut sehr bekannt.

Franz.

Sind wir doch alte Bekannte. Ihr seht verwundert? habt Ihr ein so schlechtes Gedächtniß? haben mich die 10 Jahre mehr verändert, als Euch? Gewiß nicht. Ich ward aus dem Jüngling ein Mann, Ihr seyd vom Kinde zum Mädchen worden.

Clara.

Zehn Jahre? — Himmel! soll ich's glauben?

Franz (breitet die Arme aus).

Base Clara!

Clara.

Vetter Franz!

Franz.

So sey es mir ein gutes Zeichen, daß ich Dich zuerst in die Arme schließe, Du holdes, schönes Mädchen — Liebling meiner Mutter!

Clara.

Guter Franz!

Franz.

Lassen wir die Todten! — Was machen die

Deinen? der Oheim? die Muhme? — Du nichſt freundlich? Sie leben, ſie ſind wohl! — Und — vergieb, er, zu dem mich das Herz am meiſten drängt, — mein Bruder, mein Philipp, den ich als zarten Knaben zurückließ?

Clara.

Philipp! O wie wird er ſich freuen!

Franz.

Wo iſt er?

Clara.

Stille, Vetter! Ich will ihn holen, will ihm nichts verrathen. Ihr werdet Eure Freude an ihm haben. Das iſt ein lieber, wackerer Menſch geworden. Ich will nicht eigennützig ſeyn, und mit Euch allein plaudern; genug, daß ich Euch zuerſt geſehen. Ich hole den Philipp; erlaubt mir nur, daß ich mit ihm wiederkomme. (Ab.)

Siebente Scene.

Franz (allein).

Vaterland — ich hänge doch mit ſtärkeren Banden an Dir, als ich dachte! Der Anblick dieſes Hauſes, Claras Stimme erweckten Erinnerun

gen — — ſieh da! Thränen! — Bin ich noch ſo weich? hab' ich doch nur einmal in meinem Leben geweint. Kein Quell vertrocknet ſchneller, als die Thräne. — (nachdem er auf und abgegangen) Claras Empfang war herzlich. Aber warum? Ich bin ihr Vetter. Was iſt das? Ein Vetter, den man nicht kennt, iſt ein Fremder. Sie ſchien gerührt. Weßhalb? — Hm! Sie kennt meinen Reichthum, hat meine Geſchenke bekommen. Ich weiß ja, daß man ſich hier zu Lande die Liebe nach Marken Silbers zumißt. Warum macht' ich es nicht, wie der Comödienvetter, der heimlich zurück kehrt, und ſich arm ſtellt, um die Herzen ſeiner Verwandten zu prüfen. — Laſſen wir's. — Nun wollen wir uns noch den Bruder beſehen. Es war ein lieber Knabe, aber ich fürchte, ſie haben auch ſo einen trockenen Freiſtädter aus ihm geſchnitzt.

Achte Scene.

Franz. Clara. Philipp.

Philipp (im Auftreten).

Sprecht doch, Baſe, wer iſt es denn?

Clara.

Seht ſelbſt zu. — Vetter Franz, da bring' ich ihn.

Philipp.

Franz?

Franz

(bei Philipps Anblick überwältigt).

Bruder!

Philipp.

Iſt es möglich?

Franz.

Bruder Philipp!

Philipp

(ſtürzt ihm in die Arme).

Bruder! lieber, guter, einziger Bruder! — Ach Gott! ach Gott! Das iſt zu viel Glück! — Bruder, mein Bruder! — (liebkoſt ihn.)

Franz

(zu Clara, die ſeitwärts ſteht, und ihre Thränen lächelnd trocknet, ſeine Rührung verbergend).

Ihr weint, Baſe?

Clara.

Verzeiht, Vetter! Ich mußte des Anblicks genießen. Nun laſſ' ich Euch gern allein.

Philipp

(verläßt Franz und umarmt Clara).

Gute Baſe! kommt nur bald wieder. Ruft den Oheim herbei, die Muhme, das ganze Haus — —

Clara (ab.)

Neunte Scene.

Franz. Philipp.

Philipp

(wieder in Franzens Armen).

Daß Du lebſt! daß Du hier biſt! Wie oft hab ich nach dir geſeufzt! Liebſter, beſter, böſeſter Bruder! So lange zu ſchweigen, ſo lange fern zu bleiben!

Franz.

Stille, Philipp! Sprich nicht! Laß mich Dich betrachten. — Glücklicher Bruder! Wie ſehr gleichſt Du ihr!

Philipp.

Der Mutter? Nicht wahr? Alle ſagen's.

Franz.

Trägst Du sie noch im Gedächtniß?

Philipp.

Wie denn anders? Sieh Bruder, ihr Portrait an meinem Halse.

Franz.

Ihr Portrait?

Philipp.

Willst Du es haben?

Franz.

Nein, nein! Laß nur. — Freust Du Dich denn auch wirklich, mich wieder zu sehen?

Philipp.

Ob ich mich freue? Welche Frage! Fast muß ich glauben, Du freust Dich nicht. Freilich, was hast Du an mir? Ich bin ein unbedeutender junger Mensch; Du bist ein erfahrner Mann, der ferne Länder, der andere Welttheile gesehen. Schon als Du in meinen Jahren warst, rühmte man Deinen Geist; ich weiß es wohl, ich reiche nicht an Dich: nicht mit dem Kopf, nicht mit der Bildung, aber vielleicht mit dem Herzen. Hing ich

nicht immer an Dir? Du weißt ja! Sieh, ſo bin ich noch. Wie das Kind zum Vater, wie der Zögling zum Lehrer, ſo ſeh' ich zu Dir empor. So lang Du ferne warſt, fühlt' ich mich arm, verlaſſen, hilflos; nicht, daß ich den Oheim anklage: er behandelt mich gut; mir geht nichts ab; aber ein Bruder iſt doch ein Anderes! Er ſchützt kräftiger, er liebt wärmer. Darum verlaß mich nicht mehr, Bruder Franz! Bleibe bei mir: Deinem treueſten Freunde. — Aber Du ſchweigſt? — Du ſagſt kein Wort? mißfiel Dir meine Rede? hab' ich wohl thöricht, unbeſonnen geſprochen?

Franz.

Ich horche auf Dein Geſchwätz, guter Philipp: es klingt ſo ſüß. Die Töne der Liebe hab' ich lange nicht vernommen. Du fragſt, ob ich Dich liebe? Biſt Du doch mein einziger Beſitz auf Erden! Für Dich hab' ich geſtrebt, gearbeitet; Du ſollſt auch in Zukunft mein beſtes Glück, meine liebſte Sorge ſeyn. — Aber komm jetzt! Laß uns den Oheim aufſuchen.

Philipp.

Er iſt im Senat. Du ſiehſt ihn auf Mittag. Ich kann mich nicht von Dir trennen. — Wie kamſt Du an? allein, oder in Geſellſchaft? woher kommſt Du? — Ich weiß noch nichts.

Franz.

Ich komme aus Marsland. Ein Gütergeſchäft brachte mich her. Ich ſprang ans Ufer und lief her, Dich zu ſuchen.

Philipp.

Und wie lebteſt Du? waren Deine Reiſen glücklich? Du haſt wohl viel Ungemach ausgeſtanden? Ich weiß von dem Oheim: Du ließeſt Dein Erbtheil mir zurück, und gingſt mit geringer Habe in die Fremde.

Franz.

Der Zufall war mir günſtig. Mit dem lebhafteſten Wunſche, die Schuld unſers Vaters an den Oheim dereinſt abzutragen, verließ ich mein Vaterland. Gott Lob, ich bin es im Stande. Ich kehre als reicher Mann zurück.

Philipp.

Wirklich, Bruder?

Franz (lächelnd).

Das Schiff, das Euch auf meine Ankunft vorbereitete, machte Euch doch auch ein wenig mit meinem Reichthum bekannt?

Philipp.

Welches Schiff?

Franz.

Die Medea, die ich vor drei Monaten voraussandte mit meinen Waaren, mit Briefen und Geschenken für Euch.

Philipp.

Es kam kein Schiff, es kam keine Nachricht von Dir.

Franz.

Wie? so wußtest Du nichts von meiner nahen Ankunft?

Philipp.

Kein Wort.

Franz.

Auch der Oheim, die Muhme nicht?

Philipp.

Gewiß nicht.

Franz.

Alſo auch die Baſe nicht! — Ich that ihr Unrecht.

Philipp.

Aber ſprich: das Schiff —

Franz.

Iſt ohne Zweifel geſcheitert.

Philipp.

Himmel! Und Du ſprachſt von Reichthümern.

Franz.

Hängt Dein Herz daran?

Philipp.

Das eben nicht — —

Franz.

Mag das Schiff verloren ſeyn, nun weiß ich es: Euer Empfang war aufrichtig. — Aber Ihr erhieltet keine Nachricht — ſchlimm! Alſo iſt der treue Diener todt, der mich von hier in die neue Welt geleitet, den ich mit dem Schiff vorausgeſandt. Armer, treuer Menſch! Das Lügen war

ſein einziger Fehler, den ich oft hart genug rügte! Nun wollt' ich, er ſtände vor mir und läge mir vor! — Armer, todter Lügner, wirſt Du nun die Wahrheit erfahren?

Philipp.

Alſo, Bruder, biſt Du wieder arm?

Franz.

Das ſollſt Du entſcheiden.

Philipp.

Ich?

Franz.

Ja. Höre: Ich beſitze noch an Mitgebrachtem und an Ländereien in Maryland bei 20,000 Pfund.

Philipp.

Eine hübſche Summe.

Franz.

So viel beiläufig beträgt die Schuld unſers Vaters an den Oheim. Bezahl' ich ihn, ſo ſind wir wieder arm. Rathe mir, was ſoll ich thun?

Philipp (nach einer Pauſe).

Bruder, bezahle den Oheim.

Franz (umarmt ihn).

Das iſt der Sohn unſerer Mutter! — Es ſoll geſcheh'n nach Deinem Ausſpruch. Doch ohne Sorge, Philipp! Du ſollſt nicht zu Grunde gehen. Da ich ein ſo koſtbares Kleinod an Dir gefunden, ſo will ich Dich auch im Herzen meines Herzens tragen und mit meinem Herzensblute nähren. Sey froh! ſey muthig! Bruderliebe wird für Dich ſorgen. (Beide Arm in Arm ab.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

(Straße.)

Martin (tritt auf).

Man sollt's nicht glauben, nun bin ich 10 Jahr in der Fremde, und seitdem hat sich in meiner Vaterstadt nichts geändert. Diese alten baufälligen Häuser stehen noch immer da, und warten vergebens auf einen tüchtigen Sturm, um unsern guten Mitbürgern mit Ehren über die Köpfe fallen zu können; das Straßenpflaster gähnt noch immer und frettet über alle Verordnungen des Senats gegen das schnelle Fahren; selbst die große Kothlache vor dem Rathhaus hat noch dieselbe

Phyſiognomie, und ſteht feſt und unwandelbar, wie das Weltmeer. Und nun vollends meine werthe Familie! Der Vater iſt und bleibt Rathsdiener, und bezieht jährlich 200 Mark, nicht mehr, nicht weniger, wenn die Welt noch 1000 Jahr ſtünde; die Mutter iſt dieſelbe kreuzbrave, fromme Frau, und die Schweſter kriegt, trotz allen ihren Bemühungen, noch immer keinen Mann. Nun ſage man, daß die Menſchen die Veränderung lieben! — Nur Eins hat ſich geändert: meine geliebte Hildegard iſt verzweifelt alt und häßlich geworden; ihre fliehende Schönheit nahm meine ſchönen Gefühle für ſie als Reiſegefährten auf der Flucht mit. Aber noch Eins hat ſich geändert: das bin ich ſelbſt. Als junger, roher Bengel zog ich in die Welt; ich hatte nicht mehr Tugenden in mir, als Knöpfe an meinem Rock, und es war leider eine meiner Untugenden, daß mein Rock niemals Knöpfe hatte. Kurz, ich war ein Ausbund aller Laſter, ein wahrer Taugenichts. Und was bin ich jetzt? Ein gebildeter, erfahrener Menſch, ein ſittenhafter Menſch, mit Einem Wort:

ein Ehrenmann. Ich habe ſelbſt Reſpekt vor mir bekommen. Ich werde in Zukunft, wenn ich mit mir ſpreche, nie anders, als, „Herr Martin“ zu mir ſagen. Herr Martin, wie geht es Dir? Herr Martin, wie haſt Du geſchlafen? Herr Martin, haſt Du Luſt, eine Bouteille alten Rheinwein zu trinken? — Hm! nicht übel. S. kommen Sie, Herr Martin! Gehen wir in's Wirthshaus. — Ich bin's zufrieden. — Aber hella, was kriecht dort aus dem Hauſe? der alte Menſch iſt mir bekannt. Wahrhaftig, es iſt Jakob, des Senators alter Diener. Der wird Augen machen, wenn er mich ſieht! Er kommt auf mich zu. Jetzt heißt es; ſich zuſammen nehmen, Herr Martin. Das Laſter der freien Ausſchmückung, welches Dein Herr Lügen nennt, haſt Du ſo ziemlich abgelegt, wenn Du Dich allein befindeſt; nur in Geſellſchaft bricht es zuweilen hervor. Sey alſo auf Deiner Huth, Herr Martin, mach' Deiner Bildung, Deinem jetzigen Charakter Ehre.

Zweite Scene.

Martin. Jakob.

Martin.

Mein Herr —

Jakob.

Mein Herr?

Martin.

Kennt Ihr mich nicht?

Jakob.

Ich habe nicht die Ehre.

Martin.

Jakob —

Jakob.

So heiß ich.

Martin.

Und ich heiße Martin.

Jakob.

So? freut mich.

Martin.

Dein Landsmann Martin.

Jakob.

Ei?

Martin.

Martin mit dem Beinamen der Amerikaner.

Jakob.

Wie? Ihr wärt —? Du wärst — Herrn Franzens Diener?

Martin.

Allerdings.

Jakob.

Herr Je! Nun kenn' ich ihn erst. Was ist der Spitzbube groß und dick geworden! Und der Bart! der Anzug! Das ganze Wesen! Beileibe! Das Abenteuer sieht völlig wie ein Mann aus.

Martin.

Herr Jakob —

Jakob.

War das ein Windspiel-dürrer, zerlumpter, ausgehungerter junger Taugenichts —

Martin.

Schon gut, Jakob! Ich sehe, Du kennst mich. Aber lassen wir jene Verhältnisse.

Jakob.

Nein! Ich erstaune. Wie gesetzt er spricht!

Wie vornehm er aussieht! Und lief doch auf den Straßen mit den Buben —

Martin.

Wie gesagt: Lassen wir —

Jakob.

Lief mit den Gassenbuben herum, schlug die Fenster ein, stahl Aepfel —

Martin.

Spiele der zarten Kindheit!

Jakob.

Kriegte Schläge ab —

Martin.

Kein Mensch wird groß gezogen ohne Schläge.

Jakob.

Wie oft hab' ich ihn beim Ohr gekniffen!

Martin.

Genug der Jugenderinnerungen. Laß uns in der Gegenwart bleiben.

Jakob.

Ja, höre: Deine Gegenwart ist wunderbar genug. Wir alle glaubten, Dein Herr selbst erzählte, Du seyst ersoffen.

Martin.

Das war Verläumdung.

Jakob.

Aber Du littest doch Schiffbruch?

Martin.

Beinahe, guter Jakob, nur beinahe. Ein Sturm erfaßte unſer Schiff, gleich im Anfang der Reiſe, und ſchleuderte es auf eine ganz andere Waſſerſtraße, warf es dann auf eine Sandbank, dort ſaßen wir, ich weiß nicht, wie viel Wochen. Als wir flott wurden, mußten wir bei einer Inſel Anker werfen, und das Schiff ausbeſſern. So verzögerte ſich unſere Reiſe um ein paar Monate. (bei Seite) Brav, Herr Martin! Bis jetzt haſt Du Dich gut gehalten. Du biſt von der Wahrheit um kein Haar gewichen.

Jakob.

Iſt's denn wirklich, daß Dein Herr ſo viel Reichthum auf dem Schiff beſitzt?

Martin.

Ob es wirklich iſt? Da ſieh die Leute, die dort die Kiſten und Ballen vom Hafen in Euer Haus

ſchleppen; das geht nun ſchon den halben Tag, und wird vor Abend nicht enden.

Jakob.

Herr Je! Und iſt lauter Geld in den Kiſten?

Martin.

Was anders? Geld — oder Geldeswerth.

Jakob.

Wir können's brauchen. — Ihr müßt doch weit herum gekommen ſeyn, Du und Dein Herr.

Martin.

Wir waren ſo ziemlich überall.

Jakob.

Ueberall? Das doch nicht!

Martin.

Ueberall. Erſt in Aſien, dann über Afrika nach Amerika; hätt' es noch ein paar Welttheile gegeben, wir hätten ſie mitgenommen.

Jakob.

Das Amerika iſt wohl recht weit von hier?

Martin.

Sehr weit. Verſtehſt Du etwas von der Geographie?

Jakob.

Nicht eben viel — zum Hausbrauch.

Martin.

Nun, ſo denke Dir: Amerika liegt unterm Aequator.

Jakob

(der nicht weiß, wie er ſich nehmen ſoll).

So?

Martin.

Unterm Aequator, ſag ich.

Jakob.

Das iſt erſtaunlich.

Martin.

Unterm 936ſten Grad der nördlichen und ſüdlichen Breite.

Jakob.

Das muß unendlich breit ſeyn.

Martin.

Dort iſt Alles breiter, als bei uns zu Hauſe.

Jakob.

Erzähle doch, Martin: gibt's dort wirklich Menſchen ohne Kopf?

Martin.

Beileibe! Das iſt eine Fabel.

Jakob.

Dacht' es ja gleich! Ohne Naſe, läßt ſich denken — aber ohne Kopf! — Aber der Goldſand iſt keine Fabel?

Martin.

Ganz gewiß nicht. Ich, wie Du mich hier ſiehſt, watete oft Stunden lang durch lauter Goldſand.

Jakob.

Pfui! da magſt Du die Taſchen angefüllt haben.

Martin.

Iſt nicht der Mühe werth; es iſt zu viel anderer Sand beigemiſcht; man macht ſich nur ſchmutzig. Siehſt Du, Jakob! In Amerika lieſt man nur die großen gediegenen Goldklumpen auf; den Goldſtaub braucht man höchſtens zum Streuſand.

Jakob.

Ja, die Klumpen wären mir freilich auch lie-

ber. Du haſt doch welche aufgeleſen, liebes Martinchen?

Martin.

Das kannſt Du denken.

Jakob.

Wo ſind ſie denn?

Martin.

Ich habe ſie nicht mehr.

Jakob.

Wie?

Martin.

Ja, ſieh es iſt die Einrichtung, daß man keinen Klumpen über die Gränze mitnehmen darf.

Jakob.

Das iſt dumm. Aber woher hat denn dein Herr ſeinen Reichthum?

Martin.

Den hat er mühevoll erworben durch glücklichen Handel, auf beſchwerlichen Reiſen, durch Fleiß, durch Verſtand, einen Theil auch durch Erbſchaft. (bei Seite) Das iſt nun wieder die reine gediegene Wahrheit.

Jakob.

Alſo muß man in Amerika auch arbeiten?

Martin.

So gut, wie anders wo.

Jakob.

Ich ſehe ſchon: man mag reiſen, wie man will: es iſt doch nirgends was Vollkommenes. — Noch Eins, lieber Martin! Du ſprachſt vorhin von einer Inſel? Wart Ihr auch auf wüſten Inſeln?

Martin.

Das verſteht ſich.

Jakob.

Ja, war ſie aber ſo ganz wüſt?

Martin.

Ganz wüſt.

Jakob.

Waren gar keine Menſchen darauf?

Martin.

Höchſtens Wilde.

Jakob.

Was? Du haſt auch Wilde geſehen?

Martin.

Das will ich meinen.

Jakob.

Waren ſie aber auch ſo recht wild?

Martin.

So wild als möglich.

Jakob.

Was machtet Ihr denn mit den Wilden?

Martin.

Wir machten ſie zahm.

Jakob.

Alle?

Martin.

Beiläufig die Hälfte. Wir eroberten die halbe Inſel und kultivirten ſie.

Jakob.

Die halbe Inſel? Wie fingt Ihr das an?

Martin.

Ganz einfach. Wir bezähmten blos die Weiber; die Männer ließen wir laufen.

Jakob.

Nun merk' ich's: Du hältſt mich zum Beſten.

Martin.

Nicht doch! Es iſt in Allem Wahrheit, was ich ſage: Du mußt ſie nur herausfinden; 's iſt wie mit dem Goldſtaub. Aber komm jetzt, guter Jakob. Wir wollen da in der Taverne eine Flaſche Wein mitſammen ausſtechen; dabei läßt ſich beſſer erzählen.

Jakob.

Ich bin's zufrieden.

Martin.

So komm! (bei Seite) Herr Martin, nimm dich in Acht: ſonſt kriegt die Wahrheit doch eine Ohrfeige ab. (Beide ab.)

Dritte Scene.

(Franzens Wohnung. Reiſegeräth im Zimmer. Ein Käfig mit einem Papagay.)

Chriſtine

(tritt auf mit einem Obſtkörbchen).

Polli! ſchöne Polli! ſchreiſt Du ſchon? biſt hungerig? Warte! Da haſt Du Nüſſe. Nur langſam! Da iſt eine ſchöne Aprikoſe. Sage zuerſt

Deine Lektion. Guten Morgen, Franz. — Nun? — Guten Morgen, Franz. Schöne Polli! Nun? — Hat der Vogel wieder seinen dummen Tag! — Nun kriegst Du auch nichts weiter. — Guten Morgen, Franz. (sie beschäftigt sich mit dem Papagay.)

Vierte Scene.

Christine, Franz und Philipp (die bei den letzten Worten eintreten).

Philipp.

Wer ist das schöne Mädchen?

Franz.

Mein Pflegekind — Christine!

Christine (eilt auf ihn zu).

Franz! Denke Dir: die Polli will heute durchaus nicht lernen.

Franz.

Wir sind nicht allein, Christine. Sieh, das ist mein Bruder.

Christine.

Dein Bruder Philipp?

Philipp.

Kennt das hübſche Kind meinen Namen?

Franz.

Wir ſprachen oft von Dir.

Chriſtine.

Bruder Philipp! Ach, welche Freude! — Darf ich ihn duzen, wie Dich?

Franz.

Wenn er's erlaubt.

Philipp.

Ich habe nichts dagegen.

Chriſtine.

So ſey mir tauſend Mal willkommen, Bruder Philipp! Wie oft hab' ich mich nach Dir geſehnt! Du ſiehſt ſanft und freundlich aus, wie Du mir vor der Seele ſchwebteſt.

Philipp.

Was ſoll ich Dir erwiedern, Du lebhaftes Mädchen? — Gib mir einen Kuß.

Chriſtine.

Vom Herzen.

Philipp.

Brave! (zu Franz) Macht ſich alle Bekanntſchaft in Amerika ſo raſch?

Chriſtine.

Haſt Du dem Bruder Philipp nicht von mir erzählt?

Franz.

Die Begebenheiten dieſer Tage erlaubten es nicht. Martins Ankunft, die Geldgeſchäfte, Beſprechungen mit meiner Familie hielten mich bisher ab, meinen Angehörigen zu ſagen, welch eine liebe Tochter ich an meiner Chriſtine beſitze. Doch das ſoll bald geſchehen. Jetzt laß uns allein, mein Kind, ich habe mit dem Bruder zu ſprechen.

Chriſtine.

Kaum hab' ich den Bruder Philipp geſehen —

Franz.

Du ſollſt ihn noch oft genug ſehen und ſprechen; Abends will ich Dich zum Oheim führen. Geh jetzt.

Chriſtine.

Lebe wohl, Bruder Philipp!

Philipp.

Adieu, ſchöne Chriſtine.

Chriſtine.

Ich will die Polli mitnehmen. Deinen Namen behält ſie wohl leichter. (nimmt den Papagay) Philipp! Bruder Philipp! Bruder Philipp! (Ab.)

Fünfte Scene.

Franz. Philipp.

Philipp.

Welch ein feuriges, eigenes Mädchen!

Franz.

Sie iſt mehr; es iſt das köſtlichſte Gemüth.

Philipp.

Wem gehört ſie an?

Franz.

Mir. Ich kaufte die kleine Wilde in ihrem achten Jahr; ich erzog ſie; ſie hängt an mir faſt mehr, als mir lieb iſt. — Ich wollte Dich allein ſprechen, Bruder. — — Die Geldgeſchäfte ſind in Ordnung; der Oheim iſt befriedigt. Ich kann's

sagen: er nahm mich gut auf; aber seit das gerettete Schiff ankam, trägt er mich auf den Händen. Es ist und bleibt ein Krämervolk. Clara ist anders.

Philipp.

Gewiß, Bruder.

Franz.

Ich weiß es ja. — Da sprach der Oheim von einem Familienplan — es war unzart, daß er sogleich davon sprach — Du verstehst, was ich meine.

Philipp.

Den Lieblingswunsch unserer Mutter, nicht wahr?

Franz.

Unsere Mutter war gewiß die beste Frau; aber das Heirathenstiften mögen auch die besten Weiber nicht lassen — besonders wenn sie alt werden; früher haben sie mit sich selbst zu thun.

Philipp.

Wenn Dir aber die Base gefällt, Bruder?

Franz.

Weiß sie den Plan?

Philipp.

Allerdings.

Franz.

Sie iſt ein vortreffliches Mädchen.

Philipp.

Ohne Zweifel.

Franz.

Du biſt ihr gut, nicht wahr?

Philipp.

Wie ſie mir.

Franz.

Hm! Bruder iſt Bruder! der Wille der Mutter geſchieht auch, wenn Du — — ich hatte zwar einen andern Plan, aber wie wär' es, wenn Du? — — (küßt ihn) Lieber Bruder, thu' mir den Gefallen: heirathe die Baſe ſtatt meiner.

Philipp.

Ich?

Franz.

Ja, lieber Bruder! Du wirſt gewiß glücklich mit ihr werden.

Philipp (lachend).

Was fällt Dir ein? Die Baſe würde mir in's

Geſicht lachen. Sie hat nicht den geringſten Reſpekt vor mir, und ein Weib ohne Reſpekt iſt nicht mein Geſchmack. Mit Dir iſt's ein Anderes! Du haſt ihr's angethan, gleich in der erſten Stunde. Höre, Bruder, Du warſt auch faſt zärtlich mit ihr.

Franz.

Nicht ohne Grund. Ich hatte ein Unrecht an ihr gut zu machen. Aber da kam der Oheim gleich mit der Heirath. Er meinte, ich ſolle mich anſiedeln, ſprach von der Stelle eines Syndik, von was weiß ich. Die wohlweiſen Herrn ſchlagen nicht aus der Art. Ihre Töchter und ihre Aemter vergeben ſie noch immer mit einander.

Philipp.

Du ſollteſt es doch bedenken, Bruder. Der Syndik iſt ein wichtiges Amt; es erfordert einen ganzen Mann.

Franz.

Nun ja! wenn ich hier bleibe, mag ich nicht unthätig ſeyn.

Philipp.

Und Clara —

Franz.

Unſinn! Unſinn! kranke Grille der Mutter. Laſſen wir's. — Du wirſt Geld brauchen, Philipp. Nimm die Börſe. (legt ihm die Hand auf den Mund) Kein Wort! Keinen Dank unter Brüdern. — Noch Eins: leihe mir das Portrait der Mutter.

Philipp.

Hier iſt es.

Franz.

Es ſoll ein geſchickter Maler hier ſeyn. Ich laſſe mir's copiren. Damals hätt' ich das Bild nicht ertragen; jetzt wird es mir wohlthun. — Du ſuchſt den Hut?

Philipp.

Ich verſprach dem Oheim —

Franz.

Recht! Sey nur pünktlich in Deinen Geſchäften. Ich erwarte ohnehin den Doktor, den alten Freund unſerer Eltern.

Philipp.

Du kommſt doch auf Mittag?

Franz.

Ganz gewiß.

Philipp.

Und bringst Christinen mit?

Franz.

Natürlich.

Philipp.

Das muß man sagen: das Küssen verstehen die Wilden in Amerika perfekt. — Nun, auf Wiedersehen, Bruder Franz. (Ab.)

Sechste Scene.

Franz (allein.)

Ich wollte, das Schiff wäre beim Teufel. Nun sie das Geld wissen, machen sie Pläne. — Clara ist anders. — Nun ja! Sie ist recht gut, recht verständig, aber für mich taugt sie nicht, für mich taugt keine. — Mit ihren verwünschten Plänen! Sie werden mich noch in die übelste Laune bringen.

Siebente Scene.

Franz. Doktor.

Doktor.

Willkommen, Herr Walter.

Franz.

Lieber Doktor! Gut, daß Sie kommen. Ich bin recht krank.

Doktor.

Was fehlt denn?

Franz.

Kein Schlaf, wenig Appetit.

Doktor.

Anstrengung der Reise, Gemüthsbewegung.

Franz.

Nein, nein, es ist immer so.

Doktor.

Wirklich?

Franz.

Fühlen Sie einmal den Puls.

Doktor.

Er geht ordentlich.

Franz.

Das kann nicht seyn.

Doktor.

Der Mensch lügt bisweilen, aber sein Puls nicht.

Franz.

Und doch bin ich krank.

Doktor.

Nur scheinbar. Es ist Uebermaß von Gesundheit.

Franz.

So kuriren Sie mir diese Gesundheit aus dem Leibe, die mich noch umbringen wird.

Doktor.

Das liegt bei Ihnen.

Franz.

Wie so?

Doktor.

Leben Sie mäßig und heiter, arbeiten Sie und genießen, kein's ohne das Andere; theilen Sie den Tag ein: dann bringt ein jeder angenehme Stunden. Carpe diem, sagt Horaz.

Franz.

Er hat Recht, wie Jeder, dem ſeine Lage gefällt. Die meinige mißfällt mir. Darum verſchreiben Sie!

Doktor.

Für Ihren Zuſtand gibt es keine Pillen. Der Wille hilft.

Franz.

Nun verſchreibt er gar Moral.

Doktor.

Nur Lebensklugheit.

Franz.

Wiſſen Sie, was mir fehlt? Ich werde alt.

Doktor.

Man ſieht's.

Franz.

Was hilft der feſte Körper, das Herz iſt nicht mehr jung.

Doktor.

Ihre Schuld. Ich bin ein Sechziger. Vor acht Tagen nahm ich die dritte Frau. Wollen Sie ganz geſund werden, heirathen Sie. Sie lachen?

Franz.

Ich heirathen?

Dokter.

Warum nicht?

Franz.

Weil — — ich werde niemals heirathen. Oder haben Sie das Recept zu einem Weibe, das treu iſt, beſtändig, ſanft, heiter, geduldig, liebevoll, das ſo zu lieben verſteht, wie ich lieben kann, wie ich geliebt werden muß? — Das Recept können Sie wohl haben, aber das Weib nicht.

Dokter.

Man muß nicht allzu ſtrenge ſeyn. Es gibt der lieben Weibchen ſo viele! Am Ende hat eine Jede ihr Gutes. Glauben Sie mir: es geht nichts über das Glück der Häuslichkeit. Nur muß man's nicht zu lange verſchieben.

Franz.

O ich kenne Eure ſogenannten glücklichen Ehen! Dieſe Häuslichkeit iſt der wahre Zwinger für Geiſt und Herz. Da kriecht ſo ein Paar zuſammen, gewöhnt ſich an einander, erwirbt Geld,

verzieht seine Kinder, und hat für nichts Sinn außer seinen vier Pfählen. Pfui, pfui! Das taugt nicht für mich. Ich würde auch ein Weib nur unglücklich machen. Was soll ich mit ihr? Montag nehm' ich ein Weib, Dinstag ist sie mir zuwider; was soll ich Mittwoch mit ihr anfangen? — Nichts da! Verschreiben Sie was anderes, Dokter.

Dokter.

Ich weiß nichts.

Franz.

Das ist Eure Kunst! Ein Fieber hat seinen Verlauf; Ihr seht ihm zu, schreibt Diagnosen, und wenn die Zeit um ist, stemmt Ihr die Arme in die Seite, und ruft stolz aus: Da haben wir einmal eine Kur gemacht! — Nichts könnt Ihr kuriren, gar nichts! Die Natur spottet über Eure Gaukelkünste.

Dokter.

Die Sprache kenn' ich. So haben wir schon vor 10 Jahren gestritten. Soll ich Ihr Uebel nennen? — Sie sind Hypochondrist. Wollen Sie

meinen Rath? — Sie haben Geld, Sie haben Muße. Treiben Sie ein Geschäft, ackern Sie, pflügen Sie, lesen, studiren Sie; thun Sie, was Ihnen Freude macht, essen Sie, was Ihnen schmeckt, und wollen Sie ganz glücklich werden, heirathen Sie. Probatum est. Gott befohlen. (Ab.)

Achte Scene.

Franz (allein).

Das ist nun ein Doktor! Worte haben sie, nichts als Worte. Hypochondrist! Eingebildete Leiden! damit sind sie fertig. Sind es darum weniger Leiden, weil ich sie mir nur einbilde? Kurirt mich von der Einbildung, kurirt mich, wovon Ihr wollt, aber kurirt mich! — Heirathen? — Ich merke, Herr Oheim, der Doktor ward instruirt. Ihr kriegt mich doch nicht d'ran. Mein Geld könnt Ihr haben: meine Freiheit behalt ich für mich. Ob Clara davon weiß? — Nein, nein! Clara ist anders. — Ich bin ärgerlich. Ich will den Maler aufsuchen. (nimmt das Portrait) Heirathen!

— Wo iſt ein Weib, das Dir gleicht? Könnt' ich Dich aus dem Grabe wecken, ich gäbe alle Weiber der ganzen Erde dafür. (Ab.)

Neunte Scene.

(Wohnung des Maler Wilibald.)

(Bilder mit und ohne Rahmen hängen im Zimmer. Im Hintergrunde eine Staffelei mit einem weiblichen Portrait.)

Maler Wilibald

(läuft aus dem Seitenzimmer).

Fritz und Auguſte

(ſeine Kinder, eilen ihm nach).

Marie

(ſeine Frau, folgt langſam mit dem Strickſtrumpf).

Fritz.

Piff! Paff! Gib Acht, Guſte! Der Hirſch hat ſich verſteckt. Piff! Paff! Halleh! Halleh! So ſchrei doch!

Auguſte.

Halleh! Halleh! Hilf uns den Hirſch fangen, Mutter.

Fritz.

Ich hab' ihn, ich hab' ihn! (indem er den Vater erhascht) Pack ihn feſt, Guſte.

Wilibald.

Genug, Kinder. Ihr hetzt mich außer Athem.

Marie.

Laß doch den Vater, Fritz.

Wilibald.

Ja, Kinder. Ich muß wieder zur Arbeit. Aber ratz — nun zittert mir die Hand.

Fritz.

Laß uns noch einmal die Jagd ſpielen, Vater.

Marie.

Nicht doch! Der Vater muß malen.

Auguſte.

Nur einmal noch, Vater.

Wilibald.

Schmeichelkatze! Nun, einmal noch! dann aber Ruhe bis zum Feierabend.

Marie.

Du biſt zu gut mit ihnen.

Fritz.

Halleh! Halleh! Auf den Anſtand!

Auguſte.

Wo iſt denn der Hirſch?

Wilibald

(indem er ſich hinter die Bäder verſchanzt).

Er ſitzt im Lager.

Fritz.

Hervor, hervor!

Auguſte.

Hervor!

Marie.

Soll ich helfen?

Auguſte.

Ja, Mutter!

Fritz.

Halleh! Halleh!

Zehnte Scene.

Vorige. Franz.

Fritz und Auguſte.

Halleh! Halleh!

Marie.

Still, Kinder! — Du Mann, ein fremder Herr.

Wilibald

(macht ſich los, zu Franz).

Verzeihen Sie, mein Herr, aber die Kleinen — man bringt ſie nicht los.

Marie (leiſe zu den Kindern).

Seyd jetzt ruhig! Wir wollen hinüber ſehen zur Taube in der Wiege.

Franz.

Wie leid iſt's mir, wenn ich ſtöre.

Marie.

Ei, 's iſt gut. Das Volk iſt ohnedem unbändig. Empfehle mich, mein Herr. Grüßt den Herrn!

Fritz.

Empfehle mich, mein Herr! Machen Sie, daß der Hirſch bald loskommt. (ſpringt fort.)

Wilibald (lacht).

Du Wetterjunge!

Marie (zu Franz).

Sie ſehen: der thut bald bekannt. Komm, Guſte. (Ab.)

Elfte Scene.

Franz. Wilibald.

Wilibald.

Nochmals: Vergebung —

Franz.

Wofür? daß Sie Vater ſind? Uebrigens müſſen Sie mir vergeben; denn ich ſehe eben, daß ich vermuthlich fehl ging.

Wilibald.

Wen ſuchen Sie? Vielleicht kann ich Ihnen dienen.

Franz.

Ich ſuche einen Maler.

Wilibald (weiſt auf die Bilder).

Da ſind Sie recht daran.

Franz.

Nicht ſo ganz! Ich wünſche ein Miniatur-Bild.

Wilibald.

Ja ſo.

Franz.

Damit befaſſen Sie ſich wohl nicht?

Wilibald.

Selten. Für gute Freunde etwa.

Franz.

Da hab' ich keinen Anſpruch.

Wilibald.

Wer weiß!

Franz.

Sie ſehen mich an? Sie lächeln? Iſt mir doch —! Wir müſſen uns kennen.

Wilibald.

Allerdings.

Franz.

Vergeben Sie! Ich bin zerſtreut. Mein Gedächtniß —

Wilibald.

Ich will ihm nachhelfen. Sie waren vor 10 Jahren in London, und im Begriff, eine große Reiſe zu unternehmen.

Franz.

So iſt es.

Wilibald.

Wir trafen uns in Weſtmünſter.

Franz.

Der junge deutſche Künſtler.

Wilibald.

Derſelbe.

Franz.

Der ſo begeiſtert von ſeiner Kunſt ſprach.

Wilibald.

Zu einem Mann, der ihn verſtand.

Franz.

Der ihm widerſtritt.

Wilibald.

Aber mit Geiſt. Das regt an. Mit Entzücken denk' ich jener Stunden. Seyn Sie mir vielmals willkommen.

Franz.

Auch Sie, wackerer Mann. Wie es ſcheint, haben Sie Ihr Ziel erreicht. Sie ſprachen damals von einer Geliebten. Sie war es wohl?

Willibald.

Meine Marie, seit sieben Jahren mein liebes Weibchen.

Franz.

Sie sind glücklich?

Willibald.

Vollkommen.

Franz.

Und wie verträgt sich die Kunst mit der Häuslichkeit?

Willibald.

Sie empfing erst durch sie die rechte Weihe.

Franz.

In der That? Aber ich bedaure Sie. Sie wohnen hier? Meine Mitbürger wissen die Kunst weder zu ehren, noch zu brauchen.

Willibald.

Mein Wohnsitz war Dresden. Meine Frau hat hier Verwandte. Wir sind da, eine Erbschaft in Besitz zu nehmen. Uebers Jahr sind wir in Rom, und, wills Gott, bleiben dort. Aber Sie, bester Freund? Ihre Reisen sind beendigt?

Franz.

Ja.

Wilibald.

Glücklich?

Franz.

Ich habe Geld erworben.

Wilibald.

Bravo! Geld iſt eine gute Sache.

Franz.

Wenn man etwas damit anzufangen weiß.

Wilibald.

Das weiß am Ende Jeder.

Franz.

Ich nicht.

Wilibald.

Sagen Sie das nicht. Sie haben Geiſt, Herz; eine Sphäre, um zu wirken, findet ſich.

Franz.

Wirken? wer wirkt denn? Ich nehm' etwa ein Amt, eſſe, trinke, kleide mich an und aus, gehe ſpazieren, und laſſe mich zum Schluß beerben. Wenn's vorüber iſt, war das ein Leben?

Was iſt überhaupt das Ganze? Mit einem Schrei treten wir in's Leben, mit einem Seufzer heraus. Was dazwiſchen liegt, iſt nicht der Mühe werth.

Wilibald.

Es kommt darauf an, was man hinein legt. Unſer Gemüth färbt unſer Leben.

Franz (gutmüthig, ironiſch).

Bei Euch Künſtlern iſt das ſo. Ihr fühlt plötzlich die Welt in den Fingerſpitzen, tunkt den Pinſel rechts und links, und glaubt am Ende wirklich, Ihr hättet an Gottes lieber Natur mitgearbeitet.

Wilibald.

So ſtolz ſind wir nicht. Aber der Trieb liegt einmal in uns. Sollen, können wir entgegen handeln? Ich möchte nicht müſſig ſeyn, nicht um ein Königreich. Was liegt nur für Luſt in der Thätigkeit! Erſt beſchäftigt mich die Idee, da treibt's und ſchwirrt's im Kopf; anfangs ein Chaos, plötzlich iſt's da: man weiß nicht, wie. Nun kommt's zur Zeichnung; da muß der kühlere

Verſtand herhalten. Endlich die Farbe! Wer die Luſt der Farben nicht kennt, der hat gar nicht gelebt! S' iſt wie ein Zauber; die Leinwand färbt ſich, und ein Theil meiner Seele ſteht vor mir. Es iſt fertig. Nun kommen Freunde, Neugierige. Es iſt nicht, daß ſie loben! Aber wenn die verſtändige Miene hinzutritt, und ihn das neue Werk erfreut, bewegt, erhebt — dann weiß ich erſt: es iſt kein Hirngeſpinnſt, das ich in kranken Stunden ausgebrütet, nein, es iſt Wahrheit, Natur, Leben, — und — wunderbar! je beſſer es gelang, ſo beſſer, wärmer, inniger fühl' ich mich ſelbſt, ſo mehr lieb' ich die Menſchen, das Leben; der Kuß meines Weibes, die Liebkoſungen meiner Kinder, ja, Eſſen und Trinken ſchmeckt beſſer. Das iſt nun mein Leben. Doch nicht dem Künſtler allein wird es ſo gut. Wer warm fühlt, wer lebendig denkt, der findet allenthalben Lebensfreude. Lieben iſt Leben. Lieben kann Jeder, und Jeder wird Liebe finden, wer ſie aufrichtig ſucht. Wer Einen Menſchen nicht wahrhaft liebt, der hat genug gelebt, Ihr mögt ſagen, was Ihr wollt; ja

es ist Euch nicht einmal Ernst, wenn Ihr wa
Andres sagt.

Franz.

Lieber, warmer, junger Freund! Wie gern hör
man Euch zu, wie sehr habt Ihr Recht, wenn
Ihr Kunst und Liebe vertheidigt! Aber die Men
schen sind sich nicht gleich. Ein Gemüth läßt sich
nicht umschaffen. Ich begreife, ich verehre Eure
weiche zarte Seele. Die meinige ist aus härterem
Stoff. Ich bin kalt, ein Grübler, Einer, der
für die Einsamkeit geschaffen ist. Ich weiß es,
und es ist mir am Ende recht. Die Natur ist
mannigfaltig in ihren Schöpfungen. Es gibt Ro-
sen, so mag's auch Nachtviolen geben. Ich bin,
wie ich bin. Ich mag nicht anders seyn.

Wilibald.

Ihr seyd kalt? Ich weiß es besser. Euer Ver-
stand ist groß, aber Euer Herz ist's nicht minder.
Ihr liebt die Menschen, nur auf Eure Art. Ihr
liebt sie vielleicht mehr, als ich. Ich bin be-
schränkt, parteiisch, ich habe einen engen Blick.
Mir geht die Kunst über Alles. Ihr seht in's

Weite, in's Ganze. Euch ſchmerzt die Thorheit, der Unverſtand, und entfernt Euch von den Menſchen. Ich lache über ſie. Ihr wollt's nicht ſcheinen, aber Ihr ſeyd ein beſſerer Menſch, als wir Enthuſiaſten. Ihr ſeyd gut, warum wollt Ihr nicht auch glücklich ſeyn? Und Ihr könnt es, wenn Ihr wollt. Ich weiß, was Euch fehlt.

Franz.

Das wäre?

Wilibald.

Ich wette, Ihr habt noch kein Weib.

Franz.

Gott Lob! Nein.

Wilibald.

Nun, ſeht Ihr, das fehlt Euch.

Franz.

Nun kommt der auch mit dem Heirathen.

Wilibald.

Hat man's Euch ſchon gerathen? Das waren kluge Leute.

Franz.

Laßt das Capitel. — Noch hab' ich nichts von Euern Bildern geſehen.

Wilibald.

Ich habe hier nichts, als Portraite. Das mag das beſte ſeyn. Aber es iſt nicht fertig. (führt ihn zur Staffelei.)

Franz.

Was ſeh ich? Clara?

Wilibald.

Kennt Ihr ſie?

Franz.

Es iſt meine Vaſe.

Wilibald.

Gratulire! Eure Vaſe hat ein gutes Geſicht.

Franz.

In der That! — Sie iſt nicht ſchön!

Wilibald.

Aber voll Ausdruck.

Franz.

Hat ſie ſo viel Seele, als hier im Bild?

Wilibald.

Die Seele läßt ſich nicht hineinſchmeicheln.

Franz.

Wem gehört der Kopf?

Wilibald.

Niemanden. Sie saß mir nur Einmal aus Gefälligkeit. Uebrigens hab' ich das Bild nicht allein gemalt. Ein geschickter Dilettant half mir.

Franz.

Ein Dilettant?

Wilibald.

Ein junger Mann; ich darf ihn nicht nennen. Er treibt die Kunst verstohlen. — Ihr habt ja ein Geschäft für mich?

Franz

(der immer nach dem Bilde sah).

Ja, ich wollt' Euch bitten — ein Portrait meiner Mutter. — Wir sprechen noch darüber.

Wilibald.

Recht. Wollt Ihr Abends mit mir und den Meinigen essen?

Franz.

Von Herzen gern.

Wilibald.

Ihr bleibt doch jetzt noch ein wenig? Ich will die Frau herüber holen.

Franz.

Recht! Ich betrachte indeſſen die Bilder.

Wilibald.

Ich komme gleich wieder. Findet Ihr das Portrait getroffen?

Franz.

Ganz vorzüglich.

Wilibald.

Es kann gut werden.

Franz.

Es iſt ſchon gut.

Wilibald.

Es fehlt noch hie und da. Nun, auf Wiederſehen! Kommt Abends nicht zu ſpät. Ihr ſollt von Reiſen erzählen. Das wird Mariechen Freude machen. Ihr könnt's bezeugen, wie ſehr ich damals in London nach ihr geſchmachtet! Ich freue mich; das ſetzt einen fröhlichen Abend. (ab.)

Zwölfte Scene.

Franz (allein, vor dem Bild).

Sonderbar, daß ich auch hier an ſie erinnert

werden muß! — Sollte die Mutter recht geahnt haben? Clara wäre das Weib für mich? — Du holdes, liebevolles Geſicht, haſt Du auch die ſtarke Seele, meine Schwächen, meine Gebrechen, meine Unerträglichkeiten zu ertragen? Traue mir nicht, komme mir nicht freundlich entgegen, mache nicht, daß ich mich an Dich gewöhne! — Ich Dein Mann!? — Wie oft werde ich Dich kränken, verletzen — — aber nein! Wenn Du die biſt, nach der meine Seele ſich ſehnt, ſo wiſſe es: hier, wo es Niemand hört, will ich es geſtehen: Ich kann auch lieben! Ach, ich möchte gar zu gerne lieben.

(bleibt im Anſchauen des Bildes verſunken.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Beim Senator.)

Der Senator. Franz.

Senator.

Wie ich's Euch ſage, lieber Neffe: Herr von Kaiſerling machte den Antrag am Tage Eurer Ankunft. Clara bat mich ſeitdem wiederholt, den Mann zurückzuweiſen. Es iſt geſchehen, ſie iſt frei. — Ich mußte Euch mit dem Umſtand bekannt machen, lieber Neffe.

Franz.

Ich danke Euch, Oheim.

Senator

(nach einer kleinen Pauſe).

Noch Eins, Neffe Franz: Der Senat hat Eure Reiſeberichte, ſo wie Eure Handelsvorſchläge zu Gunſten unſerer Stadt mit Freuden aufgenommen. Man wünſcht nichts ſehnlicher, als Euch hier zu behalten. Das Amt des Syndik wollen Euch die wohlweiſen Herren ſelbſt antragen. Ich wollt' es Euch voraus verkünden, damit Euch der Antrag vorbereitet finde. Bedenkt die Sache, lieber Neffe. Ich will Eurem Urtheil, Eurer Neigung nicht vorgreifen.

Franz.

Ihr kennt mich, Oheim. Ich mag nichts vorſtellen, was ich nicht ſeyn kann. Erſt muß ich wiſſen, was man von mir verlangt, dann, ob ich im Stande bin, es zu leiſten. Laſſen wir's der Zeit über. Vorerſt beſchäftigen mich ganz andere Dinge.

Senator.

Ich glaube Euch zu verſtehen, Neffe. Täuſch' ich mich nicht, ſo lacht uns Allen eine heitere Zukunft entgegen.

Zweite Scene.

Vorige. Philipp (mit der Serviette, aufgeweckt).

Philipp.

Sieh da, Bruder! — Herr Oheim, die Gäſte empfehlen ſich.

Senator.

Schon? — Da muß ich ja gleich — — Erlaubt, Neffe. (ab.)

Dritte Scene.

Franz. Philipp.

Philipp.

Nun, Bruder, haſt Du's mit dem Oheim abgemacht?

Franz.

Was ſoll ich —?

Philipp.

Verſtelle Dich nicht. Ich weiß Alles. Umſonſt ſchlicht Ihr Euch nicht vom Tiſch, als eben der feurige Rheinwein kam, umſonſt erröthete Baſe

Clara nicht — nun, nun, ich will nichts ausplaudern. Höre, Bruder, die kleine Wilde und die Baſe ſind bereits gute Freundinnen.

Franz.

Das iſt mir lieb. Aber laß uns zur Geſellſchaft gehen.

Philipp.

Bruder, ein Wort!

Franz.

Was willſt Du?

Philipp.

Was meinſt Du, Bruder? bin ich nicht auch alt genug zu heirathen?

Franz.

Du? warum nicht?

Philipp.

Daß ich Dir's nur geſtehe: die Wilde hat mir's angethan.

Franz.

Chriſtine? Wirklich? — Aber ſie iſt ein Kind. Sie zählt kaum 16 Jahre.

Philipp.

Dafür ist sie in den Bananen-Wäldern aufgewachsen, und nicht in unsern Gemüsegärten. Betrachte sie nur! So sehen die Kinder nicht aus. Ich sage Dir: alle unsere Patrizierstöchter miteinander haben nicht so viel Feuer, als die zwei schwarzen amerikanischen Augen. Du nennst sie Deine Tochter? Nun denn, Bruder, gib mir Deine Tochter zur Frau.

Franz.

Ist das Dein Ernst? — Hm! der Gedanke ist nicht übel.

Philipp.

Nicht wahr? Du versprichst mir also —?

Franz (lächelnd).

Wir wollen darüber sprechen, Bruder, wenn Du wieder völlig nüchtern bist. (Ab, in das Seitenzimmer.)

Vierte Scene.

Philipp (allein).

Wenn ich nüchtern bin, mag ich nicht heira-

then. Aber wahrhaftig, das iſt eine Frau für mich Das lacht und ſingt und ſpringt den ganzen Tag Die Mädchen hier verziehen kaum den Mund wenn ſie tanzen, bewegen ſich zwar die Füße, aber das Herz im Leibe hüpft nicht mit. Anſtand, nichts als Anſtand! Es ſind lauter geborne Senatorinnen. Nichts da! Weg mit den künſtlichen Präparaten! Ich will friſche Waare, Naturprodukte.

Fünfte Scene.

Philipp. Werner (aus dem Seitenzimmer).

Werner.

Guten Abend, Philipp!

Philipp.

Werner! Du gehſt ſchon? bleib' doch hier. Laß uns Eins trinken. Ich hole eine Flaſche heraus.

Werner.

Nicht doch —

Philipp.

Du willſt nicht trinken? höre, Du biſt ein

ſauberer Gaſt. Gegeſſen haſt Du auch nichts. Was iſt Dir? Du ſiehſt trübe.

Werner.

Wie mein Schickſal.

Philipp.

Pah! Wir ſelbſt ſind unſer Schickſal. Lache dem Schickſal ins Geſicht, und es lacht Dir entgegen. Sieh mich an: ich bin munter. Höre, Werner: bemerkſt Du keine Veränderung an mir?

Werner.

Allerdings.

Philipp.

Was ſagſt Du zu der gldenen Kette? die hab' ich mir heute gekauft, von den Dukaten meines Bruders.

Werner.

So?

Philipp.

Er iſt reich, wie ein Nabob, der Bruder.

Werner.

Gut für ihn.

Philipp.

Und für uns. Er wird hier bleiben, der Senat will ihn zum Syndik machen.

Werner.

Gratulire.

Philipp.

Ja ſo! Du machteſt Dir Hoffnung auf die Stelle.

Werner.

Nicht doch!

Philipp.

Mein Bruder iſt nicht Dein gröſstes Hinderniß. Du biſt nicht reich, Du biſt kein Landeskind: ſie hätten Dich ſchwerlich erwählt.

Werner.

Ich weiß, ich weiß.

Philipp.

Aber ſey unbeſorgt! Der Onkel rühmt Deinen Fleiß, Dein Geſchick. Er wird an Dich denken.

Werner.

Danke.

Philipp.

Höre, Freund, Du biſt entſetzlich gelaſſen, Du mußt Dein träges Blut befeuern, Du mußt Wein trinken. Was gilt die Wette, ich weiß eine Neuigkeit, die Dich nicht gleichgültig läßt?

Werner.

Das wäre?

Philipp.

Wir haben bald Hochzeit im Hause.

Werner.

Ei!

Philipp.

Ich will von mir nicht sprechen — aber Base Clara —

Werner.

Clara?

Philipp.

Und mein Bruder — Aha! Das traf!

Werner.

Was fällt Dir ein?

Philipp.

Unglücksmann! Er schnappt Dir die Stelle weg —

Werner.

Mag er doch!

Philipp.

Und das Liebchen!

Werner.

Schweig, Philipp.

Philipp.

Und das Liebchen!

Werner.

Schweige, ſag' ich.

Philipp.

Nun wird er endlich lebendig! War es Recht, daß Du mir ein Geheimniß daraus machteſt? Aber ich merkt' es längſt. Du biſt in die Baſe verliebt.

Werner.

Ich bitte Dich, ſchweige.

Philipp.

Ich ſag's ja nicht auf dem Markt. Unter Freunden iſt ein Scherz erlaubt. Du liebſt das Bäschen im Verborgenen, ganz insgeheim, aber ſie mag Dich nicht. Armer, verliebter Ritter, ſie mag Dich nicht!

Werner.

Kein Wort weiter!

Philipp.

Laß ſie laufen. Sie iſt eine Patricierin, trägt das Köpfchen hoch. Laß ſie laufen. Mach's, wie

ich: ſuche Dir ein hübſches, einfaches Naturkind. Schlag' Dir die Baſe aus dem Sinn.

Werner.

Höre, Philipp, wenn Du nicht trunken warſt —

Philipp.

Trunken? ich?

Werner.

Du biſt ein guter Burſche, aber Du weißt es längſt, der Wein macht Dich thöricht. Darum geh' und leg' Dich ſchlafen.

Philipp (hitzig).

Ich bin nicht trunken, aber Du biſt es; Du biſt liebestrunken, Du armer, girrender, verſchmähter Schäfer!

Werner.

Zum letzten Mal, ſchweig', oder —

Philipp.

Du drohſt mir? ho, ho! Weil ich Dein Geheimniß weiß? Geſtehe, daß Du die Baſe liebſt, und ich will ſchweigen.

Werner.

Geh' auf Dein Zimmer.

Philipp.

Ich will hier bleiben.

Werner.

So lebe wohl.

Philipp.

Nein, Du ſollſt auch nicht fort. Du ſollſt bekennen, ſogleich bekennen, oder ich will es laut ausrufen, daß es das ganze Haus hört: Herr Werner iſt in Baſe Clara ver —

Werner (faßt ihn an).

Du gehſt, junger Thor! —

Philipp.

Was? Gewalt?

Werner.

Du ſollſt ſchweigen.

Philipp.

Ich will nicht ſchweigen. He da! kommt heraus!

Werner.

Schweige!

Philipp.

Hört mich! kommt herbei!

Sechste Scene.

Vorige. Der Senator. Margarethe. Clara. Chriſtine und Franz.

Senator.

Was geht hier vor?

Clara.

Werner! Sind Sie von Sinnen?

Werner

(indem er Philipp losläßt).

Vergeben Sie —

Senator.

Was iſt geſchehen?

Werner.

Eine Thorheit. Ich habe mich vergangen. Ich werde dieſes Haus nicht wieder betreten.

Philipp (der zu ſich kommt).

Bleibe, Werner! — Oheim, verzeiht mir! — Ich habe ihn beleidigt.

Franz (tritt vor).

Bruder —

Philipp.

Ach, mein Bruder! Ich bin nicht werth, daß ich Deinen Namen führe. Sieh, Bruder, das iſt mein Freund Werner, den ich ſo ſchwer, ſo tief beleidigte. Aber der Wein raubte mir die Sinne. Du wirſt mein Unrecht gut machen, Bruder Franz! Du wirſt dem guten Werner nicht entreißen, was ihm gebührt. — Der verwünſchte Wein! — Denke Dir, Bruder: Sie haben ihm die Stelle des Syndik verſprochen — ſie bieten ſie Dir an — aber Du nimmſt ſie nicht. Nicht wahr, Bruder, Du nimmſt ſie nicht? Du ſelbſt wirſt für den guten, wackern, edeln Werner ſprechen?

Senator.

Was ſchwatzeſt Du da, Philipp?

Clara.

Schweigt doch, Vetter.

Philipp.

Ihr ſolltet nicht gegen Werner ſprechen, Baſe. Ihr wißt nicht, welch ein edles Herz er beſitzt. Ihr kennt ihn nicht — Ihr wißt nicht, wie er

gegen Euch gesinnt ist, — wißt den Grund unseres Streites nicht —

Werner.

Beruhige Dich, Philipp.

Philipp.

Guter Werner, kannst Du mir vergeben? — Ihr kennt den Werner nicht, Base. Er fühlt tief, wenn er auch seine Gefühle verschweigt.

Werner.

Laß doch! Sey nur ruhig!

Philipp.

Der verwünschte Wein! — Ich weiß nicht, was ich rede.

Franz.

Nehmt Euch des Jünglings an, Base! Oheim, vergönnt mir mit dem Herrn allein zu sprechen. Laßt mich, ich bitte Euch.

(Die eben Eingetretenen schicken sich zum Gehen. Philipp reicht Werner die Hand, und geht dann zu Franz, der ihn ernsthaft zurück weist. Clara und Christine nähern sich ihm und gehen in das Seitenzimmer. Margarethe und der Senator folgen.)

Philipp (im Abgehen).

Der verwünschte Wein! (Ab.)

Siebente Scene.

Franz. Werner.

Franz.

Herr Werner, mein Bruder hat Sie beleidigt Ich wünschte, sein Unrecht gut zu machen. Was ist vorgefallen? Verhehlen Sie mir nichts.

Werner.

Sie beschämen mich. Ich war der Aeltere: mir kam es zu, besonnen zu bleiben. Philipp ist mein Freund. Die Sache ist vorüber.

Franz.

Sie trauen mir nicht.

Werner.

Ich habe keinen Grund, Ihnen zu trauen oder zu mißtrauen. Leben Sie wohl, mein Herr. Nach dem Vorfall werd' ich das Haus des Herrn Senators nicht mehr betreten.

Franz.

Halt, Herr Werner! So entkommen Sie mir nicht. Ich kenne Sie erst seit heute. Sie sprachen wenig bei Tisch, aber was Sie sprachen, zeigte

den wackern, den verſtändigen Mann. Ich weiß, Sie ſind ein Mitbewerber um die Stelle des Syndik. Sie ſehen in mir den Nebenbuhler. Mein Bruder ſprach vielleicht ein unbeſonnenes Wort. Ihre vorige Aufwallung iſt erklärlich.

Werner.

Ich bin kein Kind, mein Herr. Ich kenne die Verhältniſſe der Stadt. Ich weiß, der brauchbare, der verdienſtvolle Bürger kann ſich heben. Aber man hält hier den Reichthum für den beſten Begleiter des Verdienſtes. Man hat vielleicht Recht.

Franz.

Sie ſind nicht reich?

Werner.

Nicht reich, auf's Mildeſte ausgedrückt.

Franz.

Wie lange dienen Sie dem Senat?

Werner.

Zehn Jahre.

Franz.

Zehn Jahre! Und mein Oheim ſprach mit

Achtung von Ihnen! — Sie hofften auf die Stelle?

Werner.

Ich kann's nicht läugnen.

Franz.

Machte man Ihnen Hoffnung?

Werner.

Noch gestern.

Franz.

Auch mein Oheim, nicht wahr?

Werner.

Ich entbinde den Herrn Senator seines Wortes.

Franz.

Das sollen Sie nicht! — Sie sind kein Eingeborner?

Werner.

Nein.

Franz.

Haben keine Verwandten hier?

Werner.

Eine Mutter.

Franz.

Sie haben eine Mutter! Und diese Mutter setzt

wohl alle ihre Hoffnung auf ihren Sohn? — Nicht wahr?

Werner.

Mein Herr —

Franz.

Nicht dieſe Zurückhaltung! Ich bin nicht mit Jedermann Bruder im Spiel; ich bin kalt, verſchloſſen. Aber es gibt Augenblicke, wo man ſchnell bekannt werden muß. Sie ſehen, mein Herz iſt offen: mißtrauen Sie mir nicht, reden Sie, mein Herr! — Ihre Mutter hofft auf Sie? Sie blickt mit Stolz auf ihren Sohn, nicht wahr?

Werner.

Man muß es ihr verzeihen. Sie hat ja nur mich auf der Welt.

Franz.

Sie ſind ein glücklicher Menſch, Herr Werner! — Sie haben keine Frau?

Werner.

Nein!

Franz.

Keine Braut? Keine Geliebte? — Was geht das mich an! — Sie ſollen mich kennen lernen,

Herr Werner! Ich war niemals geſonnen, die Stelle ohne Prüfung anzunehmen. Ich will Niemanden ſeinen Platz rauben: aber ich muß erſt genau wiſſen, ob er ihm gebührt.

Werner.

Sie ſind ein Biedermann, Herr Walter, aber Sie werden das Herkommen nicht ändern. Uebrigens, was auch geſchehe: Ihnen weiche ich gerne.

Franz.

Sie wollen alſo mein Freund ſeyn? Ihre Hand darauf!

Werner.

Mit Freuden.

Franz.

Darf der Freund nun erfahren, welchen Zwiſt Sie mit ſeinem Bruder hatten?

Werner.

Entſchuldigen Sie mich, Herr Walter. Es gibt verletzliche Stellen in unſerm Herzen, bei deren Berührung es überwallt, wie das Meer zur Zeit der Fluth. Aber nun iſt's hier Ebbe, für immer Ebbe. Dringen Sie nicht in mich, fragen

Sie Ihren Bruder nicht. Es iſt vorbei, und Alles iſt vergeſſen. (drückt ihm die Hand, und geht ab.)

Achte Scene.

Franz (allein).

Saubere Geſchichten, Herr Oheim! Mich wollen Sie heben auf Koſten eines ehrlichen armen Teufels, deſſen Schweigen laut zu ſeinen Gunſten ſpricht. Ich wette, er verdient den Platz. Ich will die Wahrheit wohl erfahren! — Unter dieſen Menſchen ſoll ich leben! — Lieber unter den Wilden am Orinoko. Dort, im Welttheil der Vulkane, der reißenden Ströme und reißenden Thiere, dort gibt es noch Menſchen. Die Blumen blühen dort friſcher, die Sterne glänzen heller, und die Menſchen ſind wenigſtens erträglicher. Mein freundliches Franzis-house! Meine lieben Pflanzen in Marzland! Ich vermiſſe Euch längſt. Es iſt am beſten, ich kehre zu Euch zurück. — Der junge Mann gefiel mir. Ich liebe dieſen edlen Stolz, dieſen männlichen Trotz. Er hatte Zwiſt mit Philipp. Nicht meinetwegen? weßhalb denn? Es

läßt ſich faſt errathen. Einige Worte, die der Bruder fallen ließ — Werners ganzes Benehmen — kann ich mir's verbergen? Er liebt Clara. Sonderbar! Hatt' ich doch eine Ahnung, als er zuerſt ins Zimmer trat, und die Vaſe begrüßte. Und ſie? — Sie behandelt ihn kalt und ſtrenge. Sie ſchien erzürnt über den Vorfall, über ihn; — aber ſie zürnte, wie die Liebe. Sie nannte ſeinen Namen: das brachte ihn ſogleich zur Beſinnung. — Liebt ſie ihn? — Es iſt ſehr möglich. Ich muß es wiſſen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, es iſt beinahe gewiß. Was kümmert's mich? Ich machte nicht den Plan, ſie zu heirathen. Ich liebe ſie nicht. Man kann auch ohne Liebe leben. Ich hab' es 36 Jahre ausgehalten, meinethalben mag es noch einmal ſo lange dauern.

Neunte Scene.

Franz. Chriſtine.

Chriſtine.

Franz —

Franz.

Sieh da, Chriſtine!

Chriſtine.

Biſt Du noch böſe? Der arme Philipp iſt troſtlos.

Franz.

Der Geck! der Fant! Der einen Ehrenmann beleidigt, der mit Reichthum prunkt, den er nicht erworben. Ein ächter Europäer! Worauf iſt er ſtolz? Auf mein Geld. Ich ſah' es wohl, wenn ich auch nichts ſagte. Ueber den Thoren, der ſich mit goldenen Ketten behängt! Ich hätte große Luſt, meine Hand von ihm abzuziehen.

Chriſtine.

Bedenk', es iſt Dein Bruder. Warum biſt Du ſtrenger mit ihm, als mit mir?

Franz.

Mit Dir? Das iſt ein Anderes. Du biſt eine liebe Tochter, Du machſt mir Freude.

Chriſtine.

Bin ich Deine Tochter? Dann mußt Du auch mit Philipp wieder gut ſeyn.

Franz.

Muß ich?

Chriſtine.

Freilich, denn Philipp iſt der Bruder Deiner Tochter.

Franz.

Ein ſchlimmer Bruder! Er gleicht Dir nicht.

Chriſtine.

Aber der Mutter gleicht er, Deiner Mutter. Sagteſt Du das nicht ſelbſt?

Franz.

Du biſt —

Chriſtine.

Was bin ich?

Franz.

Eine Katze, wie Ihr Alle. Ihr verſteht nur Eine Kunſt, aber damit reicht Ihr überall aus: Ihr wiſt unſere Schwäche zu entdecken und gelegentlich zu benutzen. Der Seidenwurm ſpinnt ſich ein, die Schwalbe baut ihr Neſt, der Biber ſein Haus und die Weiber machen Intriguen. Das ſteckt in Euch, das trifft Jede, und, wie ich ſehe, auch die halben Kinder.

Chriſtine.

Meinſt Du mich? Ich bin kein Kind mehr.

Franz.

Es ſcheint mir faſt.

Chriſtine.

Du lacheſt? Du haſt alſo dem Philipp verziehen?

Franz.

Dem Philipp? — Höre! Du biſt ihm wohl ſehr gewogen?

Chriſtine.

Recht ſehr. Er ſchwatzt ſo artig, er iſt ſo munter, ſo lebhaft und hübſch, recht hübſch.

Franz.

Es wäre Dir alſo lieb, immer in ſeiner Geſellſchaft zu bleiben?

Chriſtine.

Gewiß.

Franz.

Dazu kann Rath werden.

Chriſtine.

Wirklich?

Franz.

Was meinſt Du, Chriſtine, wenn — verſtehe mich recht! — wenn ich Dir den Philipp zum Manne gäbe?

Chriſtine.

Den Philipp?

Franz.

Ja. Wie gefällt Dir der Vorſchlag?

Chriſtine.

Nicht übel.

Franz.

Wirklich? Nun, im Vertrauen: auch Bruder Philipp iſt einverſtanden. Er wünſcht, Dich zu heirathen.

Chriſtine.

Heirathen! — Dann bleiben wir immer bei einander?

Franz.

Euer ganzes Leben.

Chriſtine.

Er, ich und Du?

Franz.

Ich bleibe ſchwerlich bei Euch.

Chriſtine.

Wie? Du willſt mich verlaſſen?

Franz.

Früher oder ſpäter muß es geſchehen.

Chriſtine.

Nimmermehr!

Franz.

Närrchen! Das Weib muß dem Manne folgen.

Chriſtine.

Ich mag keinen Mann. Ich will bei Dir bleiben.

Franz.

Das geht nicht an. (halb ironiſch) Sieh, liebes Kind, auch ich ſuche mir vielleicht eine Frau.

Chriſtine.

Du? O das wäre ſchön, das wäre herrlich!

Franz.

Wünſcheſt Du wirklich, daß ich mir eine Frau wähle?

Chriſtine.

Ob ich es wünſche? Das wird Dich erſt ganz

glücklich, ganz zufrieden machen. Du biſt immer thätig, immer arbeitſam, aber das genügt Dir nicht. Ich ſah es wohl: es wird Dir oft zu eng im Haus. Was haſt Du auch für Freuden? Plappernde Papagayen und ein ſchwatzendes Mädchen. Meine Poſſen können Dir die Runzeln nicht immer von der Stirn glätten. — Wie anders iſt eine Frau! Und wenn Kinder kommen! — Wie oft haſt Du fremde Kinder geküßt, beſchenkt — und nun erſt Deine eigenen! — Wie will ich Deine Kinder lieben! Deine Frau wird ihr Püppchen nicht immer bei ſich haben; ſie wird es mir zuweilen anvertrauen. Dann will ich es tragen, ſchaukeln, füttern, herzen, will es Dir auf den Arm legen, und ohne Neid ſehen, daß Du es weit lieber haſt, als mich.

Franz.

Chriſtine — Mädchen — was ſchwatzeſt Du da? Höre mich an: wenn ich ein Weib nehme, ſo kannſt Du nicht bei mir bleiben.

Chriſtine.

Nicht?

Franz.

Zwei Weiber thun nicht gut bei einander.

Christine.

Das Weib, das Du lieben kannst, das kann mich nicht hassen.

Franz.

Meinst Du? — Genug, Christine. Du kennst meinen Willen. Philipp wird Dein Bräutigam.

Christine.

Du willst mich also verstoßen?

Franz.

Was fällt Dir ein? Du wirst doch einen Mann wollen? Wir sprechen noch darüber. Geh' jetzt, Christine. Ersuche Base Clara, zu mir heraus zu kommen. Geh' doch, geh! — Was hast Du? Du weinst?

Christine

(fährt rasch mit der Hand über die Augen, lächelnd).

Nein.

Franz.

Nun gut! So geh'! (da sie geht) Christine! — (indem er ihr die Haare streichelt) Sey klug! sey munter!

Ich weiß, was Dir frommt. Ich will für Dich ſorgen.

Chriſtine

(ergreift mit Heftigkeit ſeine Hand und drückt ſie an ihr Herz und ihre Lippen).

Franz.

Gut, gut! Geh' jetzt, liebes Kind! Hole die Baſe.

Chriſtine (ab).

Zehnte Scene.

Franz (allein).

Hm! Bruder Philipp hat Recht. Die iſt kein Kind mehr. So wachſen uns die Sorgen über den Kopf! — Sie liebt mich wie ihren Vater. Sie ſoll Philipps Weib werden. Den Vater wird ſie über den Mann vergeſſen, wie jede andere Tochter. — Nun will ich mit Clara ſprechen. Sie iſt rückhaltig, verſchloſſen. Ich muß leiſe auftreten. — Je mehr ich's bedenke: es iſt faſt gewiß, daß ſie den jungen Mann liebt.

Elfte Scene.

Franz. Clara.

Clara.

Vetter —

Franz.

Liebe Baſe! Verzeiht, daß ich Euch rufen ließ.

Clara.

Ich wollt' Euch eben aufſuchen. Philipp wagt ſich nicht vor Euer Antlitz.

Franz.

Der Tollkopf! Wir ſprechen uns noch. — Hat er Euch vertraut, Baſe, was er mit Werner hatte?

Clara.

Nein.

Franz.

Auch Werner will nicht mit der Sprache heraus. Dieſer Werner gefällt mir. (da Clara ſchweigt) Iſt er immer ſo heftig?

Clara.

Niemals. Sein Betragen iſt unbegreiflich. Aber man irrt ſich in den Menſchen.

Franz.

Bisweilen. (nach einer Pause) Sind wir doch sonderbare Geschöpfe! Wir reden von gleichgültigen Dingen, und von dem schweigen wir, was uns innerlich am meisten beschäftigt. (ihre Hand ergreifend) Wir müssen sprechen, liebe Clara; schon längst fühlen wir beide dieß Bedürfniß. — Ihr habt von dem Wunsche meiner sterbenden Mutter gehört, Ihr kennt die Gesinnungen Eurer Eltern: man wünscht unsere Verbindung. — Mein Herz sprach für Euch bei Eurem ersten Anblick; aber ich will Eure Hand nicht Eurem kindlichen Gehorsam, ich will sie Eurer freien Neigung verdanken. — Ihr scheint bewegt, Eure Hand zittert. Ich will Euch nicht überraschen, Clara. Ihr sollt mir Wahrheit geben, bei Gott, nur Wahrheit, und wenn sie mir noch so schmerzlich fiele.

Clara.

Ihr seyd der beste, der edelste Mensch, Vetter —

Franz.

Hm! Man kann sehr edel, und dabei sehr wenig liebenswürdig seyn. Ich kenne mich. Ich

bin ſchroff und rauh; meinem Weſen fehlt die Anmuth. Zum Liebhaber bin ich faſt verdorben.

Clara.

Da kennt Ihr Euch ſchlecht, Vetter. Gewiß, man kann Euch lieben.

Franz.

Kann man das? — Könnt Ihr es auch, Clara? — antwortet nicht zu raſch; geht erſt mit Euch ſelbſt zu Rathe. Prüft Euer Herz. Es iſt jung und warm. Blieb es ruhig bis jetzt? ſchlug es niemals heftiger? ſchwieg es immer? vor Jedermann?

Clara (haſtig).

Gewiß, gewiß! Wie könnt Ihr glauben —? Kein Wort, kein Blick gab je einem Manne Hoffnung — Ihr kränkt mich, wenn Ihr was andres glaubt, Vetter.

Franz.

Ich glaub' Euch, gute Clara. Aber ahndet Ihr niemals eine fremde Neigung? ſchwieg Euer Herz dabei? ſchwieg es auch vor ſich ſelbſt? ſchwieg, weil es ſich nichts zu geſtehen hatte? oder weil

es befürchtete, ſich zu viel geſtehen zu müſſen? — Genug Clara. Ich will nicht in Euch dringen. Berathet Euch mit Euch ſelbſt. Ich will Eure Antwort holen, wenn Ihr Euch geſammelt habt.

Clara.

Franz — ach, was ſeyd Ihr für ein Menſch!

Franz.

Ein Menſch, der es gut mit Euch meint, nichts weiter. — Wollt Ihr Euer Schickſal in meine Hände legen?

Clara.

Vollkommen.

Franz.

Nun denn ſorgt Euch nicht, gute Baſe; ich will Euch wahrlich kein ſchlimmes Loos bereiten. Ich gehe, eine wichtige Sache zu beendigen. Morgen ſeh' ich Euch wieder. Prüft Euer Herz indeſſen: folgt der Empfindung Eurer reinen Seele. Vergeßt ganz mich, Clara. Bedenkt: ich will Euer Glück, nicht das meinige. (Ab.)

Zwölfte Scene.

Clara (allein).

(bewegt, trocknet ihre Thränen und sagt dann schmerzlich lächelnd.)

„Ach, aber ach das Mädchen kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Zertrat das arme Veilchen."

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Beim Senator.)

Franz. Philipp.

Philipp.

Wie ich mich ſchäme! Der verwünſchte Wein!
— Haſt Du mir auch verziehen, Bruder?

Franz.

Wer kann lange auf den Schmeichler zürnen?

Philipp.

Der verwünſchte Wein!

Franz.

Das leichte Blut! Höre, Philipp: ich habe

Eure Bücher unterſucht; ich ſehe, daß Du einen tüchtigen Kaufmann verſprichſt; aber Du kennſt nur die Schreibſtube; die Welt kennſt Du nicht. Haſt Du Luſt zu reiſen?

Philipp.

Ob ich Luſt dazu habe? Seit ich den Robinſon zum erſten Mal las, denk' ich an nichts Anderes.

Franz.

Nun gut! Willſt Du Amerika ſehen? willſt Du meine Pflanzungen beſuchen? willſt Du den größten, den edelſten Mann des Jahrhunderts, willſt Du Washington kennen lernen?

Philipp.

Ach, Bruder, iſt es Dein Ernſt? das Herz pocht mir bei dem Gedanken.

Franz.

Ich rechnete auf Deine Zuſtimmung. Ich rüſte Dir ein Waarenſchiff. Du ſollſt es führen auf Deine Rechnung. Gewinn und Verluſt trifft Dich. Ein Stück Geld bekommſt Du in die Hand; han-

delsverbindungen will ich Dir eröffnen. Nun ſieh, wie Du d'raus kommſt.

Philipp.

Bruder, Du machſt mich mit Einem Mal zum Mann.

Franz.

Das iſt meine Abſicht. Aber auch für eine Frau will ich ſorgen.

Philipp.

Daran denk' ich jetzt gar nicht.

Franz.

Wie? haſt Du Chriſtine vergeſſen?

Philipp.

O nein! Wann ſoll ich — — es iſt ein liebes Mädchen! — Wann ſoll ich abreiſen, Bruder?

Franz.

In zwei, drei Wochen.

Philipp.

Das iſt eine Ewigkeit.

Franz.

Ihr ſeyd beide noch jung; ein Jahr könnt Ihr leicht warten.

Philipp.

Sehr leicht.

Franz.

Iſt Deine Reiſe glücklich vollbracht, ſo wird ſie Deine Frau.

Philipp.

Recht ſchön! recht ſchön!

Franz.

Dir gönn' ich meine holde Tochter am liebſten. In Vertrauen: Du kamſt mir mit Deinem Einfall nur entgegen. Wie oft dacht' ich, da ſie noch als Kind zu meinen Füßen ſpielte: wer weiß, vielleicht ziehſt Du ſie für Deinen Philipp auf! — Sie iſt ein Schatz, eine Perle. Wenn Du ſie erſt ganz kennen lernſt —

Philipp.

Ich weiß, ich weiß —

Franz.

Was weißt Du?

Philipp.

Sie iſt eine Perle — Du haſt mir ja geſagt — ich werde mit ihr glücklich ſeyn, ſehr glück-

lich. — Lieber Bruder, iſt meine Reiſe ein Geheimniß?

Franz.

Keineswegs.

Philipp.

So darf ich meinen Freunden die Neuigkeit mittheilen?

Franz.

Wem Du willſt.

Philipp.

Das wird einen Jubel ſetzen!

Franz.

Du gehſt? Vergiß nicht, Abends zu mir zu kommen. Auch der Oheim, die Baſe ſind geladen. Wir haben Manches zu beſprechen. Das geſchieht am beſten bei einem heitern Mahl. — Was haſt Du? Du ſcheinſt unruhig?

Philipp.

Lieber Bruder, vergib; aber der Boden hält mir nicht Stand unter den Füßen. Du haſt mir die Welt eröffnet: es wird mir zu eng hier im

Hause. Ich muß mir Luft machen, ich muß mein Glück jedem erzählen, der mich anhören will; ich muß es allenthalben verkünden, welch einen guten, lieben, einzigen Bruder ich beſitze. (Ab.)

Zweite Scene.

Frau; (allein.)

Ein wackrer, lebhafter Junge! Er iſt der Mutter aus der Seele geſchnitten, wie aus dem Geſicht. Ich liebe ihn mehr, als ich es ihm ſagen mag. Gut, daß er fern von mir aufwuchs: ich hätte ihn verzogen. — Er iſt lebhaft, ja flüchtig. Chriſtinens Innigkeit wird wohlthätig auf ihn wirken. — Wo bleibt Clara? Sie ſah mich mit dem Bruder kommen, ſie nickte mir freundlich zu, aber mit verweinten Augen. Armes Kind! Ich will nicht länger die Urſache Deiner Thränen ſeyn.

Dritte Scene.

Franz. Clara.

Franz.

Liebe Clara! Schön, daß Ihr kommt. Mein Geſchäft iſt glücklich beendigt.

Clara.

Ihr wart beim Senat?

Franz.

Ja, der Syndik iſt gemacht.

Clara.

So kann man Euch Glück wünſchen?

Franz.

Allerdings. Ich erſpare viel Aerger und Mühe. Ich fiel bei der Wahl durch.

Clara (raſch).

Ihr ſeyd nicht Syndik?

Franz.

Nichts weniger.

Clara (zögernd).

Wer iſt es denn?

Franz.

Werner.

Clara.

Unmöglich.

Franz.

Ganz gewiß. Meine Herren haben seine Verdienste eingesehen. Er ist ein wackerer Mann. Ich gönn' es ihm. Aber ich fiel durch. Seht Ihr, das verdrießt mich, das verleidet mir meine Vaterstadt. Ich kehre wieder nach Amerika, nach meinen Pflanzungen zurück.

Clara.

Vetter —

Franz.

Nun, liebe Base?

Clara.

Ihr habt für Werner gesprochen?

Franz.

Ich? was fällt Euch ein!

Clara.

Gewiß, es ist so.

Franz.

Und wenn es wäre? Niemand verdient den

Platz, als er. Sollt' ich ihn verdrängen? Niemand sprach für den armen Werner. Euer Vater schwieg, ob er ihm gleich seine Stimme versprochen; auch Ihr schweigt, Clara.

Clara

(drückt ihm die Hand).

Franz.

Gutes Mädchen! Ich begreife Euer Schweigen.

Clara (nach einer Pause).

Vetter, Ihr reist wirklich nach Amerika?

Franz.

So hab' ich beschlossen.

Clara.

Wollt Ihr mich mitnehmen, Vetter?

Franz.

Clara —

Clara.

Ich bin Eurer Liebe nicht würdig, aber ich will sie verdienen. All' mein Denken und Streben soll nur darauf gerichtet seyn, Euch zu erheitern. O, Ihr kennt mich noch nicht! Ich bin nicht so kalt, als ich scheine. Ich kann lieben, guter Vet-

ter, gewiß, ich kann lieben. Und Ihr bedürft der Liebe! Ihr sollt nicht länger einsam seyn. Ihr braucht ein liebendes, ein sorgsames Weib, das mit Euch denkt, mit Euch fühlt, mit Euch lacht, mit Euch weint. Ich kann das Alles, guter Franz, ich will, ich werde es können.

Franz.

Clara! Was sprecht Ihr da? habt Ihr bedacht —?

Clara.

Alles, Alles.

Franz.

Ihr liebt mich wirklich? mich? Ihr liebt mich, Clara?

Clara.

Ich lieb' Euch, wie den besten, den edelsten der Menschen, dem man mit Demuth, mit Verehrung naht.

Franz.

Das ist nicht Liebe! Täuscht Euch nicht selbst, Clara! — Das ist nicht Liebe! — Glaubt mir, Ihr täuscht Euch selbst. Eine edle Aufwallung reißt Euch hin. Gewiß, es ist nicht Liebe!

Clara.

Ihr weiſt mich zurück?

Franz.

Hört mich, Clara! Erinnert Euch an unſer letztes Geſpräch. Habt Ihr Euch mit Euch ſelbſt berathen? — Wir müſſen uns klar werden in dieſem Augenblick. Ich will Euch nichts verhehlen. Erfahrt es denn: ich weiß, ein junger Mann liebt Euch mit der innigſten Neigung. Er ſucht und flieht abwechſelnd Eure Nähe; Ihr behandelt ihn kalt und ſtreng. Das mindert ſeine Liebe nicht. Er malt an Eurem Bilde, das iſt ſeine liebſte, geheimſte Beſchäftigung. — Errathet Ihr den Mann? ſoll ich ihn nennen? — Es iſt Werner.

Clara.

Himmel! —

Franz.

Ich weiß, Ihr nährtet ſeine Leidenſchaft nicht; aber blieb Euch ihr Daſeyn geheim? Hegtet Ihr kein Wohlwollen für den Mann? Ihr habt ihn häufig hart behandelt; ging Euch das vom Her-

ren? — Gebt mir Eure Hand, Base; seht mir in's Auge. — Nun, Ihr fühlt nichts für ihn?

Clara

(verbirgt ihr Gesicht an seiner Brust).

Franz.

Siehst Du, liebe Clara! das ist Liebe! — Mich liebst Du wie einen Freund, wie einen Bruder, aber ihn wie den Mann Deines Herzens. Vielleicht wirst Du Dir selbst erst Deiner Neigung bewußt in diesem Augenblick. Nicht wahr? — Nun sieh! Und mich wolltest Du heirathen! — Sey ruhig! Ich will nicht scheiden, was sich angehört. Ich bin zufrieden, Dein Bruder zu heißen; willst Du meine Schwester seyn?

Clara.

Ach, Bruder —

Franz.

Trockne Deine Thränen, liebes Mädchen! Versprachst Du nicht, Dein Schicksal in meine Hände zu legen? Eure Herzen haben sich gefunden; das ist die Hauptsache; für das Andere will ich sorgen. — Geh' auf Dein Zimmer, sammle

Dich. Du bedarfſt der Ruhe, der Einſamkeit. Sey getroſt! Dein Bruder wird für Dich ſorgen. Lebe wohl, meine liebe, meine gute Schweſter. (führt ſie zur Seitenthüre ab).

Vierte Scene.

Franz

(allein, auf und abgehend).

Das wäre geſchehen. Die Menſchen nennen das in ihrer Sprache Edelmuth. Weil ich ein Amt nicht annahm, das mir nicht gebührte, und ein Weib ausſchlug, das mich nicht mag! — Das ſind unſere groſſen Handlungen. Dafür leben wir. Das iſt die Tugend, die uns, ich weiß nicht welche ſüßen Freuden gewähren ſoll. Ich ſchmecke nichts davon.

Fünfte Scene.

Franz. Werner.

Werner

(auf Franz zueilend).

Freund —

Franz.

Sieh da, Herr Werner! Sie wissen schon —?

Werner.

Alles, Alles! Ich komme von meiner Mutter. Sie segnet Sie.

Franz.

Das ist etwas. Aber nun kein Wort weiter! — Sie gehen zu meinem Oheim?

Werner.

Ich muß ihm danken.

Franz.

Daß er sein Wort brach? Doch immerhin! Wir müssen ihn bei guter Laune erhalten; denn er hat eine Tochter. Nicht wahr?

Werner.

Herr Walter —

Franz.

Nun, nun! Das Töchterchen sitzt da drinnen, und weint oder lacht, ich weiß es selbst nicht. Es ist so ein Gemisch von beidem. Sie ist allein. Gehen Sie doch zu ihr.

Werner.

Ich ſollte —?

Franz.

Freilich ſollen Sie! Nicht ſo blöde, junger Mann. Ihre Beſcheidenheit hätte Sie bald um ein Amt gebracht. Unter unſern Mitbürgern muß man ein bischen dreiſt auftreten. Auch unſere Mitbürgerinnen lieben das. Nur Muth! Sie ſind Syndik. Die Väter ſehen Sie jetzt mit ganz andern Augen an.

Werner.

Sie ſcherzen, Herr Walter —

Franz.

Scherzen? Treten Sie in dieß Zimmer und erfahren Sie, was Sie ſchon längſt wiſſen ſollten: daß man Sie liebt. — Wie er mich anſtarrt! — Haben Sie mich verſtanden? Clara liebt Sie.

Werner.

Clara liebt mich?

Franz.

Ja doch! Nur nicht zu laut, ſonſt erfährt's das ganze Haus. — Geſchwinde hinein mit dem Herrn, des holden Mädchens Thränen getrocknet.

Redet Euch aus, verſtändigt Euch mit einander. Ihr braucht doch keinen Dritten dazu? Den Vater nehm' ich auf mich. Abends ſeh' ich Euch bei mir. Aber jetzt nur hinein, nur hinein!

Werner

(umarmt ihn ſchweigend und geht durch die Seitenthüre ab).

Sechste Scene.

Franz (allein).

Das Leben hat doch ſchöne Augenblicke! — Da ſind die Glücklichen bei einander. Jahre lang mußten ſie ſtumm und kalt an einander vorüber gehen. Ihre Herzen lagen erſtarrt unter der Eisrinde der Verhältniſſe. Ein Sonnenſtrahl der Liebe ſchmilzt die Decke und ein Frühling ſprießt empor mit tauſend Blumen und Blüthen, die wohl bis in ihr ſpäteſtes Alter hinüberduften! — Ach, es iſt doch traurig, einſam zu ſeyn! Es iſt doch ſchön, zu lieben, und geliebt zu werden! (Ab.)

Siebente Scene.

(Saal, in Franzens Wohnung, hell erleuchtet.)

Martin

(tritt auf mit einem Päckchen).

Die wird Augen machen, wenn ſie die Beſcherung ſieht. Denn das muß man den Mädchen nachſagen: ſie putzen ſich alle gern; die Wilden in Amerika ſo gut, als unſere zahmen Senatorstöchter. (klopft an die Seitenthüre) Frau Barbara! Mamſell Chriſtine! Ich bring' etwas. Geſchwinde, geſchwinde!

Achte Scene.

Martin, Franzens Wirthſchafterin mit Chriſtine (treten ein).

Wirthſchafterin.

Da ſind wir ſchon, Martin. Was bringſt Du denn?

Martin.

Präſente für die Mamſell.

Wirthſchafterin.

Präſente? was iſt es denn? (öffnet das Packet.)

Martin.

Nun ja! Die Alte iſt wie die Jungen.

Wirthſchafterin.

I der Daus! Da ſieh einmal, Chriſtinchen! Die ſchönſten Kleiderſtoffe! Roſa, Lila! Wie fein! wie prächtig! — Und hier die Bänder, die Spitzen! Wie hübſch müſſen ſie Dir ſitzen!

Martin.

Die Alte wird begeiſtert. Sie fängt zu reimen an.

Wirthſchafterin.

Es geht doch auf der Welt nichts über Spitzen!

Martin.

Spitzen ſind ausgenähte Liebesbriefe, hört' ich einmal auf dem Theater ſagen.

Wirthſchafterin.

Aber Chriſtinchen, Du ſagſt kein Wort, Du freuſt Dich gar nicht. Die ſchönen Sachen!

Chriſtine.

Es iſt recht hübſch.

Wirthſchafterin.

Und Alles gehört Dir.

Martin.

Alles, Alles.

Chriſtine (zur Wirthſchafterin).

Gefällt Dir etwas? Wähle Dir aus.

Wirthſchafterin.

Ich —?

Chriſtine.

Du ſprachſt von den Spitzen? Nimm ſie.

Wirthſchafterin.

Wo denkſt Du hin? Die gehören an einen jungen Hals. Wenn ich wählen ſollte, hier das Strohgelb müßte mir gut laſſen.

Martin.

Aſchgrau wäre beſſer.

Chriſtine (zur Wirthſchafterin).

Nimm, was Du wünſcheſt.

Wirthſchafterin.

Nicht doch! Es war nur geredet.

Martin.

Und ziemlich deutlich obendrein.

Chriſtine.

Nimm, ich bitte Dich.

Wirthſchafterin.

Der Herr wird zürnen.

Chriſtine.

Nimm nur! — Das Strohgelb! Nicht wahr?

Wirthſchafterin.

Das Strohgelb! Ach ja! Wenn's denn ſeyn ſoll — das gute Kind! Wenn ſie nur ſchenken kann! — Ich danke Dir tauſend Mal, mein Herzchen! Sey aber nun auch munter, wie ſonſt. Was fehlt Dir? Du ſagſt nichts. Man kann's errathen. Ich weiß, was es bedeutet, wenn junge Mädchen ohne Grund traurig ſind! Warte nur! Das wird anders werden. Ich wette, die ſchönen Sächelchen hat der Herr nicht umſonſt hergeſchickt. Es gibt gewiſſe lebhafte junge Herren, die uns mit Entzücken in dem Putz ſehen werden. Na, ich will nicht verlaut ſeyn. Aber die Geſchenke, das heutge Feſt — ich wittere eine Verlobung, vielleicht bald eine Hochzeit.

Chriſtine.

Ach geh!

Martin.

Laß ſie doch die Mamſell, Frau Barbara! Sie ärgert ſie nur mit ihrem Geplauder.

Wirthſchafterin.

Pah. So laſſen wir uns gern ärgern. Nicht wahr, mein Püppchen? — Aber ich muß fort, zur Küche, an meine Geſchäfte. Komm! Martin! Du mußt mir helfen. — Ich danke Dir noch ein Mal, liebes Herz. So ein ſtrohgelbes Kleid hab' ich mir längſt gewünſcht. (Ab.)

Martin.

Warte! Ich beſorge Dir den Strohkranz dazu. (folgt ihr.)

Neunte Scene.

Chriſtine (allein).

Was ſoll ich mit den Kleidern? mit dem Putz? Es freut mich nicht. Ich will mich nicht putzen. — Die Bärbe hat Recht. Ich ſeh' es kommen, Ich ſoll Philipps Frau werden; es iſt

Franzens Wille. — Gut. Ich will gehorchen. Doch wozu die Geschenke? Er will mich bestechen, er hält mich für ein Kind. O, ich bin kein Kind! — Ich gehorche ihm ohne Murren, ohne Widerrede — ohne Freude. Aber die Geschenke will ich nicht. Bärbe soll Alles nehmen. Ich bin kein Kind. Was soll ich mit dem Tand? — Ich bin kein Kind, wahrhaftig, ich bin kein Kind!

Zehnte Scene.

Franz. Christine.

Franz.

Christine —

Christine.

Ach —

Franz.

Sieh doch! Martin brachte bereits die Siebensachen. Nun, bist Du damit zufrieden? hab' ich Deinen Geschmack getroffen?

Christine.

O ja. Ich danke Dir.

Franz.

Fehlt Dir etwas? Du ſiehſt trübe.

Chriſtine.

Es fiel mir was in's Auge.

Franz.

Soll ich's wegblaſen?

Chriſtine.

Nicht doch! Es iſt ſchon wieder fort.

Franz.

Sey munter, liebe Chriſtel! Du weißt, wir haben Gäſte. Auch Bruder Philipp wird kommen, und Baſe Clara. Du kannſt der Baſe Glück wünſchen: ſie iſt Braut.

Chriſtine.

Clara? Iſt's wirklich? Sie iſt Braut?

Franz.

Allerdings. Du wirſt das Nähere erfahren. — Noch eine Neuigkeit, Chriſtine: wir verlaſſen mit Nächſtem meine Vaterſtadt; wir ziehen nach Maryland, nach unſerm ſtillen François-house zurück. — Du ſcheinſt erfreut darüber? — Bruder Philipp wird uns dort beſuchen. Freut Dich das

nicht auch? — Nun, haſt Du meinem Vorſchlage nachgedacht, liebes Kind? Gefällt Dir der Philipp, der Sprudelkopf? Es wäre hübſch, wenn er's heute noch erführe. — Du ſchweigſt? — Ich will Dich nicht zwingen. Sprich, wie Dir's um's Herz iſt.

Chriſtine.

Darf ich das?

Franz.

Wie immer.

Chriſtine.

So laß mich frei. Glaube mir: ich kann den Philipp nicht lieben.

Franz.

Nun, wie Du willſt.

Chriſtine.

Sieh! Jetzt zürnſt Du.

Franz.

Nicht doch!

Chriſtine.

Gewiß nicht?

Franz.

Nein, nein. Du biſt ja meine liebe, kleine

— eigenſinnige Chriſtel. Aber Du wirſt es noch bedenken, nicht wahr? — Ich meinte Dir's gut. Ein wackerer Mann, eig'ner Hof und Heerd, ein ſorgenfreies, bequemes Leben in einer bunten bewegten Welt, — das lockt ſonſt eine Jede. Aber Du willſt nicht. Was willſt Du ſonſt? Sieh, ich kehre in meine Einſamkeit zurück: willſt Du Dich dort mit mir begraben? Du wirſt es bereuen.

Chriſtine.

Gewiß nicht! Wie ſehn' ich mich nach unſerm ſtillen Thale zurück, nach dem kleinen bunten Häuschen auf dem Hügel, nach Garten und See; nach Wald und Au, nach Allem, Allem! Zumeiſt nach Dir, nach mir ſelbſt. Hier lebt man ſo zerſtreut, ſo verworren. Auf der Reiſe, im Schiff war's beſſer. Da waren wir allein den ganzen Tag. Du erzähltest mir von Deinem Vaterland, von den Deinigen, laſeſt deutſche Bücher mit mir. Die paar Monate verflogen wie Tage. Hier iſt ein Tag wie ein Jahr. Man ſieht ſich nicht, man ſpricht ſich nicht — und ich habe Dir ſeit Kurzem ſo viel zu ſagen, ſo viel. — — Ach,

wären wir nur erſt wieder auf dem Schiff! Wären wir daheim in François-house!

Franz.

Und was dann? — Es iſt Unrecht, daß ich Dir nachgebe, Chriſtine. Sieh, Du kennſt Dich ſelbſt nicht. Es werden Wünſche in Deiner Bruſt erwachen, ſind vielleicht ſchon erwacht, die Dir die Einſamkeit verleiden. Ich weiß, Du liebſt mich wie einen Vater, aber glaube mir: dieſe kindlichen unſchuldigen Gefühle werden andern ſtärkeren Empfindungen weichen. Es iſt der Gang der Natur: Du wirſt Dich von der Hand des Vaters wegwünſchen, wirſt Dich nach dem Arm des Gatten ſehnen.

Chriſtine (heftig).

Niemals! Niemals! Ich will bei Dir bleiben! Verſtoße mich nicht! Du haſt es mir verſprochen. Als Du mich, ein blödes Kind, aus Mitleid von dem Sklavenhändler kaufteſt, der mich ſo grauſam behandelte, da riefſt Du mir zu: — ich verſtand es kaum — „Ich will Dir Vater ſeyn!“ Der Ton Deiner Stimme drang damals tief in mein Herz,

und klingt durch mein ganzes Leben. Du warst mein Vater. Wie lästig mußte Dir das Kind auf Deinen Reisen seyn! Mit welcher Liebe hast Du mich gepflegt! Immer hattest Du für mich eine süße Frucht und ein mildes Wort bereit, wenn ich bei unserm Zug durch die heißen Savannen zu weinen anfing. Bei der Rast, beim Aufbruch war ich Deine erste, Deine letzte Sorge. Als wir uns in Marsland ansiedelten, da begann Deine neue, Deine edlere Sorge. Du wardst mein Lehrer. Was für Mühe machte Dir die ungeschickte Wilde! Mit welcher Sanftmuth führtest Du mich Schritt für Schritt! Anfangs war ich versteckt. Ich wollte durchaus nicht schreiben lernen. Ich hatte einen Widerwillen vor den Buchstaben; ich hielt sie für Zauberzeichen, bis ich begriff, daß man damit Deinen Namen schreiben könne. Nun ging's mir plötzlich von der Hand; ich schrieb, ich las, ich trank mit Begier die Lehren von Deinem Munde. Mein Geist war erwacht; eine neue Welt, ein neues Leben dämmerte vor mir auf, aber Du warst die Seele dieser Welt! — Meine ersten Kin-

derjahre lagen wie ein dunkler Nebel hinter mir. Ich war plötzlich ein neues Geſchöpf. Du ſchufſt mich; wahrhaftig, Du warſt mein Vater. So bin ich Dein, Dein für immer, ein Theil von Dir, von Deinem Weſen, Deiner Seele! Nein, ich verlaſſe Dich nimmer! Du darfſt, Du kannſt mich nicht von Dir laſſen.

Franz.

Chriſtine! meine holde, meine liebe, meine einzige Tochter! Mein Kind! Mein Alles! Mehr, als ich ſagen kann! Nein, Dich will ich nimmer von mir laſſen!

Chriſtine.

Wirklich nicht? wirklich nicht? — Nun bin ich wieder froh, wieder glücklich! Nun will ich wieder ſingen und lachen, und kindiſch ſeyn, wie Du's gerne haſt! — Sind wir nur erſt in Franzis-house! Ich bin klüger geworden auf der Reiſe. Ich will Dich beſſer unterhalten, wie ſonſt. Du ſollſt ſchon ſehen.

Franz.

Liebes, liebes Mädchen!

Chriſtine.

Wir wollen das alte Leben beginnen, nicht wahr? Vor 4 Uhr ſpring ich aus dem Bett. Ich bereite den Thee, bring' ihn in die Laube. Du kommſt mit der Pfeife, mit den Zeitungen. Ich leſe Dir vor; wir ſprechen von Politik. Ich kann jetzt ſchon mitreden. Dein Held Washington iſt auch der meinige. Wir ſprechen über ihn, wir beide ganz allein — — ach nein! Wir ſprechen nicht allein. Noch ein Drittes ſpricht mit.

Franz.

Ein Drittes? — Nun ja! Philipp.

Chriſtine.

Und Clara.

Franz.

Clara? Was fällt Dir ein?

Chriſtine.

Du ſagteſt ja —

Franz.

Daß ſie Braut ſey.

Chriſtine.

Eben darum. Deine Braut.

Franz.

Du irrſt, Chriſtine. Clara iſt nicht meine Braut.

Chriſtine.

Nicht Deine —?

Franz.

Keineswegs. Es war wohl ein Plan — der Oheim meinte — aber ſie liebt mich nicht.

Chriſtine.

Liebt Dich nicht? Wie iſt das möglich! — Und Du liebteſt ſie? die böſe Clara! Laß mich mit ihr reden. Sie muß Dich lieben.

Franz.

Nicht doch, mein Kind! Wir taugen nicht zuſammen. Ich bin mürriſch, launiſch, verdrießlich. Sie würde ſich an meine Fehler ſchwer gewöhnen. Sie hat nicht das Herz zu mir. — Sey ganz ruhig! Wir beide bleiben allein auf Franciſhouse.

Chriſtine.

Gewiß? gewiß? — Nun ſollſt Du mich erſt

kennen lernen. Ich will nur für Dich leben, nur für Dich. Du ſollſt heiterer werden, zufriedener von Tag zu Tag.

Franz.

Meinſt Du?

Chriſtine.

Was iſt eine Frau? Die muß Dich erſt kennen lernen, Deine Neigungen, Deine Gewohnheiten, Deine Eigenheiten. Die kenn' ich alle. Sie muß Dich erſt lieben lernen. Das kann ich ſchon. Bin ich eitel, wenn ich das ſage? Deine Tochter wird Dir eine Frau erſetzen. — Was haſt Du? Du wendeſt Dich von mir? biſt Du böſe?

Franz

(verneint freundlich, indem er ihr die Hand drückt, ſeine Rührung verbergend).

Philipp (hinter der Scene).

Wo iſt der Bruder?

Franz (aufgeſchreckt).

Philipp! — (milde und überredend) Chriſtine, Philipp!

Chriſtine (ſchweigt bewegt).

(Kleine Pauſe.)

Elfte Scene.

Vorige. Philipp.

Philipp.

Guten Abend, Bruder.

Franz

(ſieht auf Philipp um).

Bruder — (zu Chriſtinen) Er liebt Dich!

Chriſtine

(macht eine bittende, und leiſe verneinende Bewegung).

Franz

(wie mit einem Entſchluß kämpfend).

Kannſt Du von ihr laſſen, Philipp?

Philipp.

Ich errathe, was vorfiel. Chriſtine ſchlug mich aus. Schäme Dich nicht, es mir in's Geſicht zu ſagen, liebes Mädchen. Dein Gefühl war richtig. Ich tauge nicht für Dich.

Franz (küßt ihn feurig).

Bruder, lieber Bruder! — (überwältigt) Chriſtine! Willſt Du mein Weib ſeyn?

Chriſtine.

Ach Gott!

Franz.

Längſt trag' ich Dich im Herzen, mir ſelbſt unbewußt. Sprich, Chriſtine, fühlſt Du, wie ich?

Chriſtine.

Ach Gott! ach Gott!

Franz.

Du zweifelſt? Du zögerſt? Du ſprichſt das Wort nicht aus?

Chriſtine.

Weil ich — nicht ſprechen kann.

Franz.

So willſt Du? willſt mein ſeyn?

Chriſtine

(weint, lacht, fällt ihm an die Bruſt).

Dein — Dein — Dein!

Franz

(indem er ſie umſchlingt).

Mein Weib! — Mein Bruder! — Mein Weib! mein liebes Weib! — Ich bin glücklich, und nun hab' ich den Muth, Dich glücklich zu machen!

Theater

von

Bauernfeld.

Theater

von

Bauernfeld.

✲

Zweiter Band.

Inhalt: Helene.
Der Zauberdrache.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1837.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Helene,

Charaktergemälde

in

vier Akten.

Perſonen.

---

von Fridau, reicher Banquier.
Helene, ſeine Tochter.
Fräulein Henriette, ſeine Nichte und Mündel.
Julius, Graf von Bannewitz, Uhlanen-Rittmeiſter.
Herr von Spangenberg, Geſandter.
Baron Reibenſtein.
Treuhold.
Frau von Hellborn, Henriettens Tante.
Sebaſtian, alter Soldat, Diener des Grafen.
Erſter, Zweiter, Dritter } Ballgaſt.
Erſter, Zweiter } Bedienter im Fridau'ſchen Hauſe.
Bedienter bei Frau von Hellborn.
Kammerdiener des Geſandten.
Ballgäſte. Bediente.

Die Handlung ſpielt in einer Reſidenz.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Wohnung des Grafen Julius. Bücher auf dem Tiſch.)

Graf Julius von Bannewitz
(in Uniform, liegt halb auf dem Sopha und lieſt.)

„Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche ſanft zu ſeinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben,
Und verbirg ihm meine Schmerzen."

Welche ſchönen, welche zarten Worte! (ſteht auf.)

„Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche ſanft zu ſeinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben" — —

Wenn ſie mich bisweilen betrübt, ſo iſt's wohl nicht ihr Vorſatz.

„Und verbirg' ihm meine Schmerzen."

Schmerzen? Sie fühlt keine. Sie iſt immer froh, immer heiter. — Ich muß lachen! Nun hab' ich die Verſe auf Helenen angewendet, und ſie paſſen doch gar nicht.

Zweite Scene.

Graf Julius. Sebaſtian (mit Büchern).

Sebaſtian.

Das ſchickt der Buchhändler, Herr Rittmeiſter.

Julius.

Gut. Nur dort hin.

Sebaſtian.

Müſſen Sie alle die Päcke da ausleſen?

Julius.

Freilich.

Sebaſtian.

Da wird Ihnen der Kopf brummen. Sie ſind das Studiren noch nicht recht gewohnt. Wenn

Sie ſich nur nicht das Gehirn dabei überladen!
Ein ungeübter Leſer iſt wie ein ſchlechter Trinker:
Es ſteigt ihm gleich Alles zu Kopf.

Julius.

Ohne Sorge! Mein Kopf hält aus. (nimmt das Buch wieder.)

Sebaſtian (ſieht in das Buch und lacht).

Es muß wohl —

Julius.

Lachſt du?

Sebaſtian.

O nein! Ich ſchmunzle nur.

Julius.

Worüber?

Sebaſtian.

Mit allem Reſpekt: über meinen Herrn Rittmeiſter.

Julius.

I du alter — —

Sebaſtian (zeigt in das Buch).

Sie leſen Verſe.

Julius.

Allerdings.

Sebaſtian.

Das war ſonſt nicht Ihre Sache.

Julius.

Sonſt —

Sebaſtian.

In das Haus des ſeligen Herrn Generals kamen gar keine Bücher.

Julius.

Leider!

Sebaſtian.

Nicht leider! Ein Soldat braucht keine Bücher, am wenigſten Bücher in Verſen. Das wußten der Herr Papa, und gaben den jungen Herrn, wie er nur laufen konnte, mir zur Erziehung.

Julius.

Dem Himmel ſey's geklagt!

Sebaſtian.

Verſe haben wir freilich nicht miteinander geleſen, aber dafür was Ehrliches gefochten, geritten,

geſchwommen, Schanzen geſtürmt, Kopfbeulen davon getragen —

Julius.

In Scherz und Ernſt.

Sebaſtian.

Wie's trifft. Ging's nur einmal wieder los! S'iſt doch ein Leben!

Julius.

Ich danke meinem Vater, daß er mich für den Krieg auferzogen. Ich verſtehe wohl auch ein bischen von der Kriegskunſt. Ein Menſch, der ſich ſeiner Haut wehren, der Andere ſchützen kann, der tritt freier, zuverſichtlicher in die Welt. Aber ſieh, Sebaſtian, man führt nicht immer Krieg, und auch im Kriege gelten die Künſte des Friedens. Die Künſte des Friedens! Siehſt du, die fehlten mir bis jetzt, und die will ich mir aneignen.

Sebaſtian.

Sonſt hielten Sie nicht viel darauf.

Julius.

Immer, Sebaſtian, immer.

Sebaſtian.

So wenig wie auf das Frauenzimmer.

Julius.

Da irrſt du. Ich habe die Frauen ſtets geſchätzt.

Sebaſtian.

Ja, von Weitem.

Julius.

Was lernten wir auch in der Campagne für welche kennen! Ich wollte mich Keiner nähern.

Sebaſtian.

Ob ſie es Ihnen gleich Alle recht nahe legten.

Julius.

Weg mit ihnen! — Seit wir hier ſind, lernt' ich andere Menſchen kennen, andere Sitten, andere Geſellſchaft, ganz andere Frauen. Ich trat in eine neue Welt.

Sebſtian.

Hab's wohl bemerkt.

Julius.

Was haſt du —?

Sebaſtian.

Das von der neuen Welt.

Julius.

Ueber den Schlaukopf!

Sebaſtian.

Alſo iſt es richtig, mein Herr Rittmeiſter? Nun, Glück auf! Die Braut ſoll leben!

Julius.

Die Braut? Was fällt dir ein?

Sebaſtian.

Ueber kurz oder lang kommt doch nichts Anderes dabei heraus.

Julius.

Nun faſelt er wieder!

Sebaſtian.

Läugnen Sie's nicht, lieber Herr Rittmeiſter. Sie ſind verliebt. Sie brauchen ſich nicht zu ſchämen, nicht roth zu werden —

Julius.

Roth! Ich denke gar!

Sebaſtian.

Ein Rittmeiſter, der erröthet, iſt freilich was Rares. Aber ſoll ich Ihnen beweiſen, daß Sie verliebt ſind?

Julius.

Ich wäre begierig.

Sebaſtian.

Wie lange ſind wir hier in Garniſon?

Julius.

Ein halb Jahr.

Sebaſtian.

Gut. Eben ſo lang iſt es her, daß Sie das Haus des reichen Banquier beſuchen. Als wir vor einem halben Jahr aus der Campagne hier ankamen, trugen Sie einen Bart wie ein Baſſa, Ihr Geſicht glänzte wie ein Vollmond, Sie ſchritten einher wie ein Löwe, frühſtückten wie zwei Engländer, ritten täglich ein paar Pferde müde, waren froh und munter den ganzen Tag, und wenn Sie zu Bette gingen, pfiffen Sie aus vollem Halſe. Das iſt mein Herr Rittmeiſter von ehedem.

Julius.

Du haſt Recht, Sebaſtian, ich war ein wilder Kerl.

Sebaſtian.

Jetzt iſt von all' dem Bart nur mehr ein ganz kleines Bärtchen übrig, der Vollmond iſt im Abnehmen, der Löwe gezähmt; das Frühſtücken ward längſt eingeſtellt, die Pferde ſtehen im Stall und ſcharren mit den Füßen; dafür werden Verſe geleſen, wohl auch welche gemacht — ich weiß nicht; der Tag vergeht nicht eben traurig, aber auch nicht recht froh, und Abends, ſtatt zu pfeifen, wird zur Abwechſelung bisweilen geſeufzt. Das iſt mein Herr Rittmeiſter von jetzt.

Julius (nachdenklich).

Du haſt Recht, Sebaſtian: ich bin eine Art Gek geworden.

Sebaſtian.

Noch nicht, mein Herr Rittmeiſter! Aber folgen Sie meinem Rathe: Nicht zu lange hofiert und ſcherwenzelt! Greifen Sie raſch zu!

Julius.

Du irrſt, Sebaſtian! In dem Sinne bin ich ar nicht verliebt.

Sebaſtian.

In dem Sinne! Pah! Verliebt iſt verliebt! 's iſt Alles Ein Sinn. Man will das Mädel aben, und damit Punktum. — Sie haben aber uch gut gewählt, Herr Rittmeiſter. Es iſt das :eundlichſte, liebſte Fräulein von der Welt. Dabei at ſie ſo ein wunderlich Weſen: man muß Reſpekt or ihr haben. Mit einem Wort: es iſt ein Frauen- mmer, das für einen Soldaten paßt.

Julius.

Ueber den Schwätzer! — Wen meinſt du enn eigentlich?

Sebaſtian.

Wen ich meine? — War ich nicht oft genug m Hauſe des Herrn Banquier Fridau? Hat das Fräulein nicht oft mit mir geſprochen? Hab' ich ihr nicht zuweilen eine Bataille beſchreiben dürfen?

Julius.

Welches Fräulein? Es ſind mehrere im Hauſe.

Sebaſtian.

Mehrere? Für Sie iſt's doch wohl nur Eine? (oſſig) Wie? Oder wär's etwa nicht Fräulein Helene?

Julius.

Laßt den Narren rathen!

Sebaſtian.

Na, es iſt ſchon die Rechte!

Julius.

Und doch irrſt du, Sebaſtian. Weißt du nicht, daß Helene die einzige Tochter des reichen Banquier Fridau iſt? Der Mann beſitzt vielleicht Millionen. Soll es heißen: daß ein Offizier nach Gelde jage?

Sebaſtian.

Je nu! Wir ſind auch keine kahlen Mäuſe. Ueberdieß ſind wir ein Graf —

Julius.

Gleich viel. Helene liebt mich gar nicht.

Sebaſtian.

Liebt mich nicht! — Donner und Wetter! — Um Vergebung, Herr Rittmeiſter! Seit Sie ſich auch das bischen Fluchen abgewöhnt, ſeitdem flucht' ich manchmal für Sie. — Liebt mich nicht! — So ſpricht kein Uhlane. Einem ſo ſtattlichen jungen Offizier kann gar kein Mädchen widerſtehen.

Julius.

Du mußt nicht glauben, daß Helene wie ein gewöhnliches Mädchen denkt.

Sebaſtian.

Ei was! Ueber einen gewiſſen Punkt denken alle Weiber gleich. Ich hab' einmal ein närriſches Stück geſehen: das Soldatenglück; da läuft ein Mädchen einem Offizier nach. Der hat's verſtanden, der das Stück geſchrieben! S'iſt freilich ſchon lange her; zu des großen Friedrich Zeiten. Aber die Mädchen ſind wie damals! Die Soldaten ſind noch immer ihre ſchwache Seite. Das Nachlaufen iſt zwar nicht mehr ſo in der Mode, aber dafür das Entgegenkommen, — und das iſt juſt ſo viel. Nur

Sie, Herr Rittmeiſter, ſind mit dem Entgegenkommen nicht zufrieden, Sie wollen durchaus das Nachlaufen wieder aufbringen.

Julius.

Pah! Du weißt nicht, was du ſprichſt. — Es iſt Zeit zur Parade. Meinen Säbel!

Sebaſtian.

Gleich, Herr Rittmeiſter. (indem er ihm den Säbel umgürtet, bei Seite) Nun hab' ich ihn doch in beſſere Laune geſchwatzt.

Julius.

Nimm die Zeichnung dort, die Rolle, und erwarte mich damit nach der Parade am Fridau'ſchen Hauſe.

Sebaſtian.

Sehr wohl, Herr Rittmeiſter.

Julius.

Stehen die Pferde unten?

Sebaſtian.

Der Johann hält ſie.

Julius.

Gut. Räum' hier auf (ſchlägt ihn auf die Achſel). Adieu, Alter! (ab.)

Dritte Scene.

Sebaſtian (allein, räumt auf).

Das muß anders werden. Das viele Leſen taugt nichts. Das Schmachten auch nicht. Der arme Herr! Erſt kamen die Weiber über ihn, dann die Bücher. Das ſind zwei böſe Feinde. Doch ohne Sorge! Er iſt ein Uhlane: er ſchlägt ſich durch. (ab.)

Vierte Scene.

(In des Banquier Fridau Hauſe.)

Henriette (aus der Seitenthüre) dann ein Bedienter (durch die Mittelthüre).

Henriette.

Helene noch nicht zurück? — Ich will nur zuerſt an unſere gemeinſchaftliche Arbeit (ſetzt ſich zum

Zuckrahmen). Es iſt doch eine eigene Empfindung, eine ſolche Arbeit für einen Mann zu machen, den man — liebt! — Sag' es nur heraus! — Ja, ich liebe ihn — und er? — Er iſt freundſchaftlich, ja herzlich gegen mich; aber gegen Helenen vielleicht noch herzlicher. Hm! Sie iſt das Fräulein vom Hauſe. Ich bin es ja gewohnt, neben Ihr von Jedermann überſehen zu werden.

Bedienter (eintretend).

Frau von Hellborn läßt fragen —

Henriette.

Wer läßt fragen?

Bedienter.

Die gnädige Frau von Hellborn laſſen fragen, ob das Fräulein heute nach Tiſch zur Spazierfahrt bereit wären?

Henriette.

Meine Empfehlung, ich würde die Ehre haben, die gnädige Frau abzuholen. Macht fort! geſchwinde, geſchwinde!

Bedienter (ab).

Henriette (allein).

Die Tante iſt eine charmante Frau. Verließe ich das Haus des Vormunds und zöge zu ihr, wie ſie es längſt wünſcht, ſo würde ſich bei ihr ein neuer Cirkel bilden, deſſen Mittelpunkt ich wäre. Nun, kommt Zeit, kommt Rath. — Eine Heirath wäre freilich noch vernünftiger. Wenn Julius — ach, der ſchöne, der liebenswürdige Mann! — Nun hab' ich mich in den Finger geſtochen. Bedeutet das, daß ich Braut werde?

Fünfte Scene.

Henriette. Helene (im Reitkleide) mit Treuhold.

Helene.

Sei gegrüßt, Henriette.

Henriette (küßt ſie).

Helene —

Treuhold.

Guten Morgen, Fräulein Henriette. —

Henriette (ihm kaum dankend, rasch zu Helenen).

Nun, wie fiel die Partie aus?

Helene.

Recht gut. Wir ritten ganz allein, Gräfin Wangen, dann die Schweſter des Geſandten und ich. Am Ende des Parks ſtiegen wir ab und frühſtückten. Es war ein herrlicher Morgen.

Treuhold.

Waren viel Leute —?

Henriette (ohne ihn ausreden zu laſſen).

Was trug die Gräfin?

Helene (zu Treuhold).

Wenige Fußgänger; ein paar Equipagen. — (zu Henrietten) Stahlgrün mit pluche, chapeau de velours mit Einer Feder. — Wir ſchwatzten uns recht aus. Es gab die lebhafteſte Unterhaltung. — Denke Dir, Couſine! wem begegneten wir auf dem Rückwege?

Henriette.

Nun?

Helene.

Dem Grafen Julius —

Henriette.

Julius?

Helene (fortfahrend).

In Uniform, wie er eben von der Parade nach Hauſe ritt. Er ſtarrte vor ſich hin, ohne uns zu ſehen. Wir riefen ihm im Muthwillen ein paar ſcherzhafte Worte zu, wie wir Frauen denn zu Pferde weit mehr Muth haben. Er bewunderte nothgedrungen die Amazonen; wir aber eilten fröhlich weiter, bis zu meinem Hauſe, wohin mich die Damen begleiteten, und an deſſen Schwelle mich ein günſtiges Geſchick unſern werthen Hausfreund Treuhold finden ließ.

Treuhold.

Den ein wichtiges Geſchäft hieher führt.

Helene.

Ein Geſchäft?

Henriette.

Und obendrein ein wichtiges Geſchäft? Oder vielleicht nur eine geſchäftige Wichtigkeit?

Treuhold.

Fräulein Jettchen iſt immer witzig.

Henriette.

Warum nennen Sie mich Jettchen? Sie wiſſen, ich kann's nicht leiden.

Treuhold.

So ein Diminutivchen läßt die Galle nicht aufkommen. Wenn Sie mich quälen, wie Sie es einmal in der Art haben, ſo nenn' ich Sie Jettchen, denke mir: Jettchen hat dich gequält — und es iſt wieder gut.

Henriette.

Unerträglicher Menſch!

Helene.

Auf Ihr Geſchäft zu kommen, lieber Treuhold.

Treuhold.

Mein Geschäft! — Wie Fräulein Henriette mich fühlen ließ: ich habe eigentlich kein Geschäft, aber deßhalb mach' ich mir gerne Geschäfte.

Henriette (die indessen zum Stickrahmen geht).

Z. B. Sie kommen, um die Leute am frühen Morgen zu ärgern.

Treuhold.

Das geschieht aus reiner Philanthropie.

Henriette.

Wie so?

Treuhold.

Sehen Sie, ich bin eine Art Blitzableiter für die üble Laune gewisser Personen. Ich darf mich nur sehen lassen, so schlägt das Wetter auf mich los; aber dann ist's abgekühlt, und die Bedienten und Stubenmädchen danken mir's den ganzen Tag. (zu Henriette) Nun zu meinem Geschäft! — Sie wissen, Fräulein, ich stelle eine Art Sekretär der hiesigen Damengesellschaft vor; nun frägt man durch mich

vorläufig, ob Sie geneigt wären, Fräulein, die Stelle eines leitenden Ausschusses zu übernehmen.

Helene.

Die Gesellschaft erweis't mir viel Ehre und Vertrauen.

Henriette (bei Seite).

Sie und immer sie! Als ob sonst Niemand auf der Welt lebte!

Treuhold.

Sie nehmen also die Stelle an?

Helene.

Mit dem größten Vergnügen.

Treuhold (reicht ihr die Hand).

Dank, liebes, gütiges Fräulein. Ihr Name und Ihre Verwendung trägt unsern Armen jährlich mindestens um ein paar 1000 Thaler mehr. Ich bin so froh, so zufrieden —

Henriette.

Nun haben Sie also Ihr wichtiges Geschäft vollbracht?

Treuhold.

Ja, Fräulein — Henriette. Ich bin ſo munter, daß ich Sie gar nicht Jettchen nennen mag. (Im Gehen.) Adieu, liebes Fräulein! Ich eile, Ihren Entſchluß ſogleich zu melden. — Leben Sie wohl, Fräulein Henriette! Morgen auf dem Ball wollen wir uns verſöhnen. (Ab.)

Sechste Scene.

Helene. Henriette.

Helene.

Gute Seele!

Henriette.

Aber unangenehme Seele! — Du ſiehſt, Helene, ich war ſchon fleißig.

Helene.

In der That! — Und wie artig geſtickt! — Da werd' ich hinter dir zurück bleiben.

Henriette.

Beſonders, wenn Du niemals anfängſt.

Helene.

Daß ich Dir's nur gestehe: mich reut der Vorsatz.

Henriette.

Reut dich?

Helene.

Wir sollten uns dem Grafen auf eine andere Art gefällig bezeugen. Du überredetest mich, ich sagte unbedacht ja. Ich weiß nicht — aber es wäre mir ein lästiges Gefühl, eine Arbeit meiner Hand als Andenken in eines fremden Mannes Hand zu wissen.

Henriette (lustig).

So laß mich's allein machen.

Helene.

Recht gerne.

Henriette.

In der That, Helene?

Helene.

Du zweifelst?

Henriette.

Wirſt Du es wirklich gleichmüthig anſehen, wenn Graf Julius meine Farbe trägt?

Helene.

Es wird mich freuen.

Henriette.

Julius iſt Dir alſo gleichgültig?

Helene.

Gewiß nicht. Ich fühle für ihn die wohlwollendſte Freundſchaft.

Henriette.

Und nicht mehr?

Helene.

Was ſonſt?

Henriette.

Wenn ich ihn nun — liebte?

Helene (lächelnd).

Ich denke faſt.

Henriette.

Ich ſprech' im Ernſte.

Helene.

Wirklich?

Henriette.

Du kennſt meine Heftigkeit, Du haſt ſie oft getadelt; aber kann ich dafür, daß ich bin, wie ich bin? Du biſt kalt, ich glühe; Du erwägſt ruhig, in mir ſtürmt es bisweilen; Dir genügt die Freundſchaft, mich beglückt nur die Liebe.

Helene.

Daß ich Dir's geſtehe: Deine Neigung war mir nicht entgangen, doch dieſe Leidenſchaft beängſtigt mich. Ich habe keinen Sinn dafür.

Henriette.

Du biſt beſſer als wir Alle: verſtändiger, ruhiger; dafür gab uns der Himmel ein lebhafteres Gefühl, einen bewegteren Sinn, der auf andere Art glücklich macht.

Helene.

Gewiß, ich fühle warm; doch dieſe wilde Gluth — wie ſtehſt du mit dem Grafen? theilt er deine Leidenſchaft?

Henriette.

Weiß ich's!

Helene.

Wie, Du biſt ſeiner Liebe nicht gewiß, und doch —? Allein ich zweifle nicht an ſeiner Neigung.

Henriette.

Meinſt Du?

Helene.

Sein Benehmen gegen Dich, ſo manche Aeußerung läßt mich vermuthen — und Alles erwogen: Ihr wärt ein ſehr paſſendes Paar. Laſſ' uns die Sache bedenken. Vor Allem müſſen wir die Geſinnung des Grafen kennen. Soll ich ihn ſondiren?

Henriette.

Doch nicht, daß er merkt —

Helene.

Weder er, noch ſonſt Jemand. Sei ohne Sorge. Hab' ich nicht Geſchick in ſolchen Dingen? Ihr müßt Euch öfter, ungeſtört, allein ſprechen.

Henriette.

Liebſte, beſte Helene —

Helene.

Laß mich nur machen. Wieviel Liebespaare hab' ich ſchon vereinigt, wieviele uneinige Gatten verſöhnt! das ſind heilige Geſchäfte! Ich will nicht umſonſt der Eheprokurator in unſern Cirkeln heißen. Graf Julius dein Mann! — Ach, das wäre gar zu ſchön! (Da bemerkte ſie ihre) Was haſt du, Mädchen?

Henriette.

Kannſt Du mir verzeih'n? Ich hatte dich im Verdacht, daß Du — daß Julius — Ihr Beide —

Helene.

Ich verſtehe dich. Aber wie kamſt du darauf? Sieh! Eine Leidenſchaft führt die andere mit ſich. Wollt Ihr mich nun tadeln, daß ich mich bemühe, meine Seele im Gleichgewicht zu erhalten?

Henriette.

Du biſt ein Engel, eine Heilige! aber wir können nicht Alle ſo ſeyn.

Siebente Scene.

Vorige. Der Banquier.

Banquier.

Nun Kinder, wie geht's?

Helene.

Vortrefflich, lieber Vater.

Banquier.

Wißt Ihr schon? Baron Reibenstein ist zurück aus Paris. Er kommt heute in unsern Abendzirkel. Er hat das Neueste gehört und gesehen.

Helene.

Schön! Da wird er zu erzählen wissen.

Henriette.

Leider ist er kein besonderer Erzähler.

Banquier.

Hast Du schon wieder zu tadeln, Mädchen? Und Baron Reibenstein ist obendrein Einer von deinen Verehrern.

Henriette.

Es ſteht ihm frei, mich zu verehren, ſo wie ich mir die Freiheit nehme, ihn herzlich langweilig zu finden. (Zu Helen, leiſe.) Ich nehme die Arbeit auf mein Zimmer. Verrathe mich nicht. — Adieu, lieber Onkel! (Ab in das Seitenzimmer.)

Achte Scene.

Helene. Banquier.

Banquier.

Ich bin müde (Legt ſich). Setz' Dich zu mir, Helene.

Helene.

Da bin ich, lieber Vater (Sitzt zu ihm). Soll ich Ihnen vorleſen?

Banquier.

Ich danke Dir. Laſſ' uns Eins plaudern. — Iſt Dir denn auch ganz wohl, liebes Kind?

Helene.

Wie dem Fiſch im Waſſer.

Banquier.

Wenigſtens ſiehſt Du geſund und vergnügt aus.

Helene.

Das geb' ich Ihnen zurück.

Banquier.

Nun ja, ich bin vergnügt, ſo weit es ein Geſchäftsmann ſeyn kann. Und vollends bei dieſem Geſchäft und in unſerer Zeit! Das ſchwankt und ſchwebt, ſteigt und fällt, wie die Wogen bei unruhiger See.

Helene.

Warum gaben Sie die Geſchäfte nicht längſt auf, lieber Vater, und genießen der Ruhe? Wir ſind wohlhabend, ja reich —

Banquier.

Wir ſind reicher, als Du denkſt.

Helene.

Wenn auch nicht reich! Gönnen Sie ſich die Ruhe.

Banquier.

Meine Zeit iſt noch nicht da. Doch vielleicht iſt ſie nahe, recht nahe. Ein groſſes Unternehmen

iſt im Werke; unſer Haus iſt vielleicht bald das erſte des Landes.

Helene.

Ich fürchte die großen Unternehmungen in Ihrem Fache; ſie ſind meiſtens die gefährlichen.

Banquier.

Gefahr iſt dabei, wie bei Allem, was uns über uns ſelbſt heben ſoll; aber ich kenne ſie, ich fürchte ſie nicht. Der Krieg iſt ſeinem Ausbruch nahe; meine Spekulationen ſind darauf berechnet. Iſt es frevelhaft, ein ſo großes Ereigniß zu unſern kleineren Zwecken zu benützen? Gewiß nicht. Im Kriege wie im Frieden iſt Geld die wichtigſte Waare; uns, die wir es für die Machthaber herbeiſchaffen, muß auch ein anſehnlicher Vortheil dabei vergönnt ſeyn. Sei ohne Sorge, mein Kind. Es geſchieht kein Schritt ohne Vorbedacht, und jeder, der geſchieht, iſt auch für Dein Wohl. An Ruhe, die Du wünſcheſt, wird es uns am Ende nicht fehlen. Es kommt vielleicht nur auf Dich an, ſie recht bald herbeizuführen. Morgen iſt Dein neunzehnter Ge-

burtstag. Du willſt noch immer keine Heirath eingehen.

Helene.

Wenn ich nun keine Neigung dazu fühle? Mein Leben iſt ſo reich: Geſelligkeit, Künſte, ernſte und heitere Beſchäftigung füllen es ſo vollkommen aus, daß ich keinen Wunſch übrig habe, und daß, dieſen Zuſtand verändern wollen, mein Glück vermindern hieße.

Banquier.

Du wirſt doch nicht immer unverehlicht bleiben wollen?

Helene.

Schwerlich. Darf ich Ihre Worte wiederholen, beſter Vater? Auch meine Zeit iſt noch nicht da. Und dann wären meine Anforderungen nicht gering.

Banquier.

Nun ſieh! Du willſt, ich ſoll ruhen? Wenn ich nun meinen Austritt von den Geſchäften an die Bedingung knüpfte, Dich als die Frau eines wackern, bedeutenden Mannes zu ſehen? — Es umgibt Dich

ein Kreis von ausgezeichneten jungen Männern, die durch Rang, Reichthum, perſönliche Eigenſchaften zum Theil deiner Hand würdig ſind. Du behandelſt ſie alle gleichmäßig; ſo Mancher wendete Dir ſeine Neigung zu: mein Wunſch ging mit Manches Neigung gleichen Schritt; Du wußteſt die Freier zurückzuweiſen, ohne ſie zu beleidigen, ja ſelbſt ohne in den Ruf des Stolzes, der Koketterie zu gerathen. Allein wirſt Du Dich immer ſo unabhängig bewahren können, ſollſt Du es können? (faßt ihre Hand) Wirſt Du meinen Lieblingswunſch immer unerfüllt laſſen?

Helene.

Mein Vater! — Wenn ſich ein würdiger Mann um meine Neigung bewirbt, der Ihre Beiſtimmung hat, ſo wird er mein Gatte.

Banquier.

Wirklich Helene? — Wenn der Fall nun da wäre?

Helene.

Wie?

Banquier.

Er iſt auch wirklich da; (ſteht auf) Herr von Spangenberg wirbt um Deine Hand.

Helene (die gleichfalls aufgeſtanden).

Der Geſandte?

Banquier.

So iſt es. Er iſt ein würdiger Mann, der Dich auf's Innigſte ſchätzt und verehrt; dabei ſteht ihm eine glänzende Laufbahn bevor, die Dich in den Kreiſen erhalten wird, die Du gewohnt biſt. — Du haſt doch keine Abneigung gegen ihn?

Helene.

Gewiß nicht.

Banquier.

Wie, oder wäre vielleicht Dein Herz — ? Du haſt vollkommene Freiheit. Wen Du immer erwählen magſt, will ich mit Freuden als Eidam umarmen.

Helene.

Ich habe nicht gewählt, mein Vater.

Banquier.

Nun denn, ſo hoff' ich, Du wirſt die annehmbarſte, die ehrendſte Verbindung nicht von der Hand weiſen.

Helene.

Darf ich es ſagen? Der Antrag kommt ſo plötzlich, ſo unerwartet — es überraſcht, es beunruhigt mich —

Banquier (gekränkt).

So hieß es immer, ſo wird es immer heißen. Ich ſeh' es kommen: Du wirſt Ausflüchte ſuchen, ohne gerade nein zu ſagen; der neue Freier wird ſich nähern, fruchtlos bemühen, und endlich zurücktreten, wie die Andern. — Ich habe keine Freude mit meinen Kindern. Der Sohn ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre, und die Tochter, die allgemein als ein vorzügliches Frauenzimmer gilt, liebt es, durch ein ungewöhnliches, bizarres Betragen ſich auszuzeichnen.

Helene.

So harte Worte ſagten Sie mir noch nie, mein Vater.

Banquier.

Wenn ich Dich nicht liebte, würde ich nicht ſo ſprechen. Nur die Liebe ſieht den entſtellenden Fehler und eifert dagegen.

Helene.

Sie haben mein Zögern falſch ausgelegt. Kann man ſich ſogleich in eine neue Lage, in ganz neue Verhältniſſe verſetzen? — Sie wünſchen jene Verbindung; ſie iſt unſerer Stellung vollkommen gemäß: ich bin nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Nur bitt' ich, laſſen Sie mir Zeit, mich an den Gedanken zu gewöhnen.

Banquier.

Helene! Liebſte, beſte Tochter! Du ſagſt nicht nein? Du weiſeſt den Antrag nicht zurück? Du nimmſt den Antrag des Geſandten an? — Darf ich ihm deine Antwort bringen? darf er kommen? wann? bald? heute noch?

Helene.

Sein Beſuch wird mir jede Stunde angenehm ſeyn.

Banquier.

Liebes Herzenskind!

Helene.

Mein Vater! — Aber Sie laſſen mir Zeit, nicht wahr? Die Verbindung wird nicht allzuſehr beſchleunigt?

Banquier.

Kindiſches Mädchen! Das magſt Du mit dem Bräutigam ausmachen. Ich bin ſo froh, ſo zufrieden! — Ich eile zu dem Geſandten. Wie wird er entzückt ſeyn! — Wenn Du ſiehſt, wie ſehr er Dich ſchätzt, ſo wirſt Du nicht ungerührt bleiben. — Der Ball zu Deinem Geburtstage kommt eben recht. Wer weiß, was morgen geſchieht! Unſere Freunde ſind verſammelt; man raunt ihnen ein Wort in's Ohr: nicht wahr? — (umarmt ſie) Helene! Tochter! Dein Entſchluß verjüngt mich um zehn Jahre. — Du ſollſt eine fürſtliche Ausſteuer bekommen. — Helene Braut, Helene Gattin — Warte, daß Du die Männer ſo lange ſchmachten ließeſt! Dein Bräutigam ſoll

für Alle Rache nehmen. Du liebes, kluges, verſtecktes Teufelsmädchen! (küßt ſie und geht ab.)

Neunte Scene.

Helene (allein).

Lieber, guter, herzlicher Vater! — Ich muß ihm wohl die Freude machen. — Alſo Braut? — So plötzlich! — Es iſt im Grunde ein ängſtliches Gefühl. — Der Geſandte iſt ein Mann, mit dem es ſich leben läßt. Eine glückliche Ehe zu führen, iſt am Ende nicht ſo ſchwer. Sieht man nicht täglich die verſchiedenartigſten Menſchen in einer Haushaltung ganz erträglich neben einander leben! — Früher dacht' ich freilich nicht daran! — Warum mahnte mich's nicht, als ich heute am friſchen Morgen im Gefühle der Jugend, der Unabhängigkeit, ja des Uebermuths unter Lachen und Scherzen in den Wald ritt! — Da muß nun vieles anders werden! — Ein neues Verhältniß, eine neue Lebensweiſe. — Was wird Henriette

ſagen? — Henriette! — Wer weiß, was geſchieht! — Es wäre doch artig, wenn die Couſine zugleich mit mir Braut würde. Es wäre recht erwünſcht! Eines könnte das Andere in der bedenklichen Lage unterſtützen.

Zehnte Scene.

Helene. Ein zweiter Bedienter (öffnet die Thüre)
Graf Julius (tritt ein).

Julius.

Fräulein —

Helene.

Sieh da! Graf Julius!

Julius.

Komm' ich ungelegen?

Helene.

Nicht doch! — Haben Sie uns die Unart von heute Morgen ſchon verziehen?

Julius.

Ich ſollte den Damen abbitten, daß ich ſie überſehen konnte. — Was bring' ich da, Fräulein?

Helene.

Ich bin begierig.

Julius.

Sie erinnern ſich unſers ländlichen Dejeuners von voriger Woche? Die Landſchaft mit der Mühle bei Morgenbeleuchtung entzückte Sie, Sie fanden ſie maleriſch. Hier iſt eine kleine Skizze.

Helene (betrachtet die Zeichnung).

Wie ſchön! — Ach, wie lebendig! — die Bäume — das Häuschen — die Berge im Hintergrunde — und hier die Figürchen — wie nett! wie allerliebſt! — Darf ich mir eine Copie machen?

Julius.

Das Original iſt für Sie beſtimmt, Fräulein.

Helene.

Wirklich? — Sie machen mir eine große Freude! — Aber von wem iſt die vortreffliche Arbeit? wer iſt der Künſtler?

Julius.

Es iſt gar kein Künſtler.

Helene.

Sie irren! Es iſt ein ſehr geſchickter Künſtler. Flüchtige Zeichnung, aber reiche Erfindung. Von wem iſt es?

Julius.

Von — einem Dilettanten.

Helene.

Einer Ihrer Freunde? Machen Sie uns mit ihm bekannt.

Julius.

Sie kennen ihn ſchon.

Helene.

Wie? Graf Julius?

Julius.

Er ſelbſt.

Helene.

Graf Julius? — Ich muß Sie loben und tadeln zugleich. Warum haben Sie uns Ihr ſchönes Talent bis jetzt verborgen gehalten?

Julius.

Talent! Sie erweiſen meiner geringen Fertigkeit zu viel Ehre. Ich muß Ihnen nur erzählen, wie es damit herging. Als Soldat bin ich wohl im Zeichnen geübt, obſchon in einem andern Fach; ſo hab' ich auch einen Blick für die Natur, aber nicht den des Künſtlers. Neulich, als Sie ſo beredt über die Landſchaft ſprachen, da ging mir die oft geſehene Gegend noch einmal ſo lebendig auf. Sie werden ſich erinnern: ich war auf dem Heimwege wortkarg. Fräulein Henriette machte ſich über mich luſtig. Ich konnte die Nacht kaum ſchlafen, vor Begierde nach dem Morgen. Vor vier Uhr wanderte ich ſchon nach der Mühle mit Bret und Kohle, und ſo jeden Tag, jeden Morgen. Anfangs ging es ſchwer: aber ich fixirte meine Gedanken, es gelang nach und nach. Die Züge, die ich einzeln der Natur abſtahl, brachte ich zu Hauſe in's Reine, und ſo kam ein erträgliches Bild zu Stande. Vielleicht gelingt mir keines mehr! — Ich hatte dabei etwas von dem Gefühle

eines Künſtlers, den ſein Gegenſtand ganz und innig erfüllt. Wenn ich aber bedenke, wie es mir gelingen konnte: ſo war's doch nur, daß ich die Natur mit Ihren Augen, mit Ihrem Geiſte anſchaute. So ſprach, ſo fühlte Helene, das bemerkte ſie, das dünkte ihr ſchön; — ſo rief ich mir zu; der Wunſch, Ihnen die Freude zu machen, belebte rings die Gegenſtände, und ſo ward das Bild fertig: aber eigentlich haben Sie's gemacht, nicht ich.

Helene.

Lieber Graf! Sie ſind ſo gut, ſo gefällig! Die große Mühe, die Sie ſich gaben —

Julius.

Mühe? Es iſt ja für Sie.

Helene.

Sie beſchämen mich. Wir machen Ihnen dagegen gar keine Freude; wir ſind recht undankbar.

Julius.

Sagen Sie das nicht. Im Gegentheil muß ich wünſchen, mich einer Geſellſchaft einmal gefällig zu zeigen, die mir ſo viel gewährt. Vor Allen,

Ihnen! — Wenn im Leben, im Umgange so mancher bedeutende Menſch auf uns einwirkt, ſo iſt es doch meiſtens vorzüglich Einer, dem man das Beſte, das Schönſte zu danken hat. Wie lebhaft ich dieſe Einwirkung fühle, ſoll dieſes Bildchen als kleines Denkmal bezeugen.

Helene.

Es ſoll ſogleich in einen Rahmen. Morgen auf dem Ball ſollen es alle Freunde ſehen —

Julius.

Auf dem Ball?

Helene.

Oder nicht? — Sie haben Recht. Ich will es in meinem Kabinett aufhängen, und jedem einzeln zeigen.

Julius (ergreift ihre Hand).

Liebe gütige Freundin — —

Helene.

Der Ball wird recht glänzend werden.

Julius.

So? — Haben Sie den erſten Walzer frei?

Helene.

Den erſten? — Nein, lieber Julius. Den erſten nicht! — Tanzen Sie den zweiten mit mir.

Julius.

Den zweiten?

Helene.

Ich bitte darum.

Julius.

Mit Vergnügen.

Helene.

Haben Sie ſich auch mit Henrietten engagirt?

Julius.

Noch nicht.

Helene.

Sie hat den erſten Walzer frei. Sie iſt auf ihrem Zimmer. Im Vertrauen: ſie iſt mit Ihnen beſchäftigt.

Julius.

Mit mir?

Helene.

Ich kann's Ihnen nicht verſchweigen: wir hatten eine gemeinſchaftliche Handarbeit für Sie beſchloſſen; ich war's, die zurücktrat: nun arbeitet Henriette allein daran.

Julius.

Helene —

Helene.

Keinen Groll, lieber Graf. Ich habe ja meinen Fehler bekannt. Nun ſollen Sie auch eine Arbeit von mir ganz allein haben. Iſt es ſo recht?

Julius.

Zauberin — —

Helene (abbrechend).

Gehen Sie nun zu Henrietten?

Julius.

Wie Sie befehlen.

Helene.

Und tanzen mit ihr den erſten Walzer?

Julius (preſſant)

Wie?

Helene.

Mit Henrietten, mein' ich.

Julius.

Was kümmert mich Henriette!

Helene.

Graf!

Julius.

Verzeihen Sie. — Nun will ich zu Henrietten.

Helene.

Ich habe mir's bedacht. Sie dürfen ſie bei der Arbeit nicht überraſchen; ich ſende ſie Ihnen her.

Julius.

Sie gehen?

Helene.

Um die Couſine zu holen.

Julius.

Gut.

Helene.

Iſt Ihnen nicht wohl, lieber Graf?

Julius.

O wohl, ganz wohl!

Helene.

Und Sie engagiren ſich mit Henrietten? (da ſie der Graf kurz anſieht, wiederholend) Sie engagiren ſich mit Henrietten?

Julius.

(wie aus einem Traum erwachend, mit Heftigkeit).

Was Sie wollen! wie Sie wollen! — Sie können ja mit mir machen, was Sie wollen. (ihre Hand mit Heftigkeit ergreifend) Treiben Sie es nur nicht zu weit! (Ab.)

Helene (allein).

(Scheint betroffen, wie wenn es etwas Unerwartetes begegnet, und macht Anfangs eine Bewegung, als wollte ſie den Grafen zurückhalten. Wenn er fort iſt, fällt ihr die Zeichnung in die Augen, welche ſie lange betrachtet; ſie ſetzt ſich nachdenklich zum Tiſch, den Kopf auf die eine Hand geſtützt, während die andere mit der Zeichnung in den Schoß herabgleitet.)

Ende des erſten Aktes.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

(Salon beim Banquier Fridau, prächtig erleuchtet.)

Helene, der Geſandte und Banquier Fridau.

Geſandter.

(Helenens Hand ergreifend.)

Dürfen unſere Freunde bald mein Glück erfahren?

Banquier.

Mit Nächſtem, Liebſter, Beſter! mit Nächſtem.

Geſandter.

Warum nicht jetzt? warum nicht heute?

Banquier.

Heute? — Anfangs war es mein Wunsch. Allein ich habe mir's bedacht. Ein kleiner Aufschub scheint nothwendig.

Gesandter.

Doch weßhalb? Ich bitte.

Banquier.

Soll ich es denn sagen? Es ist eine kaufmännische Grille. Helenens Brautschatz liegt nicht vollständig bereit. Die großen Summen, welche dafür bestimmt sind, müssen aus der Spekulation gezogen werden, müssen vor jedem Wechselfall des Glückes gesichert, in ihrer Hand liegen. Das ist in wenig Wochen, längstens in einem Monat vollbracht.

Gesandter.

Wochen? Monate? Und so lange soll ich mein Glück geheim halten? so lange mich mit keiner Miene, keiner Aeußerung verrathen?

Helene.

Herr von Spangenberg bemerkt richtig; die Welt würde doch immer ein Verhältniß vermuthen: beſſer, wir laſſen ſie das richtige gleich wiſſen, als darüber lange rathen.

Geſandter.

Ich danke Ihnen, Theuerſte, daß Sie ſich auf meine Seite ſchlagen; doch es iſt billig, daß Sie unſere Verbindung, welche Sie ſo lange verſchieben wollen, wenigſtens der Welt mitzutheilen geſtatten.

Banquier.

Da Ihr Beide Eines Willens ſcheint, ſo — —

Geſandter.

Darf ich hoffen, daß heute noch —?

Banquier.

Nun denn — zur Ruheſtunde, beſter Sohn, wenn ſich Alles in dieſem Saal verſammelt.

Geſandter.

Es wird der ſeligſte Augenblick meines Lebens ſeyn.

Banquier.

Stille! Man kommt!

Helene.

Mein Tänzer! (Eine Musik hat von ferne begonnen. Graf Julius kommt, und fordert Helenen auf, welche mit ihm abgeht.)

Zweite Scene.

Gesandter. Banquier.

Banquier.

Die Braut ward Ihnen entführt.

Gesandter (ihnen nachblickend).

Nicht auf lange. Bin ich doch ihres Besitzes sicher. Das vollkommenste Frauenzimmer mein nennen zu dürfen! Den Vater pries man glücklich; den Gemahl wird man beneiden.

Banquier.

Wenn Stolz irgend erlaubt ist, so ist der Stolz auf ein gut geartetes Kind der erlaubteste.

Gesandter.

Kein Vater hat gerechteren Grund dazu. Preisen sie nicht Alle, Niedrige und Hohe? ist sie nicht die Krone unserer Gesellschaft? — Auch mein Hof

wird dieſe Verbindung gerne ſehen. Die günſtigſte Ausſicht lacht uns, Alles vereinigt ſich, um mein Glück vollkommen zu machen. Erfahren Sie denn — bei unſerem Verhältniß darf ich Ihnen ja Alles mittheilen, was nicht die ſtrengſte Pflicht mir zu verſchweigen befiehlt! — meine letzte Sendung fiel glücklich aus. Der Krieg —

Banquier.

Iſt beſchloſſen, nicht wahr?

Geſandte.

Iſt beendigt, eh' er anfing. Soeben erhalte ich das beruhigendſte Schreiben. Ein langer, ein dauernder Frieden iſt das Werk unſerer Klugheit, unſerer Bemühung.

Banquier.

Frieden?

Geſandter.

Das kommt unerwartet, nicht wahr? Um ſo drohender die Anzeichen ſchienen. Ein neues, ein freudiges Leben wird beginnen; wir dürfen in Ruhe genießen, wo wir mühſam gearbeitet. Mein Fürſt

wird mein eifriges Streben belohnen. Begreifen Sie nun, warum ich die Verbindung zu beſchleunigen wünſche? Begreifen Sie die Ungeduld meines Wunſches, die Freunde, die Angehörigen bald als Theilnehmer meines Glückes zu wiſſen?

(Reicht ihm die Hand und geht ab.)

Dritte Scene.

Banquier (allein). dann zweiter Bedienter.

Banquier (allein).

Frieden? Frieden? — Wehe unſern Verhältniſſen, daß uns ein ſo holdes Wort erſchrecken kann! — Er ahnt nicht, welchen Brand er in meine Seele warf. — Frieden! — Alſo doch! — Der Buchhalter hatte recht, der mich vor zu raſchen Schritten warnte. (Zu einem vorübergehenden Bedienten) Seht nach, ob Franz zurück iſt. Ich erwarte ihn hier. — Der Krieg war das Wahrſcheinlichſte. Meine Unternehmungen waren auf ſeinen nahen Ausbruch berechnet. Ich ſetzte Vieles, ja Alles auf das Spiel.

(Ein zweiter Bedienter tritt auf.)

Zweiter Bedienter (auftretend).

Gnädiger Herr —

Banquier.

Nun?

Zweiter Bedienter.

Der Herr Buchhalter kam noch nicht nach Hause.

Banquier.

Nicht nach Hause? Geht wieder hin. Wartet, bis er kommt. Führt ihn sogleich hieher, oder —

Der erste Bediente (auftretend).

Gnädiger Herr, die Gräfin Wangen ersucht zur Lhombre-Parthie —

Banquier.

Ich komme! Ich komme gleich! (zum zweiten Bedienten) Geht nicht von der Stelle, und führt ihn sogleich hieher, sogleich — hört Ihr?

Zweiter Bedienter.

Sehr wohl, gnädiger Herr. (ab.)

Banquier. (allein).

Noch nicht zurück? — Unbegreiflich! — Sollte er keine Briefe gefunden haben? schweigen alle

Correspondenten? Es beunruhigt mich. Aber nun zur Gesellschaft! Man darf nichts merken. (Ab.)

Vierte Scene.

Henriette

(tritt auf von der andern Seite, während der Banquier abgeht).

Henriette

(die sich vor dem Spiegel das Haar ordnet).

Dem Himmel sey Dank, der Walzer ist zu Ende. Warten Sie, Herr Graf! Sie sollen mich hier aufsuchen müssen. — Helene und der Vormund schweigen; aber trügt mich nicht Alles, so ist's mit dem Gesandten richtig. Desto besser! Dann hab' ich erst das Feld völlig frei.

Fünfte Scene.

Henriette. Baron Reibenstein.

Baron Reibenstein.

Fräulein —

Henriette (wendet ſich um).

Sie ſind's!

Baron Reibenſtein.

Welchen Tanz bekomm' ich?

Henriette.

Gar keinen.

Baron Reibenſtein.

Grauſame!

Henriette.

Ich bin müde. (Will ab.) Ich werde nur wenig mehr tanzen.

Baron Reibenſtein.

Wenig? alſo doch noch ein wenig? Und mit mir?

Henriette.

Warum eben mit Ihnen?

Baron Reibenſtein.

Verdien' ich es nicht am meiſten? bin ich nicht Ihr wärmſter Verehrer?

Henriette.

So? (Will kommen).

Baron Reibenstein.

Wenn Sie wüßten — das halbe Jahr, das ich nach dem Wunsche meines Onkels in Paris zubringen mußte, war mir eine rechte Qual.

Henriette (wie oben).

Wirklich? (steht wieder auf).

Baron Reibenstein.

Ich hatte mich hier so eingewöhnt, und nun mußte ich plötzlich das Haus unsers trefflichen Fridau, die munterste, beste Gesellschaft, und vor Allem Ihre Nähe verlassen, mein Fräulein. Freilich, wenn man einen reichen Onkel zu beerben hat —

Henriette.

Freilich! freilich! (wie oben bei Seite) Er kommt nicht.

Baron Reibenstein (fortfahrend).

Einen reichen Onkel zu beerben hat, der so gütig ist, wie der meinige, — Erst gestern sagte er zu mir: Wenn Du Dich verheirathen willst, Fritz, 100,000 Thaler baar erhältst Du von mir zum Antritt Deiner Wirthschaft.

Henriette

So! iſt Herr von Steinfeld ſo reich?

Baron Reibenſtein.

Man ſchätzt ihn — —

Henriette (ſehr raſch).

Tanzen ſie ſchon?

Baron Reibenſtein.

Noch nicht. Es war nur das Zeichen, ſich zu verſammeln. Darf ich vielleicht bitten — ?

Henriette.

Ich bin ſchon verſagt.

Baron Reibenſtein.

Aber wo ſind Ihre Tänzer?

Henriette.

Er wird kommen.

Baron Reibenſtein.

Und bekomm' ich den nächſten Walzer?

Henriette.

Nun ja! Sie Quälgeiſt!

Baron Reibenstein (küßt ihr die Hand).

Dank. Und bei diesem Tanz darf ich Ihr Nachbar seyn, nicht wahr?

Henriette.

Gehen Sie nur! (bei Seite) Da kommt der Graf! (zum Baron) Gehen Sie! Suchen Sie sich eine Tänzerin.

Baron Reibenstein.

Ich eile! ich fliege! — (im Abgehen) Selbst ihre Capricen kleiden sie allerliebst. (Ab.)

Sechste Scene.

Henriette. Graf Julius.

Julius.

Fräulein, unser Cotillon beginnt.

Henriette.

Fräulein, unser Cotillon beginnt! — Klingt es doch, als wollten Sie sagen: Fräulein, unsere letzte Stunde schlägt.

Julius.

Sie ſind immer munter.

Henriette.

Und Sie ſind ſelten traurig. — Heute haben Sie wohl gar keine Luſt zum Tanzen? Aufrichtig!

Julius.

Aufrichtig? nein.

Henriette.

Aufrichtig: ich auch nicht. Kommen Sie! Setzen wir uns hieher auf's Canapee. Wir wollen ein'ß ſchwatzen. (Sie ſetzen ſich.)

Julius (ſetzt ſich).

Ich werde Sie ennuyren —

Henriette.

Ich will's darauf ankommen laſſen. — Sie tanzten mit Helenen?

Julius.

Ja.

Henriette.

Sie iſt heute recht munter.

Julius.

Das fand ich nicht. Mit mir war sie sehr wortkarg. Sie lächeln?

Henriette.

Ich meine nur — ich sah die Cousine mit Jemanden in der lebhaftesten Unterhaltung.

Julius.

O ja! Mit einem Jemand, der mir recht sehr zuwider ist.

Henriette.

Ist Ihnen der Gesandte unangenehm?

Julius.

Der Gesandte? sprach sie mit dem Gesandten?

Henriette.

Ich denke. Beinahe ausschließend, fast den ganzen Abend.

Julius.

Gewiß, Sie irren —

Henriette.

O nein! Wir haben einen Blick in solchen Dingen. Was gilt die Wette, da hat sich etwas angesponnen?

Julius.

Sie meinen — ?

Henriette.

Zwiſchen Helenen und dem Geſandten.

Julius.

(mit einer Bewegung, aufzuſtehen).

Unmöglich!

Henriette.

Im Gegentheil, ſehr möglich. Schon zur Zeit, als der Geſandte die letzte Miſſion antrat — Sie kamen damals nur ſelten in unſer Haus — hatte ich eine Ahnung. Während ſeiner Abweſenheit ward von gewiſſen vornehmen Perſonen Alles auf's Klügſte eingeleitet. Nun kommt er zurück, und tritt entſchieden auf. Sagen Sie, was Sie wollen: es gibt ein Paar.

Julius.

Helene ſollte — ?

Henriette.

Warum nicht? Der Geſandte iſt ein feiner, ein hübſcher Mann, ein Mann von Welt, der es

zum Höchſten bringen kann. Sein Anſehen, ihr Reichthum werden ihnen das behaglichſte Leben verſchaffen. Ueberdies paſſen die Charaktere ganz für einander. Helene iſt ſo wenig einer Leidenſchaft fähig, wie der Geſandte. Sie iſt beſonnen, ruhig —

Julius.

Ruhig? Sagen Sie: kalt.

Henriette.

Beinahe kalt — obſchon ich ihr damit nicht zu wehe thun will. Sie iſt wohlwollend gegen Jedermann, aber ich glaube nicht, daß ſie Jemanden lieben kann, außer ihrem Vater. Daß der Oheim jene Verbindung wünſcht, iſt kein Zweifel; ein neuer Grund für Helenen, um darauf einzugehen. Darum, ich bleibe bei meiner Meinung. Wir haben heute einen Cotillon verſäumt, lieber Graf; wer weiß, wie bald wir Gelegenheit finden, ihn auf Helenens Hochzeit einzubringen.

Julius (aufſtehend).

Schwerlich, mein Fräulein. Mein Aufenthalt in der Reſidenz war vermuthlich der längſte.

Henriette (sehr gleichgültig).

Wie, Graf?

Julius.

Das Regiment marschirt nach Italien. Sie wissen, der Commandant wünscht mich bei sich zu haben.

Henriette.

Sie werden nicht gehen. Wie leicht ist ein Vorwand gefunden, um hier zu bleiben.

Julius.

Doch wozu? Vergaß ich doch fast, daß ich Soldat bin. Und im Grunde, was hält mich hier? wer vermißt mich hier? Der Einzelne, der Einsame thut am Besten, wenn er seinen Aufenthalt häufig wechselt, daß es ihm immer deutlich bleibe, wie er eigentlich nirgends zu Hause ist.

Henriette.

Sagen Sie das nicht, lieber Graf. Zählen Ihre Freunde, zählen wir nichts?

Julius.

Vergißt man doch in der Geſellſchaft nichts leichter als einen Freund. Wir benützen ſeine Eigenſchaften, wir erquicken uns an ſeinem Umgang, er ſcheint uns unentbehrlich — und wenn er weg iſt, füllt ein Anderer die leere Stelle vollkommen wieder aus.

Henriette.

So mögt Ihr ſeyn! Wir Frauen ſind anders. Man ſagt, eine erſte Liebe wirke bei uns nachhältig auf's ganze Leben. So iſt's mit Allem, was wir im Gemüthe faſſen, ſo iſt's auch mit der Freundſchaft. Für wen wir einmal Parthie nehmen, der gehört uns auf immer an. Graf Julius ſoll nicht glauben, wenn es ihm ſo unſchwer fällt, uns zu verlaſſen, daß wir ihn eben ſo leicht miſſen.

Siebente Scene.

Vorige. Baron Reibenſtein. Treuhold (im Hut).

Baron Reibenſtein.

Fräulein —

Henriette (aufgeſtanden).

Was haben Sie denn ſchon wieder?

Treuhold.

Was machen Sie, Baron? Ein tête-à-tête zu unterbrechen!

Baron Reibenſtein.

Es iſt Ruheſtunde. Die Geſellſchaft kommt hieher. Ich wollte Sie erinnern, Fräulein; bekomm' ich den Walzer nach dem Souper?

Henriette.

Mit Ihrem ewigen Walzen!

Treuhold.

Glauben Sie denn, Baron, daß man auf einem Ball nichts Wichtigeres zu thun hat, als zu tanzen?

Baron Reibenſtein.

Aber das Fräulein verſprach —

Henriette.

Ja doch! Ich walze mit Ihnen, ſo viel Sie wollen, ſo lange Sie wollen.

Treuhold.

Glücklicher Baron! was wollen Sie mehr?

Achte Scene.

Vorige.

(Die übrige Gesellschaft ordnet sich nach und nach, unter den ersten Eintretenden Frau v. Hellborn (Henriettens Tante) mit einigen jüngeren Damen und Herren. Unter den Uebrigen befinden sich Uniformen, Orden und Stickerei. Einige Damen legen sich während der folgenden Reden, und werden von Herrn unterhalten. Andere Herren stehen und conversiren. Der Banquier, Helene und der Gesandte zusammen: Das Ganze entwickelt sich zu einem Tableau, welches sich nach der wechselnden Lage der Hauptpersonen verändert. Der Banquier zeigt sich unruhig, und winkt bisweilen einem Bedienten, der ihm unaufhörlich Nachricht zu bringen scheint. Der Gesandte spricht mit Helenen. Henriette beobachtet sie, und unterhält abwechselnd den Grafen und ihre Tante. Baron Reibenstein drängt sich in Henriettens Nähe. Treuhold ist bald da, bald dort.)

Frau v. Hellborn (zu Henrietten).

Ma Nièce —

Henriette (ihr entgegen).

Ma chère tante!

Frau v. Hellborn.

Du leistest uns doch Gesellschaft?

Henriette.

Mit Vergnügen. Kommen Sie, Graf!

Baron Reibenstein
(geschäftig, setzt Stühle zum Kanapee)

Ist es hier gefällig, gnädige Frau?

Frau v. Hellborn.

Sehr verbunden, lieber Baron. Mes dames —
(Sie setzen sich.)

Julius
(hinter Henriettens Stuhl, bei Helenens Eintritt für sich)

Da kommt sie! An seinem Arm!

Frau v. Hellborn.

Bester Baron, ich habe meinen Fächer im Saal vergessen.

Baron Reibenstein (eilt fort).

Sogleich —

Frau v. Hellborn (ihm nachrufend)

Elfenbein mit Gold! — Ein charmanter Mensch, der junge Reibenstein.

Ein Herr
(zu einer kleinen Seitengruppe, die ihn umgibt).

Ich sage Euch, es setzt ein köstliches Souper.

Ein Zweiter.

Wirklich?

Erſter.

Ganz gewiß. Ich that einen Blick in die Seitenzimmer; dort decken ſie die Tafel.

Zweiter.

Erfreuliche Ausſicht!

Dritter.

Ich wittere Champagner.

Erſter.

Das verſteht ſich. Hier trinkt man nichts anderes. Dafür ſoupiren wir auch bei einem Millionär.

Zweiter.

Bei einem Millionär, ſagen Sie?

Erſter.

Allerdings. Seine Tochter ſoll eine Million zur Ausſteuer bekommen.

Dritter.

Er könnte die Hälfte erſparen. Ich nähme ſie mit 500,000.

Erſter.

Derlei iſt nicht für unſer Einen. Die wartet auf einen Fürſten. Aber nicht zu laut!

(ſprechen weiter.)

Banquier (leiſe zum erſten Bedienten).

Iſt Franz zurück?

Bedienter.

Noch nicht.

Banquier.

Schickt ihn ſogleich herein, wenn er kommt.

Baron Reibenſtein

(hat indeſſen den Becher gebracht; Frau v. Hellborn dankt ihm).

Henriette

(zu Julius leiſe, auf den Geſandten weiſend).

Sehen Sie nur: er verwendet kein Auge von ihr.

Julius.

Noch ſie von ihm.

Henriette.

Die Geſellſchaft macht bereits ihre Gloſſen —

Frau v. Hellborn.

Liebe Nieçe —

Henriette.

Gnädige Tante? (nähert ſich).

Frau v. Hellborn.

Komm, liebes Goldkind! Du mußt uns über etwas Aufſchluß geben. (ſpricht leiſe mit Henrietten, auch die daneben ſtehenden Damen mengen ſich in das Geſpräch. Man ſcheint ſich über Jemand zu unterhalten.)

Treuhold (zum Grafen).

Lieber Graf, wie amüſiren Sie ſich?

Julius.

Ich? Ganz vortrefflich.

Treuhold.

Aber ein bischen auf Koſten eines Andern, nicht wahr?

Julius.

Wie ſo?

Treuhold.

Der arme Reibenſtein eifert mit Ihnen.

Julius.

Er hat keine Urſache.

Treuhold.

Wer weiß! wer weiß!

Geſandter (zum Banquier).

Nun, Beſter! Die Geſellſchaft iſt verſammelt. Erfüllen Sie Ihr Verſprechen. Machen Sie unſer Verhältniß bekannt.

Banquier (geſtört).

Sie dringen noch immer darauf?

Geſandter.

Wie ſollt' ich anders?

Banquier.

Wohlan! — (er ergreift Helenen und den Geſandten bei der Hand, und nähert ſich Frau v. Heilborn). Liebe Couſine, werthe Geſellſchaft — ich mache mir das Vergnügen —

(Frau von Heilborn ſteht auf; die Geſellſchaft wird aufmerkſam. Der zweite Bediente tritt im Mittelgrunde auf).

Banquier

(der ſeinen Eintritt bemerkt, macht ſich unterm Sprechen unmerklicherweiſe von Helenen und dem Geſandten los und nähert ſich dem Diener).

Iſt er hier?

Zweiter Bedienter.

Der Herr Buchhalter schickte dieses nach Hause; er ist verreis't (gibt ihm einen Brief).

Banquier.

Verreis't? (erbricht den Brief hastig, die Gesellschaft vergessend).

(Helene und der Gesandte nähern sich dem Banquier, auch Julius und Henriette von der andern Seite.)

Banquier

(der indessen gelesen, und dem der Brief aus der zitternden Hand fällt, auf die Gesellschaft blickend, mit bebenden Lippen).

Nun, meine Freunde — wie unterhalten Sie sich? Geschwinde, Musik! — Tanz — das Souper — (seine Knier wanken).

Helene (ihm zunächst).

Vater — (Banquier sinkt in ihre Arme. Julius und Arnhold unterstützen sie).

Gesandter.

Er wird ohnmächtig —

Henriette.

Himmel! der Onkel!

Frau v. Hellborn.

Mein Couſin!

Einige Herren (im Hintergrunde).

Was iſt geſchehn?

Treuhold

(welcher den Brief aufgehoben, und den Banquier mit Hülfe der Andern fort drängt).

Geſchwinde auf ſein Zimmer! (zu einem Bedienten) Holt den Doktor!

(Bediente nähern ſich und der anſcheinend lebloſe Alte wird, während ſich die Geſellſchaft in den Vordergrund drängt, in das Seitenzimmer gebracht.)

Henriette (kommend).

Um Gotteswillen! Der Onkel ſtirbt! Der Schlag hat ihn getroffen!

Helene (zu Henrietten).

Bleib' hier. Beruhige die Geſellſchaft. Ich hoffe, es iſt nicht gefährlich. Kommen Sie, Treuhold.

(Ab, mit dem Banquier, Treuhold und den Bedienten.)

Neunte Scene.

Die Vorigen, ohne Banquier, Helene und Treuhold.

(Einige Gäste schleichen sich fort während den folgenden Reden.)

Gesandter (für sich).

Was mag der Brief enthalten? Treuhold hob ihn auf —

Julius (bei Seite).

Arme Helene! Ich ahne Schlimmes.

Henriette (stammend, wie oben).

Der arme Onkel!

Baron Reibenstein (um sie beschäftigt).

Beruhigen Sie sich, Fräulein.

Frau v. Hellborn.

Tröste dich ma chère nièçe. Was wird es seyn? Eine kleine Uebelkeit.

Baron Reibenstein.

Nichts anderes, liebes Fräulein.

Henriette.

Meinen Sie?

Baron Reibenſtein.

Freilich! Die große Hitze —

Erſter Herr (zu Reibenſtein).

Der volle Salon —

Zweiter.

Das Echauffement —

Dritter.

Es wird vorüber gehen.

Frau v. Hellborn.

Wir wollen es hoffen. (Leiſe zu Henriette). Du hatteſt recht mit dem Geſandten.

Henriette (eben ſo).

Nicht wahr? Nun iſt kein Zweifel mehr. Sie ſind ſo gut, als verlobt.

Erſter Herr (zum zweiten).

Haſt du den Brief bemerkt?

Zweiter.

Freilich.

Dritter.

Er wurde blaß, als er ihn las.

Zweiter.

Und zitterte.

Dritter.

Gewiß eine ſchlimme Börſe-Nachricht.

Zweiter.

Prauz! Da liegt der Millionär.

Erſter.

Und das Souper.

Zehnte Scene.

Vorige. Treuhold.

Julius.

(der ihn zuerſt bemerkt, ihm entgegen)

Nun, lieber Freund?

Frau v. Hellborn.

Was macht der Couſin?

Henriette.

Iſt der Onkel wieder wohl?

Treuhold.

Er wird eben zu Bette gebracht. Es iſt keine Gefahr; allein er befindet ſich außer Stande, die Geſellſchaft wieder zu ſehen.

Frau v. Hellborn.

Armer Couſin!

Erſter Herr.

Wir bedauern ſehr — (Alle zu den Damen) Adieu Souper!

Baron Reibenſtein (zu Emil)

Mein Souper-Walzer!

Frau v. Hellborn.

Wir wollen ihm Ruhe laſſen.

(Alle rüſten ſich zum Aufbruch.)

Henriette (zu Treuhold).

Darf ich zum Onkel?

Treuhold.

Heute nicht.

Henriette.

Wie? Ich ſollte —

Treuhold.

Seien Sie außer Sorge. Fräulein Helene iſt bei ihm. Ich werde mit ihr wachen. Sonſt wünſcht Herr von Fridau Niemanden zu ſehen.

Henriette.

Und ich ſoll allein bleiben? Ich werde kein Auge zuthun. Ich bin ſo angegriffen —

Frau v. Hellborn.

Fahre mit mir nach Hauſe, liebes Kind.

Henriette.

Nicht doch, liebe Tante.

Treuhold.

Ja, ja, Fräulein! der Vorſchlag iſt gut. Sie ſind nicht ganz wohl. Die Verwirrung im Hauſe würde Ihnen keine Ruhe gewähren. Nehmen Sie den Antrag an.

Frau v. Hellborn.

Komm' nur mit mir, mein Püppchen. Wie blaß ſie ausſieht! Komm' nur!

Henriette.

Wenn die Tante meinen — —

Frau v. Hellborn.

Freilich! freilich! — Mein Schawl!

Baron Reibenſtein (gefällig).

Iſt es dieſer? Darf ich ſo frei ſeyn —?

(bringt ihr den Schawl um).

Frau v. Hellborn.

Vous êtez trop bon. Adieu, lieber Treuhold.

Henriette.

Sagen Sie Helenen, ich werde morgen bei Zeiten wieder zurück ſeyn. — Gute Nacht, Graf Julius.

Julius.

Gute Nacht.

Henriette.

Sie bleiben?

Julius.

Einen Augenblick. Ich habe noch mit Treuhold zu ſprechen.

Henriette.

Auf Wiederſehen denn. — (bei Seite) Mir ſcheint faſt, er iſt ernſthaft in Helenen verliebt.

(Ab mit Frau von Hellborn und Baron Reibenſtein.)

Eilfte Scene.

Graf Julius. Gesandter. Treuhold.

Gesandter

(zu Treuhold, der von dem Geleit der Damen zurückkehrt, laut).

Werther Freund, nur zwei Worte. Was enthielt jener Brief?

Treuhold.

Welcher Brief?

Gesandter.

Den Herr von Fridau erhielt, den er fallen ließ; Sie hoben ihn vom Boden auf —

Treuhold.

Und gab ihn dem Fräulein.

Gesandter.

Und wissen Sie —?

Treuhold.

Von seinem Inhalt? Keine Sylbe.

Gesandter.

So, so! — Wir wollen das Beste hoffen. Drücken Sie dem Fräulein mein Beileid aus. Ich

ſcheide. Möchte die Ruhe der Nacht jedes Uebel wieder ausgleichen (empfiehlt ſich und geht ab).

Zwölfte Scene.

Graf Julius. Treuhold.

Julius.

Treuhold, haben Sie den Brief geleſen?

Treuhold.

Nein. Aber ich befürchte ein Unglück.

Julius.

Ich kann nicht fort; ich muß wiſſen, was geſchehen, ich muß Helenen ſehen, ſprechen —

Treuhold.

Ich gehe zum Alten. Vielleicht kann ich ſie Ihnen herausſenden. Verweilen Sie ein wenig, lieber Graf. (ab.)

Dreizehnte Scene.

Graf Julius, dann Sebastian.

Julius (allein).

Kein Zweifel, jener Brief enthielt eine höchst betrübende Nachricht. Ging nicht schon seit lange das Gerücht, der sonst so sichere Fridau habe sich in gefährliche, weitumfassende Spekulationen eingelassen? Wenn ihm sein Kalkul fehlschlug? wenn er, wie es wohl in dieser Zeit zu geschehen pflegt, in Einem Tag, in Einer Stunde sein Vermögen verloren hätte? Sein Vermögen — vielleicht auch seine Ehre! — Und Helene! — Himmel! Es wäre entsetzlich.

Sebastian (der vorsichtig eingetreten).

Herr Rittmeister —

Julius.

Sebastian!

Sebastian.

Sind Sie allein? Wissen Sie schon? — Das Haus hat fallirt.

Julius.

Fallirt? Woher weißt du —?

Sebaſtian.

Die Bedienten haben Alles ausgeſpürt. Gewiſſe Papier-Geſchäfte gingen ſchief. Ueber eine Million iſt — (Blitz in die Luft) heidi!

Julius.

Unglückliche Helene!

Sebaſtian.

Der Buchhalter fuhr in Nacht und Nebel davon; wie es heißt, nach der zweiten Hauptſtadt, wo man die Neuigkeit noch nicht weiß, um vielleicht einige Trümmer zu retten.

Julius.

Still! Ich höre die Thüre — ein leiſer Schritt! Sie iſt es! — Erwarte mich draußen.

Sebaſtian (ab).

Vierzehnte Scene.

Graf Julius. Helene.

Julius
(geht ihr fragend entgegen).

Helene.

Er ſchläft.

Julius.

Was ſagte der Arzt?

Helene.

Es hat keine Gefahr. Die augenblickliche Erſchütterung warf ihn nieder.

Julius.

Jener Brief —

Helene.

Sie erriethen es: wir haben unſern Reichthum verloren; die Früchte unausgeſetzter, langjähriger Thätigkeit in einem Augenblick verloren.

Julius.

Er hat Freund., er hat Credit; er wird ſich wieder heben —

Helene.

Vielleicht — vielleicht auch nicht. Ich fürchte, der Vater hat mehr auf das Spiel geſetzt, als ſich wieder gewinnen läßt. Ach und für wen unternahm er das Ungeheure? Für mich! für ſein Kind! für ſein einziges Kind! Um mich zu heben, hat er ſich geſtürzt! Für mich zehrt ihm vielleicht in Zukunft der Gram das Leben ab! — Ach Graf! Niemand ahnt, Niemand begreift, was ich in dieſen Augenblicken leide.

Julius.

Liebe, Gute! faſſen Sie ſich. Sie ſind außer Schuld.

Helene.

Ich hätte ihn warnen ſollen, öfter, alle Tage; ich hätte mich über die Geſchäfte unterrichten ſollen. Nun macht man ſich Vorwürfe! — Es iſt ſpät. Gute Nacht, Graf Julius. Ich war Ihrer wärmſten Theilnahme ſicher. Ich danke Ihnen dafür.

Julius.

Helene — nein, ich kann nicht fort, ich kann Sie nicht verlaſſen.

Helene.

Ich ſehe Sie wieder — bald — morgen.

Julius.

Nein, Helene, ſo kann ich Sie nicht verlaſſen! — Ein großer Augenblick reift jeden Entſchluß, verdrängt alle kleinlichen Rückſichten. Sie brauchen einen Freund, einen Schützer. Helene, nehmen Sie meine Hand, mein Vermögen.

Helene.

Graf —

Julius.

Mein Antrag überraſcht, erſchreckt Sie! Aber mein Herz trieb mich dazu. Nichts von Liebe in dieſem Augenblick! Die theure Freundin leidet; die Welt, die Verhältniſſe werden Ihre Leiden vermehren; ich fühle mich Mann, Sie zu ſchirmen, zu ſchützen. Helene, weiſen Sie meinen Antrag nicht von ſich: was mich dazu trieb, iſt der in-

nerſte Inhalt meiner Seele. Antworten Sie mir freundlich! Laſſen Sie die Seele zur Seele ſprechen.

Helene.

Halten Sie ein, Graf Julius! Wiſſen Sie nicht? — ſahen Sie nicht, was heute Abend —? Ich kann niemals die Ihrige werden.

Julius.

Helene —

Helene.

Ich bin die Verlobte des Geſandten.

Julius.

Ha!

Helene.

Soeben ſollte unſer Verhältniß öffentlich erklärt werden; — wie es ſich auch durch das letzte Ereigniß in der Folge geſtalten möge: die ganze Welt weiß, was geſchehen iſt, was geſchehen ſollte. Der Geſandte wird mein Gemahl — oder ich kann niemals einem Manne angehören. (Nach einer Pauſe) Graf Julius! Laſſen Sie uns nun ſcheiden — für lange, vielleicht für immer.

Julius.

(heftig bewegt, ergreift die Hand, die ſie ihm darbietet, mit beiden Händen).

Helene! iſt es möglich?

Helene

(ihn ſanft zurückweiſend)

Julius! was machen Sie? — Leben Sie wohl!

Julius

(läßt ihre Hand los und folgt ihr, da ſie nach dem Zimmer ihres Vaters geht, bis an die Thüre.)

Julius

(gefammelt, mit Stolz).

Ruhig! Ruhig! Ich werde Sie nicht länger beläſtigen. Leben Sie wohl, Fräulein, leben Sie wohl!

Helene

(ſtreckt die Arme nach dem Abgrunde aus, die ſie wieder ſinken läßt, und wankt nach dem Zimmer ihres Vaters).

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Helenens Zimmer. Seitwärts ein Schreibtiſch, über welchem die Zeichnung aus dem erſten Akt in einen Rahmen gefaßt hängt.)

Helene (ſitzt am Schreibtiſch). Der Banquier (in einiger Entfernung am Kaminfeuer). Ein Bedienter (im Hintergrunde).

Helene
(die geſchrieben und geſiegelt).

Befördert die Briefe ſogleich an ihre Adreſſe. Dieſes Paket tragt zu unſerm Advokaten. Ich hoffe ihn heute noch zu ſprechen.

(Bedienter ab.)

Helene

(da indeſſen aufgeſtanden, zum Banquier tritt, welcher theilnahmlos ſteht).

Nun, lieber Vater, wollen Sie nicht auf Ihr Zimmer?

Banquier (wie oben).

Helene.

Der gute Treuhold hat ſich unſer in dieſen Tagen mit allem Eifer angenommen. Alle Papiere ſind geordnet, alle Rechnungen durchgeſehen. — Treuhold meint — wenn Sie ſich nur der Geſchäfte wieder annehmen wollten, lieber Vater. Noch ſey nicht Alles verloren, noch ward keine einzige Zahlung eingeſtellt. Ihre Perſönlichkeit, das Zutrauen, das Sie hier genießen, könne noch das Ganze günſtig wenden.

Banquier

(verwirrt lacht, und drückt ihr die Hand).

Helene.

Auch der Doktor iſt der Meinung, die Erneuerung der gewohnten Thätigkeit würde Ihre Geneſung befördern.

Banquier.

Ich bin nicht mehr derſelbe, liebes Kind. Meine Kraft iſt gebrochen, mein Kopf iſt ſchwach; ich bin plötzlich alt geworden.

Helene (bei Seite).

Es ſtößt mir das Herz ab, ihn in dem Zuſtande ſehen zu müſſen.

Banquier (die Zeichnung betrachtend).

Eine hübſche Zeichnung! Wer hat das gemacht?

Helene.

Graf Julius.

Banquier.

Graf Julius! Der läßt ſich auch nicht mehr ſehen! War Henriette heute ſchon da?

Helene.

Noch nicht.

Banquier.

Es iſt mir lieb, daß ſie die Tante bei ſich im Hauſe behält. Wer ſagte nur, daß ſie daran denkt, Henrietten zu vermählen?

Helene.

Treuhold meint —

Banquier.

Richtig! Mit dem Grafen Julius. Dann iſt's verzeihlich, daß er uns nicht beſucht. — Aber er! er! (Steht auf und geht auf und ab).

Helene (bei Seite).

Was beſchäftigt den Vater? Ich' ahne faſt —

Banquier (bleibt vor ihr ſtehen).

Mädchen! Ich kann dir's nicht länger verhehlen. (Gibt ihr einen Brief) Lies!

Helene (öffnet den Brief).

Von Herrn von Spangenberg? (lieſt). „Monsieur! Une mission d'importançe m'eloigne d'ici, et me prive du plaisir, de Vous revoir. Daignez accepter mes adieux, et rendez mes hommages respectueux a Mademoiselle Votre fille. Je suis, Monsieur, Votre tres humble et tres obeissant serviteur le chevalier de Spangenberg."

Banquier.

Er reiſt ab, ſchützt eine Sendung vor, gibt dich auf! — Du biſt nun das Mährchen der ganzen Stadt.

Helene.

Lieber Vater, ſoll ich es ſagen? ich hatte mir nichts Anderes erwartet. Doch der Geſandte konnte mit mehr Zartheit verfahren. Warum erſchien er nicht perſönlich? Wir hätten ihn ſeines Wortes entbunden.

Zweite Scene.

Vorige. Treuhold.

Treuhold.

Guten Morgen, werther Freund, liebes Fräulein.

Banquier.

Guten Morgen, Treuhold. (Zu Helene) Zeig' ihm den Brief.

Treuhold (zu Helene gehend).

Was iſt —?

Helene.

Der Geſandte iſt abgereiſt.

Treuhold.

Noch nicht. Ich ſprach ihn eben.

Banquier.

Wie?

Treuhold.

Die Neuigkeit, die ich ihm mittheilte, ſchien ihn lebhaft zu intereſſiren. Sie betrifft Ihr Haus. Ich bringe gute Nachrichten.

Banquier.

Gute Nachrichten?

Treuhold.

Der Buchhalter iſt von der Reiſe zurück. Seine Thätigkeit, ſein entſchiedenes Benehmen hat in der Provinz faſt Alles gerettet.

Banquier.

Wirklich?

Treuhold.

Er wird ſogleich hier ſeyn. Sie werden das Nähere aus ſeinem Munde hören. Er hofft mit Ihrer Beihülfe auch hier am Platz die Sache ſo ziemlich in Ordnung zu bringen. Da er nach baarem Gelde frug, ſo kamen die Anträge einiger Freunde ſo eben ſehr erwünſcht. Wir werden die Summe beiläufig aufbringen, die der Buchhalter verlangt.

Banquier.

Wär's möglich?

Treuhold.

Hier ſind die Papiere. Wollen Sie die Bedingungen einſehen?

Banquier.

Ihr beſchämt mich durch Eure Thätigkeit. Wohlan! Ich will das Letzte verſuchen. Kommen Sie auf mein Zimmer! — Dein Bräutigam ſoll ſehen, daß Du noch keine Bettlerin biſt. — Kommen Sie, Treuhold, Kommen Sie!

(Er mit Treuhold in das Cabinet.)

Dritte Scene.

Helene (allein).

Er iſt wieder thätig, wieder muthig — ich danke Dir, Gott! — Nun will ich nur für ihren Vater leben! — Für wen auch ſonſt? — Selbſt Henriette verließ mich! — daß ſie ſich ſo verſtellen konnte! Die ganze Zeit her nicht ſeinen Namen zu nennen! — Ich weiß doch, er kommt in's Haus. Natürlich! der künftige Bräutigam. — Da glaubt man nun die Menſchen zu kennen! — Dieſe Henriette mit ihrem verſteckten Spiel! dieſer Graf, der mir aus Mitleid ſeine Hand anträgt! Der ſich beleidigt zurückzieht, weil der Bettler die Gabe nicht annimmt! — Es gibt ſtolze Bettler, mein Herr Graf, überaus ſtolze Bettler!

Vierte Scene.

Helene. Treuhold.

Treuhold.

Der Buchhalter iſt ſchon beim Papa. Sie arbeiten mit einander. Ich hoffe das Beſte.

Helene.

Guter Treuhold! Wie theilnehmend, wie hilfreich Sie ſind!

Treuhold.

Eigennutz, purer Eigennutz! Ich höre mich gerne loben. Heißt das: von Ihnen. — Hab' ich Ihnen ſchon erzählt? Ich war bei Frau von Hellborn. Was iſt unſer Jettchen für ein ſchlaues Mädchen! Wiſſen Sie, daß ſie ſich ſchon längſt mit dem Plane trug, zur Tante zu ziehen?

Helene.

Warum ſollte ſie? Ich vermiſſe ſie ungern; gewiß, ſie mich auch.

Treuhold.

Aber bei der Tante ſpielt ſie eine Rolle; überdies iſt Frau v. Hellborn reich, hat keine Erben, fühlt ſich glücklich, durch Henrietten wieder ein Haus machen zu können. Sie hätſcheln einander, daß es eine Freude iſt. Ma chère tante, ma très bonne tante, Herzenstantchen — ma belle nièçe, ma Henriette, Engelchen — ſo geht's den ganzen Tag; ſie thun ſo zärtlich mit einander, wie ein paar Verliebte. Apropos! das Heirathsprojekt iſt richtig.

Helene.

Ich dacht' es ja.

Treuhold.

Aber im Bräutigam haben wir uns geirrt.

Helene.

Wie ſo?

Treuhold.

Es iſt nicht Graf Julius.

Helene (ſteht auf).

Nicht Graf Julius?

Treuhold.

Die Tante hat ganz andere Pläne.

Helene.

Nicht Graf Julius?

Treuhold.

Gewiß nicht. Aber wer denken Sie, wer es iſt? — Baron Reibenſtein.

Helene.

Baron Reibenſtein?

Treuhold.

Er iſt bis über die Ohren in das Mädchen verliebt. Herzens-Tantchen iſt ganz für ihn gewonnen; das Engelchen ziert ſich und ſperrt ſich noch ein wenig, aber es wird ſich geben.

Helene.

Ich zweifle faſt! Sie machte ſich ſtets über ihn luſtig.

Treuhold.

Wie über die ganze Welt. Reibenſtein paßt vollkommen für ſie. Hübſch, reich, verliebt, ſchwacher Kopf, gutes Herz — was will ſie mehr? Ich

behaupte, unſer Jettchen wird noch einmal die beſte Gattin. Sie hat keinen Verſtand, bildet ſich aber auch etwas darauf ein. Sie braucht einen Mann, den ſie ein bischen überſieht; dann iſt ſie im Stande, den Mann ſchon deßhalb zu lieben, weil ſie ihn überſieht. Doch ich verplaud're mich. Ich muß fort, um das Geldgeſchäft in Ordnung zu bringen.

Helene.

Von wem kamen die Anträge?

Treuhold.

Von Handelsfreunden. Im Vertrau'n: Ich glaube faſt, der Graf hat ſeine Hand im Spiel.

Helene.

Der Graf?

Treuhold.

Ich weiß, er hat ſein Vermögen mobil gemacht, ſein Agent bot die größte Summe.

Helene.

Der Graf?

Treuheld.

Warum nicht? Iſt er nicht auch ein Freund des Hauſes? nicht der Ihrige? Ich habe nur eben zu eſſen, aber beſäß ich Schätze, ſie lägen ſchon längſt zu Ihren Füßen. Und Sie verdienten ſie auch! Die Seelenſtärke, die Sie in dieſen Tagen des Unglücks zeigten, die zarte Aufmerkſamkeit, womit Sie den Vater behandelten, hat ſich tief in mein Herz geprägt. — Daß ich ein Hageſtolz geblieben bin! Um den Preis einer ſolchen Tochter ließe ſich wohl auch eine Frau ertragen. (ab.)

Fünfte Scene.

Helene (allein).

Der Graf! — Und Reibenſtein wäre — ? Aber ſie liebt den Grafen. Geſtand ſie es mir nicht ſelbſt? — Und Julius? — Was ſoll ich denken? was ſoll ich glauben? (es klopft.) Herein!

Sechste Scene.

Helene. Sebastian.

Sebastian (tritt ein).

Gnädiges Fräulein —

Helene (freudig).

Sebastian!

Sebastian.

Verzeihen Sie, daß ich so geradezu hereintrete.

Helene.

Nur zu, Alter. Was bringt Ihr Gutes?

Sebastian.

Gutes? Ich weiß noch nicht.

Helene.

Kommt Ihr von Eurem Herrn?

Sebastian.

Nein. Von mir selbst. Ich hab' ein Anliegen.

Helene.

An mich?

Sebaſtian.

Allerdings.

Helene.

So ſprecht, wenn ich Euch dienen kann.

Sebaſtian.

Sie könnten wohl —

Helene.

Nun, ſo ſprecht.

Sebaſtian.

Soll ich — ?

Helene.

Redet offen!

Sebaſtian.

Darf ich als Soldat reden?

Helene.

Wie Ihr wollt.

Sebaſtian.

Ein Soldat ſpricht immer die Wahrheit.

Helene.

Deſto beſſer.

Sebaſtian.

Aber die Wahrheit iſt nicht immer höflich.

Helene (lächelnd).

So laßt mich denn Eure grobe Wahrheit hören.

Sebaſtian.

Grob? Nein. Ein Soldat iſt niemals grob; aber ehrlich offen, und — wenn's Noth thut, ein wenig derb. Jetzt fang' ich an. — Mein Herr iſt krank.

Helene.

Mein Gott! krank?

Sebaſtian.

Thut's Ihnen leid?

Helene.

Welche Frage! Sprecht doch

Sebaſtian.

Gut, gut! — Er hatte das Fieber. Es packte ihn am Morgen nach jenem Ball. Hu! das war ein Fieber! Ein Civiliſt wäre d'ran geſtorben, aber ein Uhlane ſteht wieder auf.

Helene.

So iſt er geneſen?

Sebaſtian.

Natürlich! Schon am zweiten Tage.

Helene.

Dem Himmel ſei Dank!

Sebaſtian.

Iſt's Ihnen lieb?

Helene.

Wie könnt Ihr zweifeln? —

Sebaſtian.

Gut, gut! — Das Fieber iſt alſo weg. Doch was hilft's? Nun will er auch weg.

Helene.

Euer Herr?

Sebaſtian.

Zu dienen.

Helene.

Und wohin?

Sebaſtian.

Zur Armee nach Italien.

Helene.

So plötzlich? — Und warum will er fort?

Sebaſtian.

Warum? — Ich denke, es iſt derſelbe Grund, warum er nicht mehr hieher in's Haus kommt. Aber er ſoll nicht fort — nein, er ſoll nicht. So ein Herr! ſo ein Offizier! Voll Feuer, voll Kraft, voll Leben! So ein ſchöner Mann! — Oder iſt er nicht ſchön? Ich denke doch! Schon manche Dame hat's bemerkt. Gleich in der letzten Campagne —

Helene.

Mit Euern Campagne-Geſchichten!

Sebaſtian.

Ich meine nur. Was die Eine ſieht, warum ſoll das eine Andere nicht auch ſehen? Alſo ſchön iſt er. Aber gleichviel: ſchön oder nicht ſchön! Iſt er nicht auch gut, herzensgut? fehlt's ihm an Verſtande? hat er keine Manieren? — Und der ſchöne, gute, kluge, tapfere junge Offizier, mein braver, junger Herr, den ich als Kind auf den Armen

getragen, den man immer auf den Händen tragen ſollte, wird aus dem Hauſe gewieſen!

Helene.

Aus dem Hauſe?

Sebaſtian.

Ja, ja, gnädiges Fräulein, aus dem Hauſe, hier aus dieſem Hauſe. Ich ſah es wohl; der Herr kam ſonſt täglich hieher; ſeit jenem Ball kommt er nicht mehr. Das muß einen Grund haben. Er will fort, nach Italien. Pah! was macht er in dem dummen Italien? Alle ſeine Gedanken bleiben doch hier zurück. Was macht ein Menſch in Italien ohne Gedanken? Gerade herausgeſagt, gnädiges Fräulein, der Herr hängt einmal an Ihnen mit Leib und Seele.

Helene.

Sebaſtian!

Sebaſtian.

Ja, ja, glauben Sie mir's! Wenn er es Ihnen gleich nicht geſagt hat — er hat mir's auch nicht geſagt — das Sagen iſt immer das Letzte —

aber ich hab's errathen. Sie nicht? haben Sie's wirklich nicht errathen?

Helene (zögernd).

Mein lieber Sebastian — —

Sebastian.

Nicht? — Ja, dann ist's freilich schlimm. Dann muß der arme Herr fort.

Helene (nach einer Pause).

Sebastian! reist er bald?

Sebastian.

Ich weiß nicht.

Helene.

Er kommt doch wieder?

Sebastian.

Schwerlich.

Helene.

Nun, so wird er doch Abschied nehmen?

Sebastian (sie nähernd).

Soll er?

Helene.

Ich meine nur —

Sebaſtian.

Soll ich ihm ſagen, daß er Abſchied nehmen ſoll?

Helene.

Sagen? Nein.

Sebaſtian (ſich entfernend).

So kommt er auch nicht.

Helene.

Wie?

Sebaſtian.

S'iſt auch ſo beſſer. Wozu ein Abſchied? Man will uns weg haben. D'rum raſch zu Pferde! — Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein.

Helene.

Sebaſtian —

Sebaſtian.

Gnädiges Fräulein?

Helene.

So bleibt doch. Wie heftig Ihr ſeid! Ganz wie Euer Herr. — Hört doch! Ihr könntet ihm

ja ſagen, daß Ihr hier war't, daß Ihr mit mir geſprochen —

Sebaſtian.

Darf ich? — Aber holla! das geht nicht. Er hat mir ausdrücklich verboten, hieher zu gehen. — Wiſſen Sie was, gnädiges Fräulein, ich will ein bischen lügen.

Helene.

Lügen, Sebaſtian?

Sebaſtian.

Es iſt nur eine Nothlüge: nicht einmal eine Lüge, nur eine kleine Veränderung: aus dem Zimmer machen wir eine Straße. Sie ſind mir auf der Straße begegnet. Sie fragen nach meinem Herrn, Sie hören, daß er krank war, Sie bedauern ihn —

Helene.

Ich bedaure ihn wirklich.

Sebaſtian.

Nun, und laſſen Sie ihm nichts ſagen?

Helene.

Was ſoll ich —?

Sebaſtian.

Sie laſſen ihn etwa grüßen.

Helene.

Ja, ich laſſ' ihn grüßen.

Sebaſtian.

Sie hören, daß er verreiſt —

Helene.

Bald —

Sebaſtian.

Sehr bald. Sie wünſchen ihn daher noch früher zu ſprechen.

Helene.

Ich wünſche?

Sebaſtian.

Wünſchen Sie es denn nicht?

Helene.

Zum Abſchied — ja.

Sebaſtian.

Zum Abſchied. Recht. Zum Abſchied. — Liebes gnädiges Fräulein! Erlauben Sie mir Ihre Hand zu küſſen. — Alſo Sie laſſen den Herrn grüßen und wünſchen ihn zum Abſchied noch einmal zu ſehen. Iſt es ſo recht? — Nun, ich will meine Poſt gut ausrichten. (ab.)

Siebente Scene.

Helene (allein).

(geht bewegt auf und ab. Ihr Blick fällt auf die Zeichnung, welche ſie von der Wand nimmt, und betrachtet. Sie küßt die Zeichnung und ſagt halblaut) Julius! — (erſchrickt, als ob Jemand horchte, bringt ſie die Zeichnung an die vorige Stelle, und geht dann langſam nach dem Zimmer ihres Vaters).

Achte Scene.

(Bei Frau v. Hellborn.)

Frau v. Hellborn und Henriette (nach Hauſe kommend).

Ein Bedienter (der eine Viſitkarte zu andern auf den Tiſch legt).

Frau v. Hellborn (zum Bedienten).

Ich bin für Niemanden zu Hauſe. Hört Ihr? Das Fräulein empfängt Viſiten. (Leiſe) Wenn

Baron Reibenſtein kommt, ſo führt ihn auf mein Zimmer.

Bedienter. (m.)

Frau v. Hellborn.

Im Ernſt geſprochen, liebes Gold-Nichtchen! der junge Reibenſtein iſt Dir ſo zugethan — Du thuſt Unrecht, ihn ſo kalt zu behandeln. Er iſt die gutmüthigſte Seele von der Welt.

Henriette.

Gutmüthig? Ja, das iſt er wirklich.

Frau v. Hellborn.

Nicht wahr? Und ſo dienſtfertig! ſo aufmerkſam! — Es iſt nur eine Kleinigkeit, aber es zeigt den Menſchen: meinem Eichhörnchen bringt er täglich Nüſſe.

Henriette.

Und deßhalb ſoll ich ihn heirathen?

Frau v. Hellborn.

Vielleicht gerade deßhalb. Ein junger Mann, der als Garçon ſeine Taſche mit Nüſſen beladet, zeigt die vortrefflichſte Anlage zu einem Ehemann.

Du ahneſt gar nicht, wie ſehr er Dich liebt, was er Dir in dieſem Augenblick für ein Opfer bringt.

Henriette.

Mir? ein Opfer? Sie machen mich aufmerkſam. Wo ſteckt er denn? Um dieſe Stunde fehlt er niemals.

Frau v. Hellborn.

Sieh doch! er geht Dir ab.

Henriette.

Nun ja! Wie ein gewohntes Hausgeräth.

Frau v. Hellborn.

Ich verſprach ihm freilich, Dir zu verſchweigen — aber Du ſollſt den guten Menſchen ganz kennen lernen. Er fuhr heute Nacht auf das Landhaus ſeines Onkels, der ihm eine Heirath vorſchlug mit der ſchönen und reichen Comteſſe Wildau.

Henriette.

So!

Frau v. Hellborn.

Man weiß, die Comteſſe iſt ihm nicht abgeneigt; aber der gute Reibenſtein hat nichts Angelegentlicheres zu thun, als über Hals und Kopf zum Onkel zu fahren, und ihn zu bitten, eine Parthie zu hintertreiben, um die ihn die ganze Stadt beneiden würde. Was ſagſt Du dazu?

Henriette.

Meinetwegen ſchlägt er die Hand der Comteſſe aus!

Frau v. Hellborn.

So iſt es.

Henriette.

Der arme Menſch! Wenn's ihm nur nicht geht, wie dem Hündchen in der Fabel, das die wirkliche Beute ausläßt und nach dem Waſſerbilde ſchnappt.

Frau v. Hellborn.

Verſtelle Dich, wie Du willſt: es ſchmeichelt Dir doch. Der arme Junge! thut's ihm keinen Vorſchub in dieſem Herzchen? — Stille! Stille!

Ich bin ja auch ein Frauenzimmer. Eines kennt das Andere. Läugne es nicht, mein Püppchen: es ſchmeichelt Dir!

(Ab in ein Seitenzimmer.)

Neunte Scene.

Henriette (allein), dann ein Bedienter.

Henriette (allein).

Wenn Sie wüßten, Frau Tante! — Wir denken an ganz andere Dinge. Was wollen da die Reibenſteins? — Ich bin unruhig. Der Graf iſt ſchon ſeit einigen Tagen unſichtbar. Zwar mit Helenen iſt's vorüber, das iſt gewiß. Was zwiſchen ihnen vorfiel, ich weiß es nicht; aber er blieb aus dem Hauſe weg. Kein Zweifel, ihre Kälte hat ihn zurückgeſchreckt. — Gegen mich ſchien er zuvorkommender als jemals. Er war munter, aufgeweckt, nannte ſich meinen Ritter. Meine kleinen Avancen ſchienen ihm zu ſchmeicheln. Aber wo bleibt er? Warum kommt er nicht?

Wer ſeufzt da? — Ich glaub', ich war es ſelbſt! — Schämen Sie ſich, mein Fräulein, ſchämen Sie ſich!

Der Bediente (auftretend)

Herr Graf von Bannewitz —

Henriette.

Wer? Der Graf —? Die Tante iſt nicht zu Hauſe. Zwar — er iſt willkommen.

Bedienter. (ab.)

Henriette (allein).

Er kommt! er kommt! — Nun muß es ſich entſcheiden. — (Vor dem Spiegel) Muß ich eben heute ſo ein abſcheuliches Kleid auf mir haben!

Zehnte Scene.

Henriette. Graf Julius.

Julius.

Fräulein —

Henriette.

Graf Julius —

Julius.

Sie ſind allein?

Henriette.

Die Tante bleibt auf ihrem Zimmer. Iſt es gefällig? (zum ſich). Wir haben Sie lange nicht geſehen, Graf Julius.

Julius.

Verzeihen Sie, beſte Freundin, aber wichtige Geſchäfte —

Henriette.

Geſchäfte? Gibt es ein wichtiger Geſchäft für einen Ritter, als ſeiner Dame aufzuwarten?

Julius.

Leider muß ich auf dieſe angenehmſte Pflicht nur zu bald verzichten. Sie wiſſen, Fräulein, der Marſch nach Italien iſt beſchloſſen. Ich habe Ordre erhalten. Meine Abreiſe beſchleunigt ſich. Ich bin hier, um Abſchied zu nehmen.

Henriette.

Abſchied?

Julius.

Heute noch verlaſſ' ich die Stadt.

Henriette.

Wie? ſo plötzlich?

Julius.

Der Dienſt erheiſcht es; militäriſche Disposi-tionen gehen raſch.

Henriette.

Es ſcheint Ihre Dispoſition, Herr Graf, nicht länger hier bleiben zu wollen.

Julius.

Sie zürnen mir, ſchöne Henriette?

Henriette (ſteht raſch auf).

Nicht doch! Was würd' es auch helfen! Wir können Sie nicht halten. (Geht auf und ab.)

Julius

(welcher ſitzen bleibt, und mit den auf dem Tiſch befindlichen Büſtkarten ſich be-ſchäftigt, vor ſich).

Sie nimmt mehr Antheil an mir, als ich dachte! — (Da Henriette wieder in ſeine Nähe kommt, ihre Hand ergreifend)

Henriette! bleiben Sie bei mir. (Sie legt ſich) Nicht dieſen Unwillen! Sie machen mich eitel.

Henriette.

Es thut nicht Noth. Ihr Herren habt Eure gemeſſene Portion. Man ſollte Euch eigentlich niemals ſagen, daß man Euch gut iſt.

Julius

(wie oben, mit den Karten beſchäftigt, für ſich).

Es iſt doch nichts als Koketterie, pure Koketterie.

Henriette (bei Seite).

Er ſieht mich ſo ſonderbar an: gewiß, er hat etwas auf dem Herzen. (Nach einer Pauſe) Graf Julius —

Julie.

Fräulein?

Henriette.

Sie reiſen wirklich heute?

Julius.

Heute.

Henriette.

Und bald?

Julius.

In wenig Stunden.

Henriette.

Ließe ſich's nicht aufſchieben? Ließe ſich nicht —?

Julius (aufſpringend).

Was iſt das?

Henriette (ſteht gleichfalls auf).

Was haben Sie?

Julius (zeigt auf ein Billetchen).

Was iſt das?

Henriette.

Das iſt eben auch Einer, der abreiſt.

Julius (lieſt die Karte).

„Le chevalier de Spangenberg, pour prendre congé.“ Der Geſandte verreiſt?

Henriette.

Allerdings.

Julius.

Und ſeine Braut?

Henriette.

Sie war es noch nicht.

Julius.

Er gibt ſie alſo auf? Die Leute ſprachen davon; ich konnt' es nicht glauben.

Henriette.

Es iſt ganz gewiß.

Julius.

Abſcheulich! ſchändlich! (Geht auf und ab).

Henriette (bei Seite).

Daß er die alberne Viſitkarte finden mußte!

Julius.

Und Helene! — Das iſt nun das geprieſene Mädchen! — Sich mit einem ſolchen Mann in ein Verhältniß einzulaſſen!

Henriette.

Sie haben Recht, Graf; es iſt unverzeihlich von der Couſine —

Julius.

Was unverzeihlich! Sie iſt außer Schuld. Sie iſt zu gut, zu edel; ſie kennt die Menſchen nicht. Der Vater verdiente allen Tadel — Sie

ſelbſt, wenn Sie wollen! Warum haben Sie ſie nicht gewarnt?

Henriette.

Hat man mir doch ein Geheimniß daraus gemacht! — Ueberdieß, was konnt' es helfen? Sie liebte ihn einmal!

Julius.

Sie liebte ihn!

Henriette.

Ich bedaure die Couſine. Sie kommt in den Mund der Leute. Aber können wir's hindern?

Julius.

Freilich! freilich! — Leben Sie wohl, Henriette!

Henriette.

Wie, Graf Julius, Sie gehen ſchon?

Julius.

Die Zeit drängt.

Henriette.

Ich ſoll Sie nicht mehr ſehen?

Julius.

Wozu ein langer Abſchied? Ich haſſe das. — Leben Sie wohl, Henriette! Vielleicht ſehen wir uns heiterer wieder. Leben Sie froh, leben Sie glücklich! — (Geht, kehrt um) Noch Eins: — grüßen Sie Helenen. (Drückt ihr die Hand und geht ab.

Eilfte Scene.

Henriette (allein).

Er geht, er kümmert ſich gar nicht um mich! — Es iſt unerhört! — Helene ſteckt ihm noch immer im Kopf. Ich ärgere mich über mich ſelbſt, daß ich ihn nicht haſſen kann. — Die Romanſchreiber haben doch recht mit ihrer erſten Liebe, — bis auf die Desperation. Ich ärgere mich, ich ſchäme mich; aber desperat will ich durchaus nicht ſeyn. Wie? oder ſoll ich mich durch mein ganzes Leben härmen, weil ich ihn nicht mein nennen kann? — So ein ganzes Leben dauert ſehr lang. Nichts da! — Nun will ich erſt leben. Sie ſollen ſehen,

mein Herr Graf, daß wir weder ſo ganz verlaſſen, noch ſo untröſtlich ſind, als Sie ſich's vielleicht einbilden.

Zwölfte Scene.

Henriette. Frau von Hellborn, mit Baron Reibenſtein (aus der Thür).

Frau v. Hellborn.

Da bring' ich einen Flüchtling, Nichte.

Baron Reibenſtein.

Der es kaum wagt, vor Ihnen die Augen aufzuſchlagen, Fräulein.

Henriette.

Weßhalb?

Frau v. Hellborn.

Der Baron weiß, daß ich Dir die Urſache ſeines Wegbleibens verrathen habe.

Henriette.

Ja ſo! — Nun, darf man gratuliren? ſind Sie Bräutigam?

Baron Reibenſtein.

Ich weiß noch nicht.

Henriette

(mit einem Seitenblick auf die Tante).

Ei, alſo doch?

Frau v. Hellborn.

Du irrſt, Nichtchen. Der Baron ſchlug die Hand der Comteſſe aus.

Henriette.

Wirklich?

Frau v. Hellborn.

Erzählen Sie doch, Baron!

Baron Reibenſtein.

Wie ſoll ich's vorbringen? — Ich ſchlug alſo die Hand der Comteſſe aus.

Henriette.

Das haben wir ſchon einmal gehört.

Baron Reibenſtein.

Ganz richtig. Ich ſchlug die Hand aus. Sie kennen meinen Onkel, Fräulein. Ein guter Mann, aber etwas lebhaft. Er will für Alles einen Grund

haben. — Warum ſchlägſt du die Hand der Comteſſe aus, Neffe Fritz? — Lieber Onkel — — Warum? warum? warum? — Beſter Onkel, ein anderer Gegenſtand lebt in meinem Herzen. — Was für ein Gegenſtand? — Der reizendſte, der liebenswürdigſte von der Welt. — Er wird doch einen Namen haben, der Gegenſtand? — Allerdings. — So nenn' ihn. — Ich gehorchte; ich nannte den Namen des Gegenſtandes.

Frau v. Hellborn.

Welchen Namen nannten Sie denn, Baron?

Baron Reibenſtein.

Welchen Namen? — Mit Ihrer Erlaubniß, Fräulein — (ſteht von Hellborn auf).

Frau v. Hellborn.

So, ſo!

Baron Reibenſtein.

Der Onkel war entzückt, und trug mir an, für mich zu werben; ich verbat mir's, weil ich beſorgte, der geliebte Gegenſtand könne das übel nehmen. Wir umarmten uns, der Onkel trug

mit ſeinen Reſpekt für den Gegenſtand auf, ich fuhr davon, und nun bin ich hier, und erwarte mein Schickſal.

Frau v. Hellborn.

Nun, Henriettchen? ſoll ich dir den Namen des Gegenſtandes nennen?

Baron Reibenſtein.

Nein, nein, gnädige Frau! Wenn das Fräulein den Namen nicht erräth, was hilft's, daß wir ihn nennen?

Frau v. Hellborn.

Wer weiß, ſie hat ihn errathen. Nicht wahr, Nichtchen?

Henriette.

Beiläufig, — ja.

Baron Reibenſtein.

Ja? — Ueber den guten Onkel, der ſich Alles ſo leicht vorſtellt! — Fritz, ſagte er, mach' deine Sachen klug; in vier Wochen iſt mein ſechzigſter Geburtstag, da ſollſt du Hochzeit halten, und dann mit deiner jungen Frau nach Italien reiſen.

Henriette.

Nach Italien?

Baron Reibenſtein.

Italien iſt ein ſchönes Land.

Henriette.

O ja!

Baron Reibenſtein.

Hätten Sie keine Luſt, Fräulein, dahin zu reiſen?

Henriette.

Ich möcht' es wohl einmal ſehen.

Frau v. Hellborn.

Nun, liebes Nichtchen?

Baron Reibenſtein.

Theuerſte Henriette!

Henriette.

Ich ſehe ſchon, man hat ſich wider mich verſchworen. Was iſt zu thun? — Wir reiſen nach Italien.

Ende des dritten Aktes.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Zimmer im Hauſe des Geſandten.)

Geſandter. Kammerdiener.

Geſandter.

Graf Bannewitz war hier?

Kammerdiener.

Geſtern zwei Mal, gnädiger Herr.

Geſandter.

Ihr ſagtet ihm doch — ?

Kammerdiener.

Daß Euer Gnaden vor Mitternacht nicht nach Hauſe kämen, daß Sie heute verreiſ'ten. Auch ich verreiſe, ſagte der Herr Graf. Meldet Euerm Herrn, daß ich meine Abreiſe um einen Tag verſchiebe, um ihn zu ſprechen.

Geſandter.

Er kommt alſo wieder?

Kammerdiener.

Er wird ſogleich hier ſeyn.

Geſandter

Er ſchien eilig, mich zu ſprechen?

Kammerdiener.

Sehr eilig.

Geſandter.

Wie war ſein Benehmen?

Kammerdiener.

Unruhig, etwas heftig —

Geſandter.

Gut. Wenn er kommt, führt ihn hieher.

Kammerdiener (ab)

Zweite Scene.

Gesandter (allein).

Kein Zweifel, der Graf kommt wegen Fridau's. Ich weiß, er hat sich über mein Betragen heftig geäußert. Er fühlt sich berufen, Beaumarchais zu spielen. Es läuft auf ein Duell hinaus. — Die Geschichte ist unangenehm. Bei meiner Stellung muß ich jeden Auftritt vermeiden. Mein Hof würde ein Aclat höchst übel nehmen. — Heirathen kann ich sie unmöglich. — Da heißt es besonnen handeln. Zum Glück kenn' ich meinen Gegner. Seine Miene verräth ihn, eh' er spricht. Wir wollen sehen, wie wir ihm zuvorkommen. (Ab in das Seitenzimmer.)

Dritte Scene.

Graf Julius. Sebastian. Kammerdiener des Gesandten. (Durch die Mittelthüre.)

Kammerdiener.

Der gnädige Herr ist in seinem Arbeitszimmer. Ich melde den Herrn Grafen sogleich.

(Ab in das Seitenzimmer.)

Julius.

Sebaſtian, geh' nun nach Hauſe, halte Alles zur Abreiſe bereit.

Sebaſtian.

Sehr wohl, Herr Rittmeiſter (geht, kehrt um). Mein Herr Rittmeiſter!

Julius.

Was gibt's?

Sebaſtian.

Nehmen Sie nicht Abſchied von Fräulein Helene?

Julius.

Von Fräulein Helene?

Sebaſtian.

Ich ſagte Ihnen ja geſtern: ich bin dem Fräulein — gewiſſermaßen begegnet.

Julius.

So?

Sebaſtian.

Sie frug mit vielem Antheil nach Ihnen. Sie trug mir einen Gruß an Sie auf. Haben Sie's denn vergeſſen?

Julius.

Nicht doch! — Sieh mir einmal in's Geſicht. Höre, Alter, ich glaube, du lügſt.

Sebaſtian.

Ich, mein Herr Rittmeiſter?

Julius.

Wenigſtens ſagt es dein Geſicht.

Sebaſtian.

Ich kann meine eigenen Geſichter nicht ſehen.

Julius.

Schau in dein Herz, und du ſiehſt dein Geſicht.

Sebaſtian.

Wenn ich in mein Herz ſchaue, ſeh' ich nichts als meinen guten Willen.

Julius.

Der beſte Wille iſt bisweilen ein ungeſchickter Wille. Laß du deinen Herrn ſeine Sache ſelbſt ausfechten. Geh' jetzt.

Sebaſtian.

Ich gehe. (Zu Alyden für ſich.) Gut! Ich miſch' mich nicht mehr d'rein. Hol' der Teufel die Verliebten!

(Ab.)

Vierte Scene.

Graf Julius. Der Geſandte (aus dem Seitenzimmer).

Geſandter.

Willkommen, Herr Graf. Was verſchafft mir das Vergnügen? womit kann ich dienen?

Julius.

Ich weiß, Ihre Zeit iſt gemeſſen, Herr von Spangenberg. Sie wollen in einer Stunde abreiſen. Ich werde kurz ſeyn.

Geſandter.

Für einen Freund, wie Graf Bannewitz, hat man immer Zeit übrig.

Julius.

Nun denn —

Gesandter.

Wissen Sie, bester Graf, daß mir Ihr Besuch sehr willkommen ist?

Julius.

Wirklich?

Gesandter.

Ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Sie sind als Freund des Fridau'schen Hauses bekannt. Sie werden vernommen haben —

Julius.

Daß Sie Fräulein Helenen's Bräutigam sind.

Gesandter.

Das nun eben nicht.

Julius.

Nicht, mein Herr? Die ganze Welt hält Sie dafür.

Gesandter.

Sonderbar! Ich habe doch bisher keinen bestimmten Schritt gethan —

Julius.

Die Welt erwartet eben Ihre beſtimmten Schritte, Herr v. Spangenberg, und — ich will's nicht läugnen — ich theile die Erwartung der Welt.

Geſandter.

Leider ſind wir die Sclaven unſerer Verhältniſſe, lieber Graf. Ich durfte mir allerdings ſchmeicheln, des Fräuleins Hand einſt zu beſitzen, allein es war mir nicht geſtattet, mich ſogleich öffentlich zu erklären. Die letzten Ereigniſſe zwangen mich ſogar, das Haus des Banquier Fridau dieſe Tage her nicht zu beſuchen. Die Miſſionsreiſe, die ich heute antrete, wird nicht lange dauern, und dann — —

(Hält inne, und beobachtet den Grafen.)

Julius.

Dann, Herr v. Spangenberg?

Geſandter.

Dann werd' ich mich bemühen, eine Verbindung wieder anzuknüpfen, die das Glück meines Lebens ausmachen ſollte.

Julius.

Warum verzögern Sie Ihr Lebensglück, mein Herr? Wozu etwas anknüpfen, was niemals aufgelöſ't war?

Geſandter.

Gewiſſermaßen — freilich —

Julius.

Was helfen die vielen Worte! Ich ſehe, wir verſtehen uns nicht. Kurz und gut, mein Herr, Sie ſind —

Geſandter (fällt ihm raſch in die Rede).

Erlauben Sie, beſter Freund! Nun kommt die Gefälligkeit, um die ich Sie erſuchen wollte. Ich bin geſonnen, dem Fräulein v. Fridau meine Hand anzubiethen.

Julius.

Wie?

Geſandter.

Es war immer mein Vorſatz.

Julius.

In der That?

Geſandter.

Wollen Sie dem Fräulein gefälligſt meinen Antrag mittheilen?

Julius.

Ich?

Geſandter.

Niemand wäre hiezu geeigneter als der Hausfreund. Sie wiſſen, mein Reiſewagen ſteht bereits vor der Thüre —

Julius.

Wohlan, ich gehe zu Fridau's. Uebrigens wär' es gerathen, wenn Sie mich durch einen Brief bevollmächtigten, den man auch ſonſt aufweiſen kann.

Geſandter.

Sie haben Recht. Ich ſende den Brief ſogleich in Ihre Wohnung.

Julius.

Des Fräuleins Antwort werd' ich Ihnen zu wiſſen machen.

Geſandter.

Sie verbinden mich immer mehr. — Aber vergeben Sie! ich habe Sie ſo lange mit meiner Herzens-Angelegenheit aufgehalten. Darf ich nun fragen, Herr Graf, was Sie eigentlich zu mir führt? Womit kann ich dienen? Befehlen Sie über mich!

Julius (lächelnd).

Ich danke, Herr v. Spangenberg. Ich bin ſchon fertig. (Verbeugt ſich artig und geht ab.)

Fünfte Scene.

Geſandter (allein, reibt die Hände).

Die Pille muß hinunter. — Das war eine ſaure Arbeit. Der Graf brannte vor Wuth: ſeine Blicke waren Piſtolen, ſeine Worte ſpitze Degen. Daß ich mich nicht mit ihm meſſen darf! — Doch das bleibe der Zukunft aufbehalten. — Je mehr ich's bedenke — die Auskunft, die ich getroffen, war die beſte. Helene iſt ſtolz. Nach jenem Billet nimmt

ſie meine Hand nicht mehr an. Von dieſer Seite bin ich ſicher. Zwar bekomm' ich den Korb, den ich geben wollte, — aber gleichviel! Zum Glück verreiſen wir. Die Leute werden lachen. In vier Wochen iſt alles vergeſſen. — Es lebe die Diplomatie. (ab.)

Sechste Scene.

(Helenes Zimmer wie im vorigen Akte.)

Helene. Henriette.

Henriette.

Wie ich Dir ſage: er iſt ſchon fort.

Helene.

Schon fort?

Henriette.

Sein letzter Auftrag war ein Gruß an Dich.

Helene.

Schon fort!

Henriette (aufſtehend).

Daß er Dich nicht mehr beſuchte! — Es muß Dich beleidigen.

Helene.

Beleidigen? O nein! Aber es kränkt, es ſchmerzt mich — — Kommt es Dir ſo leicht an, ihn ſcheiden zu ſehen?

Henriette.

Was ſollt' ich thun? Es ſcheint, ich beſaß das Zauberwort nicht, um dieſen Geiſt feſtzubannen. So ſag' ich nun, wie Beatrice im Luſtſpiel: Er iſt mir zu koſtbar, ich brauche einen Andern für die Werkeltage.

Siebente Scene.

Vorige. Treuhold.

Treuhold.

Meine Damen —

Henriette.

Sieh da, Treuhold! Sie kommen eben zurecht.

Treuhold.

Wozu, Fräulein?

Henriette.

Zu einem Familienſchmauß. Im Vertrauen: Da drinnen wird ein Bräutigam gemacht.

Treuhold.

Ein Bräutigam?

Henriette.

Aufzuwarten. Und hier ſteht die Braut, gleichfalls aufzuwarten.

Treuhold.

In der That? So darf man gratuliren?

Henriette.

Immerhin! Condolenzen werden verbeten.

Treuhold.

Auch von Seite des Bräutigams?

Henriette.

Abſcheulich! Fallen Sie ſchon wieder in den alten Ton?

Treuhold.

Verzeihen Sie, Fräulein! Ich bemühe mich nur, in dem Ihrigen fortzufahren. Sie behandeln eine ernste Angelegenheit sehr munter.

Henriette.

Sie ist noch nicht ernsthaft genug. Sie wird es erst werden, wenn aus der Braut eine Frau geworden. Dann ist's vielleicht auch mit der Munterkeit alle.

Achte Scene.

Vorige. Banquier. Frau v. Hellborn und Baron Reibenstein (aus dem Seitenzimmer).

Baron Reibenstein.

Meine theuerste Henriette —

Banquier.

Nichte, ich wünsche Dir Glück. Du bekommst einen wackern Mann.

Frau v. Hellborn.

Und der Baron eine liebenswürdige Frau. Ich denke, man kann Beiden gratuliren.

Treuhold (tritt vor).

Amen! das ſag' ich auch.

Baron Reibenſtein.

Treuhold! Werther Freund! Umarmen wir uns! — Ich bin ſo glücklich! Ich möchte die ganze Welt umarmen. Henriette mein! Nun hab' ich keinen Wunſch mehr.

Henriette.

Sie ſind ſehr liebenswürdig, lieber Fritz.

Baron Reibenſtein.

Lieber Fritz! Hören Sie? lieber Fritz! Das klingt ſo hold, ſo ſüß! Was ſind alle Roſſiniſchen Opern gegen dieſes: lieber Fritz! (mit Henrietten beſchäftigt.)

Henriette (abwehrend).

Nur klug! nur vernünftig!

Frau v. Hellborn.

Ueber die Liebesleute! Vergeßt nur auch auf die Tante nicht.

Baron Reibenſtein.

Theuerſte, gnädige Frau! Ich will Sie auf den Händen tragen.

Frau v. Hellborn.

Das verlang' ich nicht. Aber ich hoffe, daß wir Eine Familie ausmachen.

Baron Reibenſtein.

Das verſteht ſich.

Frau v. Hellborn.

Ich biete Euch mein Haus an; auch laſſ' ich mir's nicht nehmen, die Einrichtung zu beſorgen.

Henriette.

Gütige Tante! — Das geht trefflich zuſammen. Gleich nach der Hochzeit reiſen wir nach Italien; nicht wahr, lieber Fritz? Herzens-Tantchen beſorgt indeſſen die Einrichtung, und bis wir zurückkommen —

Baron Reibenſtein.

Ach, wären wir nur ſchon fort! — die Flitterwochen in Italien — da hatte der Onkel einen

himmliſchen Gedanken. Nun fällt mir eben ein: dort finden wir auch den Grafen Julius.

Banquier.

Den Grafen Julius?

Baron Reibenſtein.

Freilich! Er marſchirt nach Italien; ich denke, er iſt ſchon fort. Der wird Augen machen!

Henriette.

Wer weiß, ob wir in die Gegend kommen.

Baron Reibenſtein.

Wir ſuchen ihn auf. Er muß mein Glück kennen lernen. Oder meinen Sie nicht?

Henriette.

Wenn es Ihnen Freude macht —

Baron Reibenſtein.

Freilich macht's mir Freude. Ich wollte, die ganze Welt nähme an meinem Glücke Theil.

Neunte Scene.

Vorige. Ein Bedienter, dann Graf Julius.

Bedienter.

Herr Graf von Bannewitz.

Banquier.

Willkommen.

Baron Reibenſtein.

Alſo iſt er noch hier?

Henriette (bei Seite).

Er nimmt doch Abſchied?

Graf Julius (aufſtehend).

Verzeihung, wenn ich ſtöre.

Baron Reibenſtein.

Nicht im geringſten, lieber Graf. Sie ſehen hier einen Bräutigam.

Henriette.

Müſſen Sie denn gleich damit heraus?

Baron Reibenſtein.

Warum ſoll der Graf nicht erfahren, daß wir Beide —?

Henriette.

Schweigen Sie doch!

Julius.

Ich ſehe hier lauter Bekannte, lauter Freunde. Deſto beſſer! Meine Nachricht iſt für Alle. Herr von Fridau, Fräulein Helene, ich komme im Namen des Geſandten.

Banquier.

Des Geſandten?

Julius.

Er bietet dem Fräulein durch mich ſeine Hand an.

Banquier.

Wie?

Julius.

Eine wichtige Sendung zwang ihn, raſch abzureiſen; darum hat er mich erwählt, für ihn zu werben. Dieſer Brief beauftragt mich hierzu.

Banquier.

Unbegreiflich! — Helene, die Botſchaft des Grafen iſt an Dich.

Helene.

Sie geben mir freie Hand, mein Vater, dem Grafen zu antworten?

Banquier.

Ganz freie Hand.

Helene.

So erlauben Sie —

Banquier.

Werthe Freunde! iſt es gefällig? — Meine Tochter! Dein zarter, dein kluger Sinn wird den Antrag zu würdigen wiſſen. Antworte nach Deinem Herzen, jedoch ohne Uebereilung.

(Ab mit der Geſellſchaft.)

Zehnte Scene.

Helene. Graf Julius.

Helene.

Graf Julius, die Nachricht, die Sie bringen, iſt höchſt überraſchend; der Geſandte ſollte wiederholt meine Hand begehren, nachdem jeder ſeiner Schritte auf das deutlichſte zeigte, daß er die Bewerbung aufgegeben?

Julius.

Der Geſandte mochte wichtige Gründe haben, ſeine Bewerbung bis nach ſeiner Abreiſe geheim zu halten.

Helene.

Und zwar ſo geheim, daß ſelbſt die, um die er warb, nichts davon erfuhr. Seit dem Ball ſahen wir ihn nicht mehr bei uns; geſtern nahm er ſchriftlich Abſchied.

Julius.

Vermuthlich Maske vor der Welt. Er wollte niemals zurücktreten; ſein neuer Antrag beweiſt es.

Helene.

Dieſer Antrag — war er freiwillig?

Julius.

Wie ſollte er nicht?

Helene.

Wirklich? — Iſt nicht Ihr Diener im Vorgemach, Herr Graf? Wollten Sie ihn gefälligſt rufen?

Julius.

Wenn Sie befehlen. — (Nach der Thüre:) Sebaſtian;

Eilfte Scene.

Vorige. Sebaſtian.

Sebaſtian.

Herr Rittmeiſter!

Helene.

Zu mir, guter Alter! Beantwortet mir eine Frage.

Julius (bei Seite).

Was hat ſie vor?

Helene

Ihr begleitet ja gewöhnlich Euern Herrn, nicht wahr?

Sebaſtian.

Immer, gnädiges Fräulein, wie ſein Schatten.

Helene.

Nun denn: wo waret Ihr heute Morgens mit ihm?

Sebaſtian

(ſieht ſeinen Herrn fragend an, der ihm winkt).

Heute Morgen?

Helene

(wirft ſich zwiſchen Beide, zu Juliane).

Um Vergebung! — (Zu Sebaſtian) Ohne Nothlüge Alter! — Nun?

Sebaſtian.

Heute Morgens befahlen mir der Herr Rittmeiſter, die Piſtolen zu laden.

Helene.

Die Piſtolen! — Und dann?

Sebaſtian.

Dann fuhren wir in das Hotel zu dem Herrn Geſandten.

Helene.

Gut! — Weiter!

Sebaſtian.

Dort ſchickte mich der Herr weg: eine halbe Stunde darauf kam er wieder nach Hauſe.

Helene.

Gut. Ich dank' Euch. Ich weiß genug.

Sebaſtian.

Empfehle mich gehorſamſt. — Mein Herr Rittmeiſter, verzeihen Sie, daß ich geſchwätzt habe — aber wenn ſolche Augen kommandiren, da muß der Mund eines Uhlanen Ordre pariren.

Julius.

Du biſt — — Geh nur.

Sebaſtian.

Gnädiges Fräulein, die Suppe haben Sie mir eingebrockt. Der Herr iſt böſe; nun mögen Sie ihn wieder gut machen.

Helene.

Ich will mich bemühen.

Sebaſtian.

Herr Rittmeiſter, die Pferde werden gleich hier ſeyn.

Julius.

Gut, gut.

Helene.

Geht nun jetzt, guter Alter.

Sebaſtian.

Ich bin ſchon fort. (Für ſich im Abgehen) Mir ſcheint, mir ſcheint, da geht was los. (Ab.)

Zwölfte Scene.

Helene. Julius.

(Pauſe.)

Helene (bewegt).

Graf Julius —

Julius.

Fräulein —

Helene.

Edler Freund! Mein guter Name vor der Welt iſt gerettet. Das dank' ich Ihnen.

Julius.

Sie ſind auf falſchem Wege, Fräulein. Der Geſandte iſt als Mann von Muth bekannt. Mein Wort: es fiel nichts zwiſchen uns vor. Seine Erklärung war freiwillig.

Helene.

Mag ſein. Man thut oft freiwillig, was man ſich ſcheut, gezwungen thun zu müſſen. — Wie es auch ſey: bringen Sie dem Geſandten meine Antwort.

Julius.

Welche Antwort?

Helene.

Welche Antwort? Ich ſchlage ſeine Hand aus.

Julius.

Wie Fräulein? Haben Sie bedacht — ?

Helene (weg).

Alles, Alles. Ich war die Verlobte des Geſandten. Unſer Haus ſtürzte. Herr v. Spang'n-

berg trat zurück. Das Haus hebt ſich wieder. Der Geſandte erneuert ſeinen Antrag. Die Parthie ſteht gleich. Doch jetzt hab' ich das Recht zurückzutreten.

Julius.

Sie hielten ihn einſt Ihrer Hand werth —

Helene.

Ich hab' ihn nie geliebt. Ich gab dem Dringen meines Vaters nach. Jetzt läßt mir mein Vater freie Hand. Sie wiſſen meinen Entſchluß. Theilen Sie ihn dem Geſandten mit, ich bitte.

Julius.

Wohlan —

Helene.

Sie gehen? — Sie kommen doch wieder? Es heißt, Sie verreiſen. Iſt es wirklich? — Sie wollten ohne Abſchied fort? Ich kann's nicht glauben.

Julius.

Vergeben Sie, Fräulein. Ich wollte Sie nicht beläſtigen.

Helene.

Beläſtigen? ſpricht ſo ein Freund? iſt ein Freund ſo zurückhaltend, daß er uns ſelbſt ſeine Krankheit verbirgt?

Julius.

Der alte Schwätzer! Auch davon mußt' er ſprechen!

Helene.

Zürnen Sie ihm nicht! Ich habe dem Alten viel zu danken. (Nach einer Pauſe ſich dem Grafen nähernd.) Graf Julius! Sie haben etwas gegen mich!

Julius.

Ich, Fräulein?

Helene.

Ja ja, läugnen Sie es nicht. Von einem Freunde fordert man Vertrauen. Es gab eine Zeit, wo Sie mir nichts verhehlten. Iſt ſie vorüber? Ich denke nicht. (Deutet auf die Zeichnung.) Dieſes Blatt wird ſie mir immer zurückrufen.

Julius.

Dieſes Blatt! — Woran mahnen Sie mich, Helene!

Helene.

An einen ſchönen Augenblick. Oder nicht? — Ihr Geſchenk war mir ein Bürge Ihrer Freundſchaft, Graf Julius. Seitdem hat ſich Ihre reine Geſinnung in jeder Ihrer Handlungen abgeſpiegelt. Aber unſer Verhältniß ſchien getrübt. Ich gehörte nicht mehr mir ſelbſt an — ich mußte mich von dem Freunde entfernen. Das ſchmerzte den Freund; aber mög' es ihn verſöhnen, wenn ich ihm geſtehe: meine Neigung, meine Geſinnung blieb ſich immer gleich.

Julius.

Helene! dieſe himmliſche Güte — können Sie mir vergeben? Ich war ein Thor, ein Unſinniger! Ich konnte im Unmuth über Sie ſchmähen! Ich nannte Sie kalt, theilnahmlos — Sie! Sie! Die die Liebe, die Wärme ſelber iſt! — Aber nun iſt

ja Alles wieder wie zuvor! Helene iſt noch meine Freundin, war es immer! Was ich fühle, was ich denke, hat wieder ein Ziel; mein Leben iſt wieder ſchön, wieder reich! Das Bild der theuern, der verehrten Freundin geleitet mich ungetrübt in die weiteſte Ferne. Nun ſcheid' ich freudig, nun ſcheid' ich gerne.

Helene.

Scheiden, Graf Julius?

Julius.

Ach ja! — Glauben Sie mir: es iſt das Klügſte.

Helene.

Müſſen Sie denn ſcheiden?

Julius.

Ich muß — gleich, jetzt, im Augenblick — wenn ich bei Sinnen bleiben ſoll.

Zwölfte Scene.

Vorige. Sebaſtian.

Sebaſtian.

Herr Rittmeiſter —

Julius.

Was willſt du?

Sebaſtian.

Die Pferde ſtehen unten.

Julius.

Die Pferde! Gut. Ich komme, ich komme gleich.

Helene

(winkt dem Diener zu gehen, der ſich leiſe zurückzieht).

Julius (ſie umarmend).

Helene —

Helene.

Julius! Wollen Sie mich denn wirklich verlaſſen?

Julius.

Himmel! Dieſer Blick — dieſes Lächeln — Thränen in Ihrem Auge — Darf ich es glauben? Hab' ich Sie verſtanden?

Helene (schmiegt sich sanft an ihn).

Julius (sie umfassend).

Helene! Meine Helene!

Sebaſtian (wischt Zähren von seinen Augen).

Ende.

Der Zauberdrache,

Luſtſpiel

in

fünf Aufzügen.

Perſonen.

Geier, Kaufmann.
Magdalena, ſeine Tochter.
Wilhelm Schmachtenberg, Handlungs-Commis.
Krespel, Theaterſchneider und Maſchiniſt.
Brigitte, ſeine Frau.
Marie.
Baron Groll.
Rabe.
Ein Stadtwächter.
Ein Zettelträger.
Ein Lohnbedienter.
Ein Dienſtmädchen.
Ein Knabe.
Ein Theaterfeldwebel.
Ein Theaterdiener.
Erſter, Zweiter, Dritter } Zuſchauer.
Käufer. Zuſchauer. Theaterdiener. Kellner.

Die Handlung ſpielt in einer Provinzialſtadt.

Erster Aufzug.

Erſte Scene.

(Straße.)

Baron Groll (ein Papier in der Hand). Ein Lohnbedienter.

Baron.

In Nummer 254 iſt eine neue Spinnmaſchine zu beſehen. Das hat man vom Reiſen. Alles muß man anſehen. Der Genuß, das Vergnügen bringt Einen völlig um. Zu Hauſe iſt's doch noch langweiliger. (Zum Bedienten) folgt mir!

(Beide ab in die Tiefe.)

Zweite Scene.

Rabe

(Verdeckt anfangs hinter der Scene, und tritt dann auf, eine Pfeife im Munde, den Aperitiv auf dem Rücken).

„Wer macht aus Wind und Regen sich was?
Der Wind macht trocken, der Regen macht naß.“

(Auftretend.)

Da wären wir denn wieder in unserer Vaterstadt. Mit vier Pferden fuhren wir von dannen, und auf zwei Beinen kommen wir zurück. Aber gleich viel! Vor dem Thor sitzt ein armer Kerl, der nur ein Bein hat und bettelt. Für jeden Fall bettelt sich's lustiger mit zwei Beinen; denn im Vertrauen, Monsieur Rabe, so weit kann's mit Ihnen noch kommen. Kann kommen, aber ist noch nicht! Vor der Hand leben wir im Ueberfluß. Haben wir doch eine Pfeife Tabak, womit wir fröhlich in die Welt hinein dampfen.

Dritte Scene.

Rabe. Ein Stadtwächter.

Wächter.

Halt, Herr! Das Rauchen iſt hier verboten.

Rabe.

So?

Wächter.

Hat er die Tafel dort nicht geſehen?

Rabe.

Ei ja wohl.

Wächter.

Nun, und darauf ſteht das Verbot.

Rabe.

Ich ſehe kein Verbot.

Wächter.

Das macht, der Regen hat's herabgewaſchen,

Rabe.

Alſo ſteht ja eigentlich nichts auf der Tafel?

Wächter.

Nein, aber es hat darauf geſtanden.

Rabe.

Ja ſo!

Wächter.

Darum geb' er mir die Pfeife.

Rabe.

Die Pfeife?

Wächter.

Allerdings. Die wird confiscirt. Geſetzliche Strafe.

Rabe.

Die Strafe hat wohl auch der Regen herabgewaſchen?

Wächter.

Freilich.

Rabe.

Es wäre doch beſſer, ſie ſtünde noch oben, daß man ſich darnach richten könnte.

Wächter.

Ich glaube, er raiſonnirt?

Rabe.

Keineswegs.

Wächter.

Alſo her mit der Pfeife.

Rabe.

Ins Himmelsnamen.

Wächter.

Adieu! (ab.)

Vierte Scene.

Rabe, dann Baron Groll mit dem Lohnbedienten.

Rabe (allein).

Nemo ante mortem beatus. Armes Pfeifchen! In welch ungewaſchen Maul wirſt Du vielleicht kommen! — Du, mein einziger Luxus, meine Erholung, mein Theater und meine Geſellſchaft, mein Landgut und mein Luſthaus, mein holdes Sans-Souci — lebe wohl!

Baron Groll (aus dem Hause tretend).

Dieſes Vergnügen hätten wir hinter uns. (Zum Bedienten) Was gibt's noch zu ſehen?

Bedienter.

Nun iſt nichts mehr.

Baron.

Gott Lob!

Rabe.

Dieſe Figur iſt mir ſchon irgendwo vorgekommen — Mein Herr —

Baron.

Was gibt's? Ich gebe nichts.

Rabe.

Und ich verlange nichts. Kennen Sie mich denn nicht mehr? Haben wir doch in Paris ſo manchen Tag, manche Nacht mitſammen zugebracht — Baron Groll!

Baron.

Baron Rabe!

Rabe.

Laſſen Sie den Baron weg. Sie mögen in Deutſchland ſo gut ein Baron ſeyn als in Frankreich. Ich nahm den Titel nur auf die Reiſe mit.

Baron.

Gleich viel! — (Zum Bedienten) Erwarte mich im Gaſthofe. (Bedienter ab.) Es freut mich ſehr, Sie hier gefunden zu haben, denn man ſtirbt in dem Neſte faſt vor Langweile.

Rabe.

Herr, das Neſt iſt meine Vaterſtadt.

Baron.

Kann ich dafür, daß Sie an keinem luſtigeren Orte geboren ſind? Aber wie zum Teufel kommen Sie in das Coſtüme? Machen Sie eine Fußreiſe?

Rabe.

Freilich.

Baron.

Auf der Landſtraße?

Rabe.

Die Noth —

Baron.

Noth? Sie ſind ja reich.

Rabe.

Geweſen. Kennen Sie die Geſchichte vom verlornen Sohn? Ich bin eine Art verlorner Sohn. Leider hab' ich auch meinen Vater verloren. Ich möchte gerne Jemanden an's Herz ſtürzen und meine Fehler bereuen, — es iſt aber Niemand da. Kein Menſch bereitet mir ein Freudenmahl oder ſchenkt mir ein neues Kleid. Wollen Sie vielleicht dieſe Rolle übernehmen?

Baron.

Solche Rollen ſpiel' ich ſchlecht. In Ihnen hab' ich mich alſo auch geirrt. Die Menſchen taugen doch Alle nichts!

Rabe.

Es freut mich, daß ich die Veranlaſſung zu dieſer geiſtreichen Bemerkung bin.

Baron.

Ich ſehe Ihr ganzes Leben vor mir: Sie ſind ein reicher Bürgersſohn.

Rabe.

Getroffen. Der Sohn des Kaufmanns Rabe.

Baron.

Sollten ſich hier etabliren.

Rabe.

Beim grünen Elephanten.

Baron.

Zogen es aber vor, Ihr Erbtheil aus der Handlung zu ziehen —

Rabe.

Und damit in Paris und London zu ſpeculiren.

Baron.

Ja auf dem Pa'ais royal und in den Gaming houses.

Rabe.

Je nun, hab' ich doch drei, vier Jahre meines Lebens genoſſen.

Baron.

Wenn Sie lüderlich ſind, das nennen Sie genießen.

Rabe.

Ich habe die Welt gesehen.

Baron.

Und können jetzt aus der Welt spazieren.

Rabe.

Dazu hab' ich noch gar keine Lust.

Baron.

Wird kommen. Sie können nichts besseres thun, als sich erschießen.

Rabe.

Vor der Hand wähl' ich eine leidlichere Todesart; ich gedenke zu heirathen.

Baron.

Ohne Geld?

Rabe.

Meine Frau hat genug. In meiner Vaterstadt herrscht patriarchalische Sitte. Ich wurde schon als Knabe verlobt, mit der Tochter von meines Vaters Compagnon, des Kaufmanns Geier.

Baron.

Geier und Rabe! — eine hübſche Compagnie! — Soll ich Ihnen weiſſagen? Der Geier wird vor dem Raben nichts wiſſen wollen.

Rabe.

Das glaub' ich kaum. Herr Geier hat meinem Vater ſeinen Wohlſtand zu danken.

Baron.

Deſto ſchlimmer. Ich kenne die Menſchen. Er reicht Ihnen keinen Biſſen Brod.

Rabe.

Aha! Sie ſind noch immer der alte Menſchenfeind.

Baron.

Das war ich niemals. Ich liebe die Menſchen. Ich reiſe wie Diogenes, um Menſchen zu ſuchen, aber noch hab' ich keinen guten, keinen zufriedenen gefunden.

Rabe.

Suchen Sie nur unter den Weibern; die ſind faſt alle zufrieden!

Baron.

Ja, wenn ſie hübſch ſind, Liebhaber finden und ſich putzen können. Ich bin reich, unabhängig; ich darf in der Wahl einer Frau nur meiner Laune folgen. Seit zwanzig Jahren ſuch' ich eine Frau. Ich habe die Grille, ein armes Mädchen zu nehmen. Eilfmal ließ ich mich in ein Verhältniß ein, eilfmal wurde ich betrogen. Nun verſuch' ich's zum zwölftenmal.

Rabe.

Hier!

Baron.

Allerdings. Ich bin ſeit wenig Tagen hier, und habe ein Mädchen kennen gelernt, das reizendſte, bezauberndſte Weſen von der Welt.

Rabe.

Was doch dieſe Menſchenfeinde leicht Feuer fangen! Wer iſt ſie denn?

Baron.

Eine Nichte oder Mündel des hieſigen Theaterſchneiders.

Rabe.

So, ſo!

Baron.

Sie ſelbſt macht Putzwaaren.

Rabe.

Eine Putzmacherin!

Baron.

Wenn die ehrlichen, unſchuldigen Augen dieſes Mädchens lügen, ſo will ich ein Einſiedler werden.

Rabe.

Miethen Sie immerhin die Einſiedlerhütte.

Baron.

Iſt ſie das, wofür ich ſie halte, ſo iſt ſie morgen meine Frau. — Wollen Sie mit mir frühſtücken?

Rabe.

Mit Vergnügen.

Baron.

So kommen Sie! Ich kann Sie vielleicht brauchen, um mein Mädchen auf die Probe zu ſtellen.

Rabe.

Zu derlei Proben bin ich immer bereit. — Unſchuldig wie eine Putzmacherin! (Pocketbuch) Schreibtafel her! Ich muß mir's niederſchreiben.

(Beide ab.)

Fünfte Scene.

(Kaufladen.)

Wilhelm Schmachtenberg (ſitzt und ſchreibt), dann ein Knabe.

Wilhelm.

„Was tönt durch die Nacht mit ſüßem Gekoſe?
Es iſt die Nachtigall mit der Roſe."

Mit der Roſe. (ſinnt und ſchreibt.)

„Die Nachtigall ſingt, die Roſe
Streut Düfte aus ihrem Schooße."

Das iſt mir gelungen. (wiederholend.)

„Die Nachtigall ſingt —"

Ein Knabe (tritt auf).

Um zwei Groſchen Pfeffer.

Wilhelm.

Gleich. Da.

Knabe. (ab.)

Wilhelm (allein).

„Die Nachtigall ſingt, der Pfeffer ſtreut" — —

Die Roſe ſtreut! Nun iſt mir der Pfeffer hinein gekommen. Weg iſt die Begeiſterung. Fatales, proſaiſches Geſchäft! Schnöde Waaren muß ich und nicht einmal en gros verkaufen, die Strahe und das Journal führen — wie ſoll dabei die ſüße Reimkunſt aufkommen? Unſer habet und debet reimt nicht einmal recht zuſammen. Was helfen mir meine ſchönen Empfindungen! Kaum daß ich den Sonntag für die Poeſie abſtehlen kann! — Und doch iſt es mir gelungen, mein romantiſches Schauſpiel, der Zauberdrache, zu vollenden! Morgen wird es aufgeführt. Niemand ahnt, daß ich der Verfaſſer bin. Uebermorgen bin ich vielleicht ein berühmter Mann. Was berühmt! Ein glücklicher Menſch bin ich, wenn's gelingt. Für wen arbeit ich, für wen denk' ich und dicht'

ich denn? Für Dich, holdes, liebliches Mädchen, Du meine Muſe! Der Gedanke an Dich ſtärkt, belebt, erhebt, begeiſtert mich —

Sechste Scene.

Wilhelm. Magdalena (mit einer Taſſe).

Magdalena.

Guten Morgen, Mosje Wilhelm.

Wilhelm.

Guten Morgen, Mamſell Madeleine.

Magdalena.

Da bring' ich das Frühſtück.

Wilhelm.

Danke ſchön.

Magdalena.

Sie ſind ſchon fleißig? Ja, wenn der Vater Sie nicht hätte! — Aber trinken Sie doch. Ich habe den Kaffee ſelbſt gekocht.

Wilhelm (trinkt).

Viel zu gütig, Mamſell Madeleine.

Magdalena.

Wiſſen Sie ſchon? Der Taubenſchlag iſt nun völlig zu einer Sternwarte umgewandelt.

Wilhelm.

So?

Magdalena.

Ja, der Vater ſitzt juſt droben und guckt durch ſeine Gläſer.

Wilhelm.

Ich wünſchte, der Herr Prinzipal ſäßen häufiger hier unten im Comptoir.

Magdalena.

Er hat, glaub' ich, einen neuen Stern entdeckt.

Wilhelm.

Ich entdecke dafür ein neues Deficit.

Magdalena.

Ja, wenn der Vater Sie nicht hätte, Mosje Wilhelm!

Wilhelm (neigt ſich).

Viel zu gütig, Mamſell Madeleine.

Siebente Scene.

Vorige. Ein Zettelträger. (Einige Personen, welche einkaufen, darunter) ein Dienſtmädchen (mit dem Einkaufkorbe).

Zettelträger.

Da iſt der Theaterzettel.

Magdalena.

Was gibt's denn heute?

Zettelträger.

Die Stumme von Portici. Aber morgen haben wir ein neues romantiſches Schauſpiel. Mamſell Madeleine, damit machen wir Furore. Alle unſere Erſten ſpielen mit. Die Sprache! Der Effekt! Das neue Coſtüme! Na, Sie werden ſehen! Zum Schluß hat Herr Krespel einen feuerſpeienden Berg gemacht, der ſich gewaſchen hat. Aber ich muß fort. Wir haben heute Probe. Empfehle mich, Mamſell Madeleine. (Ab.)

Wilhelm (der zuhorcht).

Er ſpricht von meinem Zauberdrachen —

Dienſtmädchen.

Mosje Wilhelm, ich warte ſchon eine halbe Stunde.

Wilhelm.

Gleich, mein ſchönes Kind! Sie bekommen Roſinen?

Dienſtmädchen.

Ein halbes Pfund.

Wilhelm.

Da. Richtig gewogen. So ſüß wie Ihre Lippen.

Dienſtmädchen.

Ach, gehen Sie!

Wilhelm.

Was noch?

Dienſtmädchen.

Bittere Mandeln.

Wilhelm.

Bitter und ſüß durcheinander, wie die Liebe.

Dienſtmädchen.

Iſt die Liebe auch bitter?

Wilhelm.

Stellenweiſe. Die Ihrige freilich nicht.

Dienſtmädchen.

Sie Schmeichler! Nun Adieu!

Wilhelm.

Adieu, mein Engel!

Dienſtmädchen. (ab.)

Achte Scene.

Wilhelm. Magdalena.

Wilhelm.

Kommt in die Rechnung. Für die Schmeicheleien ein kleines Procent.

Magdalena.

Ach Mosje Wilhelm, wenn der Vater Sie nicht hätte!

Wilhelm.

Viel zu gütig, Mamſell Madeleine.

Magdalena.

Bald werden wir nicht mehr ſo vertraulich mit einander ſprechen dürfen.

Wilhelm.

Wie ſo?

Magdalena.

Sie wiſſen ja, mein Bräutigam kommt zurück.

Wilhelm.

Mein Jugendfreund, der junge Rabe.

Magdalena.

Seit vier Jahren hat er nichts von ſich hören laſſen. Endlich ſchrieb er aus Paris.

Wilhelm.

Ich freue mich, ihn wieder zu ſehen.

Magdalena.

Der Vater hat die grünen Zimmer für ihn einrichten laſſen.

Wilhelm.

Da wird's bald Hochzeit geben.

Magdalena.

Ach werd' ich ihn wohl lieben können?

Wilhelm.

Warum denn nicht?

Magdalena.

Ich war ein halbes Kind als er abreiſ'te.

Wilhelm.

Nun ſind Sie ein ganzes Frauenzimmer.

Magdalena.

Die Väter haben uns freilich für einander beſtimmt, aber kann man ſeinem Herzen gebieten?

Wilhelm.

Man muß es eben verſuchen.

Magdalena.

Verſuchen will ich's wohl.

Wilhelm.

Der junge Rabe hat Vermögen. Die Handlung wird wieder aufblühen.

Magdalena.

Ob er wohl meinem Ideale gleicht?

Wilhelm.

Ganz gewiß. (Bei Seite.) Ihrem Ideale, aus Clauren.

Magdalena.

Man macht ſich gewiſſe Bilder —

Wilhelm.

Man ſollte keine Bilder machen.

Magdalena.

Oft tritt ſo ein Bild in's Leben, man gibt ſich hin —

Wilhelm.

Das Hingeben iſt gefährlich —

Magdalena.

Wie ſchmerzlich iſt es dann, nicht verſtanden zu werden!

Wilhelm (bei Seite).

Ich verſteh' Dich ſchon lange.

Neunte Scene.

Vorige. Geier.

Geier.

Guten Morgen, Schmachtenberg.

Wilhelm.

Herr Principal —

Geier.

Geben Sie mir doch fünfzig Gulden aus der Kasse.

Wilhelm.

Die Kasse ist nicht sehr bei Kasse. Dürft' ich fragen —?

Geier.

Ich muß einen Frauenhofer kaufen, ich bekomme ihn spottwohlfeil.

Wilhelm.

Wie Sie befehlen. Da ist das Geld. Aber wir müssen Ankäufe machen; mehrere Artikel sind ausgegangen.

Geier.

Lassen Sie ausgehen. Mit Nächstem haben wir Geld die Hülle und Fülle. Der junge Rabe kommt zurück.

Wilhelm.

Ich weiß.

Geier.

Die jungen Leute ſollen ſich heirathen, ſo bald wie möglich. Rabe übernimmt die Handlung. — Ich ziehe mich dann ganz zurück, und lebe nur mit den Sternen. Ach, Kinder, Ihr glaubt nicht, was es für eine erhabene Empfindung iſt, mit dieſem elenden Erdenleibe ſo gleichſam mitten im Himmel zu exiſtiren.

Wilhelm.

Wenn uns nur nicht ſo Manches an unſere irdiſche Exiſtenz mahnte. Z. B. Schulden.

Geier.

Die verſchwinden bei der Betrachtung des Sternenſyſtems.

Wilhelm.

Das Wechſelgericht kümmert ſich leider nicht um die Sterne.

Geier.

Das iſt wahr. Man ſollte ſo einen Gläubiger immer erſt durch ein Teleskop ſchauen laſſen, um ſeinen Blick zu erweitern.

Wilhelm.

Was hälf' es? Er ſähe doch immer wieder nach ſeinen Louisd'ors.

Geier.

Wenn Ihr wüßtet, was mir heute für ein Glück zu Theil ward.

Magdalena.

Ein Glück?

Wilhelm.

Haben der Herr Principal einen vortheilhaften Handel geſchloſſen?

Geier.

Handel! Lotterie! — Ihr geht doch über Eure Alltagsbegriffe nicht hinaus. Hört: Heute morgen um vier Uhr ſaß ich oben auf meinem aſtronomiſchen Thurm und beobachtete. Der Himmel war beſonders günſtig, und da hab' ich — denkt Euch meine Freude — zwei Sterne, die äußerſt ſelten ſichtbar ſind, den asellus borealis und austrialis, den nördlichen und ſüdlichen kleinen Eſel entdeckt.

Wilhelm.

Gratulire. Uebrigens brauchten der Prinzipal nicht ſo hoch zu ſteigen um Eſel zu entdecken.

Geier.

Aber keine Sternen-Eſel!

Wilhelm.

Wenigſtens Eſel mit Sternen.

Zehnte Scene.

Vorige. Rabe.

Rabe.

Euer Edlen ganz ergebenſter Diener.

Geier.

Gleichfalls. Was ſteht zu Dienſten?

Rabe.

Willkommen, Herr Geier.

Geier.

So heiß' ich.

Rabe.

Und ich heiße Rabe.

Geier.

Herr Rabe!

Wilhelm.

Rabe!

Rabe.

Wilhelm! Du hier?

Wilhelm.

In Condition bei Herrn Geier.

Rabe.

Schön! Laſſ' Dich hernach umarmen.

Geier.

Sind es Euer Edlen wirklich?

Rabe.

Euer Edlen aufzuwarten: mit Haut und Haar.

Geier.

Dick und fett ſind Euer Edlen geworden! Haben ſich einen Backenbart zugelegt.

Rabe.

Pariſerſchnitt.

Magdalena (bei Seite).

Er gefällt mir gar nicht übel.

Geier.

Aber durch vier Jahre gar nichts von ſich hören zu laſſen!

Rabe.

Um Vergebung; Mademoiſelle iſt — ?

Geier.

Meine Tochter Magdalena, Ihre Jugendgeſpielin.

Rabe.

Mamſell Lenchen —

Magdalena.

Herr Karl —

Rabe.

Haben wir wirklich mitſammen geſpielt?

Magdalena.

Haben Sie es vergeſſen?

Rabe.

O nein! — Verzeihen Sie, reizendes Spielwerk meiner Jugend, daß ich nicht ſchon vor vier Jahren Extrapoſt nahm, aber damals waren Sie, mit Ihrer Erlaubniß ein ganz kleines, ſchnippiſches

Weſen; ich ließ Ihnen daher ein bischen Zeit, um auszuwachſen.

Geier.

Euer Edlen ſind ein kleiner Schalk. Nun, es iſt alles vergeben und vergeſſen.

Rabe.

Wirklich, ſchönes Lenchen?

Geier.

Freilich, freilich! Gebrauchen Euer Edlen immerhin Ihr Recht.

Rabe (zieht [illegible]).

Wenn Euer Edlen erlauben —

Geier.

Geniren ſich Euer Edlen gar nicht. Ihr ſeid ja Braut und Bräutigam.

Rabe.

In der That, darf ich mir noch Hoffnung machen?

Geier.

Ob Sie dürfen? Kommen Sie nur hinauf in die Wohnung, ſo iſt bald Alles in Richtigkeit.

Rabe.

Erlauben Euer Edlen, das geht nicht ſo geſchwinde. Wir müſſen uns erſt über einen Hauptpunkt verſtändigen.

Geier.

Ei, ei, Euer Edlen ſind ein ganzer Kaufmann, wie ich merke.

Rabe.

Allerdings. Mein Vater und Euer Edlen waren dicke Freunde.

Geier.

Herzensfreunde.

Rabe.

Sie haben ihre Kinder für einander beſtimmt.

Geier.

So iſt es.

Rabe.

Euer Edlen Demoiſelle Tochter ſollte **10,000** Thaler Mitgabe bekommen.

Geier.

Und Euer Edlen **20,000** Thaler Heirathsgut.

Rabe.

So iſt es. Darf ich fragen, wie ſteht es mit den **10,000**?

Geier.

Aufrichtig, nicht zum Beſten.

Rabe.

Ei, ei!

Geier.

Der letzte Krieg — verunglückte Spekulationen — Bankerotte von Handelsfreunden — ſollt' es die Geſinnung Euer Edlen ändern, wenn einige tauſend Thaler an der Mitgabe fehlten?

Rabe.

Nicht im Geringſten.

Geier.

Euer Edlen haben ein edles Herz. Sie acceptiren alſo die Hand meiner Tochter?

Rabe.

Mit Vergnügen.

Geier.

So drück' ich denn hiermit Euer Edlen mit Entzücken an meine ſchwiegervāterliche Bruſt.

Rabe.

Und aus meinen ſchwiegerſöhnlichen Augen brechen Thränen der Rührung. (Indem er ihn umarmt hält.) Aber ich dacht' es ja, Euer Edlen würden den Sohn Ihres Herzensfreundes nicht zurückweiſen, wenn er auch arm zurückkehren ſollte, wie eine Kirchenmaus.

Geier.

Kirchenmaus? (indem er ſich von ihm losmacht.)

Rabe.

Allerdings. Sollt' es wohl die Geſinnung Euer Edlen ändern, wenn einige **20,000** Thaler an dem Heirathsgut fehlen?

Geier.

Euer Edlen belieben zu ſcherzen.

Rabe.

Nein, nein, es iſt Ernſt, bitterer Ernſt. Weite Reiſen — verunglückte Spekulationen — ich habe leider mein ganzes Erbtheil verſpekulirt.

Geier.

Reitet Euer Edlen der Teufel?

Rabe.

Nein, aber er hat mich geritten.

Geier.

Sie ſind alſo wirklich arm?

Rabe.

Vollkommen.

Geier.

Das thut mir leid.

Rabe.

Mir auch.

Geier.

Haben Alles durchgebracht?

Rabe.

Bei Putz und Stiel.

Geier.

Wenn das Ihr Herr Vater im Grabe wüßte —

Rabe.

Er würde ſagen: geh' zu meinem Herzensfreunde, er wird Vaterſtelle an dir vertreten.

Geier.

Das will ich auch.

Rabe.

Wirklich, edler Mann?

Geier.

Ja ich will Ihnen in ſeinem Namen den Text leſen.

Rabe.

Geben Sie mir lieber zu eſſen.

Geier.

Alles durchgebracht!

Rabe.

Leider!

Geier.

Was wollen Sie nun anfangen?

Rabe.

Vorerſt um ein Plätzchen in Ihrer Wohnung und in Demoiſelle's Herzen bitten.

Geier.

Es iſt nirgends Platz für Sie.

Rabe.

Dann will ich an der Hand meiner holden Braut ein neues Leben beginnen.

Geier.

Das ſollen Sie bleiben laſſen. Komm', Lene!

Rabe.

Euer Edlen verſtoßen mich alſo?

Geier.

Sie verdienen nichts anderes.

Rabe.

Auch Sie, ſchöne Helena?

Magdalena.

Was ſoll ich ſagen? Ich kann Ihnen leider nicht helfen.

Geier.

Sprich nicht mit ihm! — Alles durchgebracht! — Gehen Sie! Laſſen Sie ſich nicht mehr in meinem Hauſe blicken. Alles durchgebracht! — Ha! Darum ſind mir heute die ſeltenen Sterne erſchienen. — Alles durchgebracht! (Ab mit Magdalena.)

Eilfte Scene.

Rabe. Wilhelm (der indeſſen ab und zugegangen, Waaren abzog und verkaufte u. ſ. w.).

Rabe.

So, nun wären wir völlig auf dem Trocknen. Aber dahin wollt' ich mich heben. — Das iſt der rechte Punkt für mein Genie. Nun ſetz' ich meinen Kopf auf, und werde ein reicher Mann.

Wilhelm (kommt in den Vordergrund).

Aber lieber Karl —

Rabe.

Aha! Du willſt mir auch den Text leſen?

Wilhelm.

Keineswegs. Biſt Du denn wirklich in ſo üblen Umſtänden?

Rabe.

Ich bin ſo arm wie ein deutſcher Dichter.

Wilhelm.

Was machteſt Du mit Deinem vielen Gelde? Dein väterliches Erbtheil! Das Vermögen Deiner Mutter!

Rabe.

Nachdem ich mein Väterliches verzehrt hatte — verzehrt' ich mein Mütterliches; und jetzt habe ich nichts mehr übrig. Das iſt die ganze Geſchichte.

Wilhelm.

Willſt Du mein Zimmer mit mir theilen? Darf ich Dir meine Börſe anbieten? Sie enthält freilich nicht viel!

Rabe.

Ein Freund in der Noth! Ein weißer Rabe! Topp! ich nehme dein Anerbieten an.

Wilhelm.

Du machſt mir Freude.

Rabe.

Wahrhaftig, Du mir auch. — Aber ſage mir, iſt dieſer Erzphiliſter, mein Ex-Schwiegerpapa, noch der alte Narr? Sammelt er noch immer

Muſcheln und Schnecken? treibt er Alchymie? fabricirt er Lebensbalſam?

Wilhelm.

Er hat ſeitdem wieder in ſeinen Liebhabereien gewechſelt. Gegenwärtig iſt er Aſtronom und Aſtrolog.

Rabe.

Vortrefflich! Da mag er in den Sternen leſen, daß er ein Narr iſt. Aber Du, wie kommſt Du in ſeine Dienſte? Du biſt ja ein ſtudirter Förſter.

Wilhelm.

Ich fand keinen andern Dienſt, und ſo ergab ich mich der Kaufmannſchaft. Es behagt mir freilich hier nicht recht; nun, es lacht mir vielleicht bald eine ſchönere Ausſicht. — Aber höre, es iſt doch nicht recht, daß Du mit Deinem Gelde und Deinen Talenten nicht beſſer gewirthſchaftet haſt.

Rabe.

Poſſen! Ich bereu' es keinen Augenblick, für ſo wenig Geld ſo viel erfahren zu haben. Sorge Dich nicht um mich; es iſt nicht lange her, ſo konnt' ich mein Glück machen: eine reiche Parthie

und eine Anſtellung bekommen; aber es iſt nicht meine Sache, fünf, ſechs Jahre zu warten, mit den Tanten Whiſt zu ſpielen, den Schooßhund der Mama zu kämmen, mit dem Papa zu politiſiren und mit der Geliebten zu ſchmachten. Bei mir muß Alles raſch gehen: heute verliebt, morgen verlobt.

Wilhelm.

Du biſt noch der Alte.

Rabe.

Jeder Menſch bleibt der er iſt. Aus einer Zwiebel wird keine Roſe. Apropos, das Roſenknöspchen, das kleine Lenchen, hat ſich zu einer recht artigen Roſe entfaltet.

Wilhelm.

Es iſt ein ganz gutes Kind, nur lieſ't ſie alle Romane aus unſerer Leihbibliothek und iſt etwas verliebter Natur.

Rabe.

So, ſo! haſt Du's etwa mit ihr? Immerhin! Ich trete ſie Dir ab.

Wilhelm.

Nein, nein, ich danke Dir. Behalte ſie nur.

Rabe.

Biſt Du vielleicht ſchon verſorgt?

Wilhelm.

Auch darüber ließe ſich viel reden. Aber Du ſpotteteſt von jeher über die zarteſten Empfindungen. Wenn Du mir verſprichſt nicht zu lachen.

Rabe.

Ich will keinen Mund verziehen.

Wilhelm.

So höre. Es ſind nun drei Jahre —

Rabe.

Drei Jahre verliebt! Und in ein und dieſelbe Perſon?

Wilhelm.

Laſſ' mich doch ausreden. Es ſind nun drei Jahre — da kommt ſchon wieder ein Käufer. Wart' ein wenig, ich bin gleich wieder da.

Rabe.

Eine dreijährige ſentimentale Liebe im neunzehnten Jahrhundert! Wertherius redivivus! Was man nicht Alles erlebt!

Wilhelm (ernſt gerührt).

Es ſind nunmehr drei Jahre — ich ſtand damals bei der blauen Katze in Condition — als ich mir an einem Sonntag — es war der 13. Mai — einen guten Tag machen wollte. Ich ſchlenderte auf's Land, nach Lilienhain, ſechs Viertelſtunden von hier —

Rabe.

Um wie viel Uhr?

Wilhelm.

Halb neun Uhr früh. Es war ein herrlicher Morgen, voll Blüthenduft und Vogelſang. Ich ging in den Maierhof und beſtellte mir ein Mittagsbrod. Während ich mit der freundlichen Wirthin ſprach, erſchien ein Mädchen — kein Mädchen, Herr, ein Wunder! — Die Tochter der Hausfrau, ein holdes Weſen von kaum ſechzehn Jahren, hehr

und ſchlank wie eine Gazelle, mit blonden Haaren und blauen Augen, ein echtes Bild der Unſchuld.

Rabe.

Glücklicher Burſche! Derlei begegnet unſer Einem nicht.

Wilhelm.

Ich wurde mit den guten Leuten bald vertraulich. Die liebliche Marie ſchien Gefallen an mir zu finden; ſie erzählte mir ihren einfachen Lebenslauf, ich ihr dagegen den meinigen. Wir ſchieden als gute Freunde, und ich verſprach, am nächſten Sonntag wieder zu kommen.

Rabe.

Aha, ich merke.

Wilhelm.

Nichts merkſt Du! — Jeder Sonntag brachte uns einander näher. Sechs Tage arbeitete ich gerne und freudig, mit dem Gedanken an ſie, um am ſiebenten neue Lebenskraft in ihrer Nähe zu gewinnen. Ich brachte ihr Bücher, denn ſie las gerne, und hatte ein angebornes Gefühl für alles Gute,

alles Schöne. Bisweilen kam ſie in die Stadt zu einer Muhme; manchmal ſchickte ſie mir ein Zettelchen, ich ihr eine Epiſtel. Mit einem Wort: im September wußten wir ſchon, daß wir uns liebten. Ein Jahr darauf waren wir bis zum ſüßen Du gekommen.

Rabe.

Das geht ja mit Rieſenſchritten!

Wilhelm.

So wanderte ich denn im Winter und Sommer, in Schnee und Sonnengluth alle Sonntage nach Lilienhain. Wir fingen an, uns als Verlobte zu betrachten, obſchon wir bei unſern beſchränkten Verhältniſſen keine Hoffnung hatten, uns ſo bald anzugehören.

Rabe.

Wie weit ſeyd ihr denn aber eigentlich gekommen?

Wilhelm.

Wie weit? kann man noch weiter kommen? Unſere Seelen hatten ſich gefunden. Uebrigens —

ich muß Dir's nur geſtehen — dreimal hab' ich ſie ſogar geküßt. Eigentlich zweimal, denn einmal küßte ſie mich.

Rabe.

Alſo dreimal?

Wilhelm.

Ja, das erſtemal im September des erſten Jahres, als wir uns das Geheimniß unſerer Herzen geſtanden: bei der Gelegenheit gab ſie mir auch dieſe Locke. Ich hatte bisher noch kein Frauenzimmer geküßt, als beim Pfänderſpiel. Ich ſpürte den Kuß durch volle vier Wochen. Das zweitemal küßte ſie mich am Sylveſter-Abend des nächſten Jahres, als ich ſpät in der Nacht nach Hauſe kehrte, und das drittemal war's vor einem halben Jahre, am 22. November, nach dem Tode ihrer Mutter.

Rabe.

Ein Kalender nach Küſſen! — Die Mutter iſt alſo todt?

Wilhelm.

Ja, und meine Marie lebt nun bei ihrer Muhme und ihrem Vormund, einem närriſchen Menſchen, der nichts von unſerer Liebe wiſſen darf. Wir ſehen uns nun ſelten, aber wir haben uns für immer, für das Leben. Selbſt das Geheimniß gibt unſerm Verhältniß einen neuen Reiz.

Rabe.

Kann man den Engel nicht zu ſehen kriegen?

Wilhelm.

Warum nicht?

Rabe.

Kannſt Du meine Hülfe zu Deiner Liebe brauchen, ſo zähle auf mich.

Wilhelm.

Ich danke Dir.

Rabe.

Wenn's darauf ankömmt, Vormündern Naſen zu drehen, das kann ich perfekt. — Aber nun leb' wohl! Ich habe Geſchäfte. Wenn Ihr Feierabend macht, will ich Dich aufſuchen.

Wilhelm (nimmt die Worte davon).

Du vergißt auf unſer Geſchäft.

Rabe.

Du haſt Recht. Wir wollen theilen. So. — Ehrlicher Freund, treuer Liebhaber — weiß Gott, Du biſt ein zehnmal beſſerer Kerl, als ich; aber ich will gelegentlich auch beſſer werden. — Noch Eins: küſſe das hübſche Lenchen in meinem Namen, und ſag' ihr, daß ſie mir recht wohl gefällt, und daß ich die holde Taube trotz dem böſen Geier heirathen will. — Verſteht ſich, nicht ohne den grünen Elephanten. — Nun, leb' wohl, leb' wohl! (Ab.).

Zwölfte Scene.

Wilhelm (allein).

Dieſer Rabe war doch von jeher ein wilder Burſche. Aber wer weiß, nun er ſich die Hörner abgeſtoßen, kann's noch einen ordentlichen Menſchen geben. — Ich hätte große Luſt, ihm mein roman-

tiſches Schauſpiel vorzuleſen. — Aber nein! Es ſoll geheim bleiben. Hab' ich es doch ſelbſt ihr verſchwiegen! — Ich will ſie überraſchen. Morgen iſt der große Tag. Wenn es gefällt — wie mit ganz andern Augen werden mich die Leute anſehen! Unſere Liebe braucht dann länger nicht geheim zu bleiben. Ich ſeh' im Geiſte, wie Marie mit ſüßem Stolze ſagt: Mein Wilhelm iſt der Verfaſſer.

Dreizehnte Scene.

Wilhelm. Marie.

Marie.

Wilhelm!

Wilhelm.

Marie! Du biſt es!

Marie.

Ich komme in Eile —

Wilhelm.

Liebe holde Marie —

Marie.

Laß mich.

Wilhelm.

Was haſt Du? Du biſt ganz verſtört.

Marie.

Ein Unglück iſt geſchehen.

Wilhelm.

Ein Unglück?

Marie.

Der Vormund hat Deine Briefe gefunden.

Wilhelm.

Alle Wetter!

Marie.

Du kennſt ihn. Er tobt und lärmt. Er will Dir's Haus verbieten. Ich lief voraus, unter dem Vorwand, die Putzwaaren auszutragen, um Dich vorzubereiten. Er folgt mir gewiß auf dem Fuße. Lieber Wilhelm! Sey klug, ſey ſanft, laß ihn ein wenig toben, was ſchadet's?

Wilhelm.

Er hat Dich doch nicht beleidigt?

Marie.

Nicht doch! Sey nur höflich mit ihm

Wilhelm.

Ich bin ja der höflichste Menſch von der Welt.

Marie.

Du haſt bisweilen Deinen Kopf! — Such' ihn zu verſöhnen. Du kennſt ihn ja. Schmeichle ihm, lobe ſeine Geſchicklichkeit, ſeine Theater-Maſchinen, ſein Feuer und Waſſer, ſeinen Donner und Blitz — — Himmel, da kommt er ſchon!

Wilhelm.

Wo?

Marie.

Er rennt durch die Straße gerade hieher: Er darf mich nicht finden. Wo verberg' ich mich?

Wilhelm.

Hier in die Schreibſtube.

Marie (in Hinausgehen).

Sey nur ſanft!

Wilhelm.

Ja doch!

Vierzehnte Scene.

Wilhelm. Krespel (Theater-Requiſiten unterm Arm, den Hut auf dem Kopf, tritt heftig ein).

Krespel.

Mosje!

Wilhelm.

Sieh da, Herr Krespel! was verſchafft uns die Ehre?

Krespel (tritt dicht vor Wilhelm).

Mosje!

Wilhelm.

Brauchen Sie vielleicht Zinnober oder Lack? Ich will Sie ſogleich bedienen.

Krespel.

Da geblieben! Still geſtanden! Angehört! — Mosje Schmachtenberg! Pfeffermann! Ritter von der Elle! Warum ſchlich er ſich vor einem halben Jahr in mein Haus ein? Warum beſucht er mich ſo oft in meinem Atelier? he?

Wilhelm.

Das wissen Sie ja, lieber Herr Krespel! Weil ich Ihre Kunst bewundere: Ihre Costümes — Ihre Maschinen —

Krespel.

Kunst? Ja, ich bin ein Künstler! Anch' io son pittore! — Costumier! Machiniste! Premier artiste du monde! — Was ist die vornehmste Kunst? Die theatralische Kunst. Wer macht eigentlich die Theaterstücke? Wer ruft sie von dem todten Papier ins Leben? Ich! Der Dichter liefert nur die Vorarbeiten.

Wilhelm.

Kein Zweifel.

Krespel.

Was gehört zu einem ordentlichen Stück? Costüme und Maschinen. Ein Stück im Frack ist kein Stück. Warum ist Shakespeare ein großer Dichter? Weil er dem Costümier Gelegenheit macht. Wer hat die Zauberflöte geschrieben? Mozart? Nein! Ich. Wer die Stumme von Portici? Den

Hort der Niebelungen? Laßt einmal den Tamino im Frack herumſpazieren, und den hörnernen Siegfried im Kapot, laßt die Waſſerfälle, die Verſchwindungen, den Mond und die Sterne weg — was bleibt noch vom Stück? Nichts. Der Effekt iſt hin, das Stück iſt hin, der Dichter iſt hin.

Wilhelm.

Aber lieber Herr Krespel, es zweifelt ja Niemand —

Krespel.

Laßt mich ausreden. Ich wollte Euch zeigen, daß ich ein Künſtler bin, und nun — wer ſeyd Ihr? Ein Menſch, der elende Waaren groſchen- und lothweiſe verkauft, ein Unglücklicher, der die heißen Pflaſterſteine vor dem Laden mit Waſſerzirkeln beſprengt, ein Armſeliger, der auf zwanzig Schritte nach Safran und Ingwer riecht.

Wilhelm.

Herr Krespel —

Krespel.

Laßt mich ausreden. Ihr habt Euch in mein Haus geſchlichen, meine Mündel verführt —

Wilhelm.

Verführt?

Krespel.

Oder verführen wollen, gleichviel. Mein dummes Weib hat nichts davon gemerkt. Aber ich weiß nun Alles, Alles, ich habe Euere Briefe gelesen.

Wilhelm.

Nun denn, Herr Krespel, so wissen Sie auch, daß ich Marien von Herzen liebe, wie sie mich, daß ich sie einmal zu heirathen gedenke. —

Krespel.

Heirathen? Habt Ihr Schätze? habt Ihr Gold?

Wilhelm.

Zweihundert Thaler in der Sparkasse: Antheil an einem Rothschild'schen Loose —

Krespel.

Bettel! — Hört mich an. Ich habe mich der armen Waise, der Marie angenommen. Sie ist noch jung, es kann etwas aus ihr werden. Ich

habe Pläne, große Pläne, — das Mädchen zeigt Geſchick, Talent — genug davon! Ihr taugt nicht in meinen Plan. Darum thut mir den Gefallen: bleibt aus meinem Hauſe weg. Antwortet mir nicht! Es iſt feſt beſchloſſen: Marie wird niemals die Eurige. — Noch Eins: Ihr habt Sinn für meine Kunſt, wenn Ihr daher in Zukunft meine Werke ſehen wollt, ſo kommt zu mir in das Magazin oder auf's Theater, aber nimmermehr in mein Haus. Ich bin ein heftiger Mann. Wenn ich Euch fände, ich weiß nicht, ob Ihr lebendig wieder heraus kämet. Hiemit Gott befohlen. (ab.)

Fünfzehnte Scene.

Wilhelm, dann Marie.

Wilhelm.

Es iſt ein völliger Narr.

Marie (kommt zurück).

Iſt er fort?

Wilhelm.

Ja, aber ich hätte gute Luſt, ihm nachzulaufen —

Marie.

Was fällt Dir ein?

Wilhelm.

Er verachtet mich. Wer weiß, ob er mich morgen nicht bewundert?

Marie.

Morgen?

Wilhelm.

Ich meine nur. — Er hat Plane mit Dir, ſagte er —

Marie.

Laſſ das. — Ich bleibe Dir treu.

Wilhelm.

Gewiß?

Marie.

Ewig.

Wilhelm.

Ich ſoll nicht mehr ins Haus.

Marie.

Hm! Die Welt iſt auch außerm Hauſe. Wir werden uns ſehen. Ich will mich an die Muhme wenden. Die wird ſchon Mittel finden. Jetzt leb wohl!

Wilhelm.

Marie, Du gehſt?

Marie.

Ich muß.

Wilhelm.

Wann ſeh' ich Dich wieder

Marie.

Bald, recht bald.

Wilhelm.

Marie, gib mir die Hand zum Abſchied.

Marie.

Da. Laß mich jetzt.

Wilhelm.

Wenn Du wüßteſt — — mir iſt ſo fatal zu Muthe.

Marie.

Sey ruhig. Es wird alles gut werden. Lieber, guter Wilhelm! Du kennst mich ja: baue auf mich. (Küßt ihn.) Ich bleibe Dir treu, in Noth und Tod. (ab.)

Sechzehnte Scene.

Wilhelm (allein).

Das war der vierte Kuß. Ha! heute ist der dreizehnte Mai! Der Tag unserer Bekanntschaft! — Es gährt, es tobt in mir! Dieser verrückte Kreispel — Marie — der Zauberdrache — der Kuß — Tausend Bilder und Gedanken rennen durcheinander! — Mag heute kaufen und verkaufen, wer Lust hat — ich schließe die Bude. Ich muß hinaus in's Freie, in den Wald, in's Gebirge! Ich kann dies Uebermaß von Gefühlen nicht länger in mich verschließen! (ab.)

Ende des ersten Aktes.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

(Zimmer bei Krespel. An den Wänden hängen Theaterkleider und dergleichen.)

Krespel (arbeitet an einem Kleide). Brigitte (ſitzt an der andern Seite des Theaters und trinkt Kaffee).

Krespel (arbeitend).

Du biſt mir zuwider.

Brigitte (trinkt).

Du mir auch.

Krespel.

Du biſt ein proſaiſches Weſen.

Brigitte.

Du biſt ein poetiſcher Narr!

Krespel.

Du haſt keinen Humor.

Brigitte.

Du haſt keinen Verſtand.

Krespel.

Ich begreife gar nicht, wie ich Dich jemals heirathen konnte.

Brigitte.

Lagſt Du nicht damals täglich vor mir auf den Knieen?

Krespel.

Dummkopf, der ich war!

Brigitte.

Verfolgteſt mich mit Geſchenken und Liebesbriefen?

Krespel.

Ich hielt Dich für ein kindliches Gemüth.

Brigitte.

Ich war jung und unerfahren —

Krespel.

Und ich war blind.

Brigitte.

Deine Flattereien bethörten mich —

Krespel.

Du warſt verzweifelt hübſch!

Brigitte.

Das konnte man von Dir nicht rühmen.

Krespel.

Als Du noch die Genien ſpielteſt —

Brigitte.

Ach, ſchöne Genien-Zeit!

Krespel.

Da bezauberteſt Du mich. Ich hatte Fleiſch und Blut. — Die Donaunixe war mein Unglück.

Brigitte.

Schweige ſtill!

Krespel.

Nun ſind wir 20 Jahre verheirathet —

Brigitte.

Ach, ja!

Krespel.

Seit 20 Jahren biſt Du mir in Allem entgegen. So auch jetzt meinen großen Plänen mit Marien.

Brigitte.

Sie iſt meiner Schweſter leibliches Kind.

Krespel.

Ich will etwas Ordentliches aus ihr machen.

Brigitte.

Genug, wenn ſie ein ordentliches Mädchen iſt und bleibt.

Krespel.

Ordentliches Mädchen! Da haben wir wieder die Proſa! Eine Künſtlerin ſoll ſie werden.

Brigitte.

Da ſetzt er ihr die Theaternarrheiten in den Kopf; das arme Mädchen wird noch ganz verrückt.

Krespel.

Wenn man Euch den Kopf verrückt, dann kommt er erſt an ſeine rechte Stelle.

Brigitte.

Alle Fremde ſchleppt er in's Haus, die dem jungen Ding Schmeicheleien vorſagen.

Krespel.

Das trägt zur Bildung bei.

Brigitte.

Saubere Bildung! — Wozu kommt der fremde Baron in's Haus? Ein feiner Mann, und ich ſchwätze gern mit ihm — aber macht er dem Mariechen nicht ordentlich den Hof? Bezahlt im Voraus! Beſtellt Hauben und Hüte! Pah! Man kennt die Hauben!

Krespel.

Sieh, Brigitte, das verſtehſt Du nicht. Der Baron hat Stimme in der Reſidenz; er kann mir vielleicht dort ein Engagement verſchaffen.

Brigitte.

Wozu? wir haben hier unſer Auskommen.

Krespel.

Auskommen! Wie gemein! — Aber die Kunſt, mein Genie! Ich brauche ein Publikum, das meine Ideen kapirt.

Brigitte.

Marie braucht aber kein Publikum. Sie braucht einen Mann. Der ſanfte Schmachtenberg —

Krespel.

Still von dem Pfeffermenſchen! Das Mädchen muß höher hinauf. Sie ſoll auf's Theater, ſie hat Talent.

Brigitte.

Talent! Sie ſoll kein Talent haben. In unſerer Familie hat noch Niemand Talent gehabt. Sie iſt ein ehrliches Mädchen, mir von ihrer Mutter anvertraut, und ich will doch ſehen, ob Du ſie zum Talent zwingen wirſt (ſteht auf).

Krespel (ebenfalls).

Weib, mach mich nicht toll.

Brigitte.

Du biſt ein Tyrann.

Krespel.

Schweig, ſag' ich.

Brigitte.

Ich will nicht ſchweigen! Ich will reden, reden, reden —

Krespel

Ich hänge Dir wieder das Papagenoſchloß vor den Mund.

Brigitte.

Thu, was Du willſt, aber ich nehme Marie in Schutz. Sie darf nicht auf's Theater. Sie ſoll marchande des modes werden: Das iſt einmal ihr Beruf, ihre Beſtimmung. Sie ſoll nicht auf's Theater, das iſt mein letztes Wort. (Ab.)

Zweite Scene.

Krespel (allein).

Wenns Dein letztes wäre! — Das Coſtüme der Königin Sabionella iſt nun fertig. (Indem er die Kleider betrachtet:) Welche Poeſie in Farb und Schnitt! Welche Romantik in den Falten! Ich habe mich diesmal ſelbſt übertroffen! Erhab'ne Kunſt, welche gemeine

Menſchen Schneiderei nennen! Kunſt: den Charakter, den Geiſt eines Menſchen in ſeinen Kleidern auszudrücken — — ich faſſe deine tiefe Bedeutung, ich bin von deiner Weihe erfüllt, durchdrungen, durchglüht.

Dritte Scene.

Krespel. Marie.

Marie.

Guten Abend, Herr Vormund.

Krespel.

Was gibts? — Du biſt es? Gerade recht! Ich habe ein ernſtes Wort mit Dir zu ſprechen.

Marie.

Befehlen Sie.

Krespel (feierlich).

Sieh, mein Kind, ich habe Dich oft in's Theater geführt, ich habe viele Stücke mit Dir geleſen, ich ſtudirte Dir endlich, wie zum Spaß, die Rolle der Königin Sabionella in dem neuen romantiſchen

Schauſpiel: der Zauberdrache, ein. Nun iſt Ernſt aus dem Scherz geworden. Der große Moment iſt da. Madame Wackelzahn, unſere erſte Heldin, ward plötzlich krank. Das Publikum erwartet morgen das Schauſpiel. Die Rolle der Königin iſt unbeſetzt. Ich habe mit dem Direktor geſprochen: Du darfſt morgen die Königin ſpielen.

Marie.

Ich?

Krespel.

Du. Faſſe nur Muth. Hübſche junge Anfängerin — wird empfangen — bravo, bravissimo — Die Freibillets thun ihre Schuldigkeit — wird hervorgerufen — wir werden's ſchon machen.

Marie.

Ich ſollte —? und ſchon morgen? — auf dem wirklichen Theater? — Nein, nein, lieber Vormund, das geht nicht an.

Krespel.

Warum denn nicht?

Marie.

Weil — nein, das geht doch wahrlich nicht. Ich würde in der Angst kein Wort hervorbringen.

Krespel.

Sey Du ohne Sorge. Da sieh. — Das prächtige Costüme, das ist für Dich. Du trittst auf — man klatscht Dir entgegen — Du sprichst 2 Verse — das Parterre ist entzückt. Ein Wort gibt das andere; die Rolle ist gespielt, eh' Du zur Besinnung kommst. Der Vorhang fällt. Der Sturm geht los: heraus! Mamsell Spitz heraus! — Du trittst hervor, mit wankendem Schritt, die Hände über die Brust gelegt — du kannst nicht sprechen vor Rührung. Ich als der Vormund nehme das Wort: Verehrungswürdigstes Publikum! Dieses schwache Talent stützt sich ganz allein auf Ihre Güte und Nachsicht. — Beifallssturm. Ich halte das Tuch an die Augen — ich weine — Du auch — Demoiselle Spitz noch einmal heraus! (Klatscht in die Hände.) Hier bleiben! Hier bleiben! — Dein Glück ist gemacht. — Du spielst noch 2 dankbare Rollen, die sich von selber spielen,

die Hedwig, die Kunigunde im Hans Sachs — Nun iſt es entſchieden. An einem Morgen klopft es. Herein! — Der Direktor bringt den Contrakt. Wertheſte Demoiſelle — was meine ſchwachen Kräfte vermögen — 2000 Gulden rheiniſch — auf 6 Jahre. Abgeſchloſſen, angenommen. Du biſt engagirt, das iſt die Hauptſache. Alles Andere gibt ſich.

Marie.

Ganz ſo leicht ſtell' ich mir's doch nicht vor.

Krispel.

Verſuch' es nur. Es koſtet ja nicht den Kopf. Denke nur, wenn's gelingt, biſt Du mit einem Ruck eine gemachte Frau.

Marie.

Wirklich?

Krespel.

Allerdings. Brauchſt keinen Vormund mehr, kannſt machen, was Du willſt.

Marie.

Darf ich das?

Krespel.

Freilich.

Marie

Und zwar — meinen Wilhelm?

Krespel.

Warum nicht?

Marie.

Wirklich? — Mit 2000 fl. und mein Wilhelm — O ich glückliches Mädchen! — freilich hab' ich die 2000 Gulden noch nicht.

Krespel.

Es ist so viel, als ob Du sie hättest. — Du spielst also morgen?

Marie.

Morgen schon?

Krespel.

Du kannst ja deine Rolle.

Marie.

Das wohl.

Krespel.

Nun also, eingeschlagen.

Marie.

Es gilt; aber unter einer Bedingung: Wilhelm muß wieder in's Haus kommen dürfen.

Krespel.

Meinetwegen.

Marie.

Und ſeine Briefe geben Sie mir zurück, nicht wahr?

Krespel.

Auch das. (Geht zum Schranke, und nimmt ein großes Paket heraus.) Da iſt die ganze Sammlung. (Wiegt es.) Zwei Pfund Liebesſeufzer! — (Legt es auf den Tiſch.) So. Aber nun komm, und probir' einmal den Mantel der Königin Sabionella.

Marie.

Den koſtbaren Mantel ſoll ich haben?

Krespel.

Freilich, und dieſe funkelnde Krone dazu. (Indem er ſie aufſetzen hilft.) So ein langer Mantel erleichtert das Auftreten. Jetzt geh' ein Paar Schritte. — Heroiſcher, heroiſcher! — Siehſt Du! ſo! (Er geht mit ihr

Theaterschritten herum, auf Marien zurückblickend, die ihm folgt.) So ist's recht, Etwas mehr Anstand! Bravo! — den Kopf stolzer! — Bravissimo! — Es geht, es geht.

Marie.

Es geht, so lang ich blos zu gehen habe.

Krespel.

Nun sage die ersten Verse. (soufflirend:)

„Ihr treuen Völker" —

Marie.

„Ihr treuen Völker" —

Krespel.

Halt! — Zuerst auftreten. Dort steht der Thron; ich bin das Volk, ich stehe hier. Also — (soufflirend:)

„Ihr treuen Völker" —

Marie.

„Ihr treuen Völker, die von Ost und West
Am Fuße meines Thrones sich versammeln" —

Krespel.

Recht gut! Aber bei Ost und West rechts und links ausfahren.

Marie.

„Ihr treuen Völker" —

Vierte Scene.

Vorige. Brigitte.

Brigitte.

Marie, wo iſt denn der Schlüſſel zur —

Krespel.

St!

Marie.

„Ihr treuen Völker, die von Oſt und Weſt
„Am Fuße meines Thrones ſich verſammeln,
„Seid mir gegrüßt in dieſer ernſten Stunde.“

Krespel.

„Hoch lebe unſre Königin!

Marie.

Ich dank' Euch.“

Brigitte.

Was ſoll das?

Krespel

(zu Brigitte, indem er ſie auf die Seite zieht).

Stell' Dich hieher, daß wir mehr Volk haben.

Brigitte.

Wozu dieſe närriſche Vermummung?

Marie.

Ich bin die Königin, Muhme.

Krespel.

Die Königin Sabionella.

Brigitte.

So? Geben mir Ihre Majestät den Schlüssel zur Speisekammer.

Marie.

Da, liebe Muhme.

Krespel.

Und nun trolle Dich, wir haben Probe.

Brigitte.

Probe?

Krespel.

Freilich! Morgen ist die Aufführung.

Brigitte.

Bist Du wahnsinnig?

Krespel.

Heute Abends ist Theaterprobe; Du darfst dabei sein. Sei nur ruhig, Alte. Marie wird ihre Sachen gut machen.

Marie.

Ich bekomme 2000 Gulden rheiniſch.

Krespel.

Sie wird gefallen.

Marie.

Wilhelm darf wieder in's Haus.

Krespel.

Sie wird herausgerufen.

Marie.

Dann werd' ich heirathen.

Brigitte.

Nun ſind ſie Beide toll geworden! —

Fünfte Scene.

Vorige. Mehrere Theaterdiener (bringen eine Thür, in welcher Wilhelm verborgen iſt).

Theaterdiener.

Herr Krespel, da iſt der Drache; er iſt noch nicht ganz fertig.

Krespel.

Gut. Stellt ihn nur hieher. (Zu Max) Das iſt der Drache, auf welchem Du im fünften Akt in die Luft fliegen mußt.

Theaterdiener.

Sie ſollen gleich zum Herrn Direktor kommen, Herr Krespel.

Krespel.

Ich komme ſchon. (Zu Max) Repetire Deine Rolle. Ich will dem Direktor deinen Entſchluß melden. Komm, Alte, laß ſie ſtudiren. (Zu Max) Sei guten Muths, Du ſtichſt die Wackelzahn aus. Der Direktor iſt ohnehin froh, wenn er ſie los iſt. Nur die Stichwörter gut gemerkt! Mit dem Mantel hübſch hin und her werfen, mit dem Athem ein bischen keuchen und pfeifen, und die Abgänge recht herausgeſchrien, ſo kann's nicht fehlen. Komm, Alte!

(Mit Brigitte und den Theaterdienern.)

Sechste Scene.

Marie. Wilhelm (versteckt).

Marie.

Wie ist mir denn? — Morgen soll ich? — Morgen! — Was wird Wilhelm sagen? — Ich hab' es nie gewagt, ihm den Plan zu entdecken. Ein dunkles Gefühl sagte mir, daß er ihn mißbilligen würde. Mißbilligen? Geschieht es nicht für ihn, für unser Glück, für unsere Liebe? Wie ich ihn liebe! — Wilhelm, liebst Du mich auch so warm, so innig?

Wilhelm (verbergen).

Ach ja, liebe Marie.

Marie.

Was war das?

Wilhelm

(öffnet den Kopf des Drachen und sieht heraus)

Erschrick nicht! Ich stecke im Zauberdrachen. Hilf mir nur völlig heraus. So (tritt heraus).

Marie.

Aber, lieber Wilhelm, wie kamſt Du auf den Einfall? —

Wilhelm.

Ich wollte Dich noch einmal ſehen. Heute iſt der 13. Mai.

Marie.

Du Guter! — Doch es war nicht nöthig, Dich zu verbergen: der Vormund iſt verſöhnt, Du darfſt wieder kommen, wie ſonſt, mehr wie ſonſt.

Wilhelm.

Wirklich? — Höre, Marie! Ich habe da im Drachen allerlei vernommen — ſage mir zuerſt: was ſollen dieſe Kleider?

Marie

(anlegt, indem ſie die Kleider nach und nach ablegt).

Dieſe Kleider?

Wilhelm.

Krespel ſprach von einem Plan, auch Du — im ganzen Städtchen geht ein ſonderbares Gerücht —

Marie.

Lieber Wilhelm, höre mich ruhig an, lege gewiſſe Vorurtheile ab. Sieh unſere Lage an, wie ſie iſt. Wir lieben uns, aber wir ſind arm. Du kannſt keine Frau ernähren, und wirſt es noch in Jahren nicht können, bei all deinem Fleiß, deiner Emſigkeit. Wenn ich nun auch ein Mittel hätte, etwas zu erwerben? wenn dieſes Mittel unſere Heirath beſchleunigte? ſoll ich es nicht anwenden? wenn ich ein Talent, eine Geſchicklichkeit in mir entdeckte, die uns Ehre und Vortheil bringt, ſoll ich ſie nicht ausbilden, nicht ausüben?

Wilhelm.

Talent, Ehre, Vortheil! — Sprich gerade heraus.

Marie.

Nun denn — der Vormund meint — anfangs war ich dagegen; aber der Vorſchlag iſt gut — mit einem Wort: er meint — ich ſoll auf's Theater.

Wilhelm.

Marie!

Marie.

Nun, lieber Wilhelm?

Wilhelm.

Das iſt nicht dein Ernſt.

Marie.

Mein völliger.

Wilhelm.

Du? Auf's Theater?

Marie.

Warum denn nicht?

Wilhelm.

Nimmermehr!

Marie.

Was haſt Du denn für Gründe dagegen?

Wilhelm.

Was haſt Du für Gründe dafür?

Marie.

Ich ſagte Dir ja ſchon —

Wilhelm.

Tauſend, tauſend Gründe hab' ich dagegen. Du auf's Theater!

Marie.

Aber lieber Wilhelm —

Wilhelm.

Nein, nein, Marie, es kann, es darf nicht ſeyn.

Marie.

Du drückſt Dich ſehr beſtimmt aus.

Wilhelm.

Werde nicht unwillig, Marie. Höre mich an. Auch ich habe ein Projekt, das unſere Verbindung beſchleunigen ſoll.

Marie.

Du trägſt Dich immer mit Projekten —

Wilhelm.

Diesmal kann's nicht fehlſchlagen, Du wirſt ſehen. Was ich jetzt ausgekocht, muß uns mit Geld und Ehre überſchütten, und was das Beſte iſt: ſchon morgen wird es ſich entſcheiden.

Marie.

Da gehen ja unſere Projekte Hand in Hand, denn ich ſpiele morgen.

Wilhelm.

Was? Morgen?

Marie.

So iſt es. Der Direktor hat mein Wort.

Wilhelm.

Was fällt Dir ein? Morgen wird das neue romantiſche Schauſpiel: der Zauberdrache, aufgeführt.

Marie.

Darin ſpiel' ich die Königin Sabionella.

Wilhelm.

Die ſpielt ja Madame Wackelzahn.

Marie.

Sie iſt krank; überdies iſt ihre Manier veraltet.

Wilhelm.

Sie iſt ſchon eine ganze Schauſpielerin! — Du, die Königin Sabionella? Hahaha!

Marie.

Du lachſt?

Wilhelm.

Du haſt Recht: ich ſollte eigentlich nicht lachen. — Höre, Marie: ſpiele Komödie, wenn es ſeyn

muß, aber die Königin Sabionella laſſ' mir ungehudelt. Die Rolle erfordert eine große Künſtlerin. Ich kenne das Stück: es iſt — von einem meiner Freunde.

Marie.

Ich werde mich bemühen, ihm die Rolle zu Danke zu ſpielen.

Wilhelm.

Marie, — das Mädchen iſt ausgewechſelt! — Sieh, ich muß Dir nur geſtehen: das Stück iſt —

Marie.

Kein beſonderes Stück, das weiß ich.

Wilhelm.

So? — Nun, wie Du meinſt!

Marie.

Aber die Rolle iſt gut.

Wilhelm.

Gleich viel! Sie paßt nicht für Dich.

Marie.

Und warum nicht?

Wilhelm.

Sie iſt zu heroiſch, zu tragiſch! Du taugſt beſſer für's Naive.

Marie.

Du irrſt! Ich fühle nur Beruf für die Tragödie.

Wilhelm.

Nun denn — daß ich Dir's gerade herausſage Du haſt gar kein Talent.

Marie.

Kein Talent?

Wilhelm (ernſt).

Gewiß nicht.

Marie (ſtutzt).

Hm! Der Vormund meint das Gegentheil.

Wilhelm.

Der Vormund iſt ein Narr.

Marie.

In allem Andern! Aber das Theater kennt er.

Wilhelm.

Laſſ Dir rathen! Gib den Plan auf.

Marie.

Kann ich denn?

Wilhelm.

Sieh, Dich verblendet die Eitelkeit.

Marie.

Eitelkeit?

Wilhelm.

Es iſt nichts anders.

Marie.

Du wirſt mich im Ernſte böſe machen.

Wilhelm.

Noch einmal, Marie: ſteh' ab von dem Schritte. Ich verlang' es als einen Beweis Deiner Liebe.

Marie.

Nun ja! Da wird die Liebe vorgeſchützt — es iſt nicht mehr zu ändern.

Wilhelm.

Die Ausführung Deines Planes trennt uns — Marie, trennt uns — für immer.

Marie.

Wilhelm —

Wilhelm.

Ja, Marie! Es wird mir ſchwer, es zu ſagen, es zu denken — aber wahrhaftig, wenn Du die Bühne betrittſt, verlaſſ' ich Dich für immer.

Marie.

Abſcheulich! Nun kenn' ich erſt Deinen Trotzkopf.

Wilhelm.

Und ich Dein kaltes, Dein gleichgültiges Herz. Deine Eitelkeit, Deine Gefallſucht iſt ſtärker als Deine Liebe.

Marie.

Wie Sie wollen, mein Herr, wie Sie wollen.

Wilhelm.

Faſt muß ich glauben, das Ganze iſt ein angelegter Plan, um mit mir zu brechen.

Marie.

Sehr möglich.

Wilhelm.

Du biſt ſchon ſeit längerer Zeit ganz anders mit mir. Die Nachbarn erzählen mancherlei —

Marie.

Die Nachbarn reden immer die Wahrheit.

Wilhelm.

Ich weiß, ein vornehmer Fremder kommt zu Euch in's Haus. —

Marie.

Hab' ich es Dir verhehlt?

Wilhelm.

Er macht Dir den Hof.

Marie.

Vielleicht.

Wilhelm.

Du biſt freundlich mit ihm.

Marie.

Allerdings. Er iſt ein liebenswürdiger, artiger Mann, der mir von ſeinen Reiſen erzählt, der mich mit Achtung behandelt, der mich nicht beleidigt, nicht kränkt, nicht quält —

Wilhelm.

Marie!

Marie.

Laſſ mich! — Ich habe Dich nun ganz kennen gelernt; Deinen Eigenſinn, Deine Laune! — Mich ſo zu behandeln! — Ich ſoll keinen Willen haben? ſoll Dir blind gehorchen? ſoll allen Umgang meiden? O es iſt abſcheulich!

Wilhelm.

Marie — ſo höre mich nur an — ich war heftig, voreilig — man ſagt wohl ein Wort zu viel — ich will Dir abbitten — nur Deinen Plan gib auf! Nur nichts vom Theater!

Marie.

Wie oft ſoll ich's wiederholen? Es iſt nicht mehr zu ändern.

Wilhelm.

Wohlan! — Leb' wohl!

Marie.

Wilhelm! — bleib' da.

Wilhelm.

Was ſoll ich länger hier? Du haſt kein Herz für mich.

Marie.

Dieſe Härte — o das iſt zu viel!

Wilhelm.

Du weinſt? — Aenderſt Du Deinen Entſchluß?

Marie (weinend).

Nein, nein, nein!

Wilhelm.

So lebe wohl! — Marie, Du wirſt es bereuen, dieſes treue Herz von Dir geſtoßen zu haben; der Glanz, der Flitter Deines neuen Standes wird Dir keinen Erſatz geben für die ſtillen Freuden der reinen, der unſchuldigen Liebe. Marie, ich liebte Dich wie meine Seele, wie mein Leben, — aber ſeit dieſer Stunde ſind wir für einander verloren.

(Ab.)

Siebente Scene.

Marie (allein).

Wilhelm! — Er geht! Er hört mich nicht? — Er kommt zurück! — Nein. — Der Starrkopf! der Eigenſinn! Die Thränen ſtanden ihm in

den Augen — wie mir. (Zu Franz.) Da rennt er ſchon über die Straße — nun biegt er um die Ecke — Wilhelm! — — Er ſieht ſich nicht um — ſonſt blickte er immer zurück, wenn er um die Ecke bog. Er muß wohl ſehr böſe ſeyn. — Wir haben uns noch niemals gezankt. Ich hab' ihm wohl auch zu viel geſagt. Aber ſein Eigenſinn iſt Schuld. Was hat er denn Gründliches gegen meinen Plan eingewendet? — Er meint, ich habe kein Talent. Kein Talent! Da gibt es ja ein Mittel, ihn wieder gut zu machen. O er ſoll mir's noch abbitten! — Ihm zum Trotz will ich die Königin Sabionella ganz vortrefflich ſpielen. Warte nur, Du ſollſt ſchon ſehen, daß ich Talent habe! (ab.)

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

(Zimmer im Gaſthofe.)

Baron Groll (allein, dann) Rabe.

Baron

(ſitzt und lieſt den Theaterzettel).

„Demoiſelle Marie Spitz wird die Ehre haben, ihren erſten theatraliſchen Verſuch zu machen.“ Verzweifeltes Mädchen! Nun ſpielt ſie Komödie! — Aber auch das verleiht ihr neues Intereſſe.

Rabe (auftretend).

Da komm' ich außer Athem —

Baron.

Nun, haben Sie meine Aufträge beſorgt? (ſteht auf.)

Rabe.

Alle, alle. Der Inſpektor für ihre Güter am Rhein iſt gefunden.

Baron.

Wirklich? Da fällt mir eine große Laſt vom Halſe. Nur keine Geſchäfte! Lieber verſchenk' ich die Güter, eh' ich ſie ſelbſt verwalte. — Iſt's doch ein ehrlicher Menſch? Ich meine, iſt's kein offenbarer Räuber? denn gegen mäßiges Stehlen habe ich nichts einzuwenden.

Rabe.

Der Mann, den ich Ihnen vorſchlage, ſtiehlt gar nicht.

Baron.

Iſt's etwa der Mann im Monde?

Rabe.

Es iſt mein Jugendfreund, von dem ich Ihnen erzählt habe. Ich hab' ihn hieher beſtellt. Da ſind einſtweilen ſeine Zeugniſſe.

Baron (ſieht ſie durch).

Recht gut, recht gut!

Rabe.

Er iſt fleißig und geſchickt, verſteht die Landwirthſchaft —

Baron.

Wir wollen ihn gelegentlich examiniren. Aber nun, wie ſteht es mit dem Mädchen?

Rabe.

Auch darüber weiß ich Auskunft: ſie hat den beſten Ruf, aber —

Baron.

Aber —?

Rabe.

Sie hat auch einen Liebhaber.

Baron.

Dacht' ich's doch!

Rabe.

Es war leicht zu denken: ſie iſt ſehr hübſch und neunzehn Jahre alt.

Baron.

Und ich zähle vierzig! Und es laufen ſo viele Dreißiger auf der Welt herum!

Rabe.

Aber nicht jeder hat Geld, nicht jeder iſt ein Baron.

Baron.

Das iſt ja eben das Unglück, daß ich Geld habe!

Rabe.

Glückliches Unglück!

Baron.

Wär' ich arm, ſo wüßt' ich längſt, ob ich geliebt bin. Wer iſt denn mein Nebenbuhler? Gewiß ein armer Schlucker! Warum bin ich nicht auch als ein armer Teufel geboren?

Rabe.

Iſt vielleicht ein Tauſch gefällig? Ich bin bereit.

Baron.

Daß ich ein Narr wäre! Man verzweifelt doch bequemer, wenn man Geld hat.

Rabe.

Ach ja, es iſt die angenehmſte Verzweiflung von der Welt.

Baron.

Das alte Lied! Keiner iſt mit ſeinem Zuſtande zufrieden; jeder wünſcht ſich in des Andern Haut, und wenn er darin ſtäke, möcht' er herausfahren. — Sprechen Sie doch, wer iſt mein Nebenbuhler?

Rabe.

Ihr künftiger Inſpektor.

Baron.

Was?

Rabe.

Aber er hat ſich ſeit kurzem mit dem Mädchen entzweit.

Baron.

Ein Liebeszwiſt!

Rabe.

Nicht doch! Sie haben förmlich gebrochen.

Baron.

Wirklich?

Rabe.

Ganz und gar. Er will ſie nicht mehr ſehen.

Baron.

Sie haben ihm doch von meinen Abſichten nichts geſagt?

Rabe.

Kein Wort. (Bei Seite) Und zwar aus guten Gründen.

Baron.

Wir müſſen ihn von hier entfernen.

Rabe.

Das wäre mein Rath.

Baron.

Wiſſen Sie was? Ich mach' ihn zum Inſpektor.

Rabe.

Vortrefflich!

Baron.

Auf der Stelle.

Rabe.

Je eher, je lieber.

Baron.

Aber er muß morgen abreiſen.

Rabe.

Das verſteht ſich. (Es klopft.)

Baron.

Herein!

Zweite Scene.

Vorige. Wilhelm.

Rabe.

Da iſt er! Herr Baron, dies iſt mein Jugendfreund Wilhelm Schmachtenberg, den ich Ihnen empfohlen habe.

Baron.

Es freut mich, junger Mann, Sie kennen zu lernen.

Wilhelm.

Herr Baron —

Baron (bei Seite, zu Rabe).

Der Menſch iſt ganz unverſchämt jung.

Rabe.

Wilhelm, der Herr Baron iſt geneigt, Dir die bewußte Stelle zu geben.

Wilhelm.

Sehr viel Ehre; aber der Herr Baron kennen mich kaum.

Baron.

Dieſe Zeugniſſe und Ihre offene Phyſiognomie ſprechen für Sie.

Wilhelm.

Demungeachtet muß ich —

Rabe.

Die Stelle annehmen.

Wilhelm.

Aber ich habe ja —

Rabe.

Das Dekret noch nicht in der Hand. Sollſt es gleich haben. Wo iſt es denn?

Baron.

Dort auf dem Tiſch.

Rabe.

Der Name fehlt.

Baron.

Füllen Sie ihn aus.

Rabe.

Sogleich. (Geht ab.)

Wilhelm.

Aber —

Rabe (kommt).

Wilhelm Schmachtenberg. (Tritt zu Wilhelm) Sey kein Narr! Nimm die Stelle an! (Laut) Achthundert Thaler, freie Wohnung — Holz, Licht — was willſt Du mehr? Herr Baron, Ihre Unterſchrift.

Baron (kommt).

Da, Da.

Rabe.

Sſ. (Gibt Wilhelm das Dokument) Herr Inſpektor, ich gratulire.

Wilhelm.

Iſt's denn wirklich?

Rabe.

Freilich! freilich!

Wilhelm.

Es ging ſo raſch —

Rabe

Je nun, es gibt Fälle, in denen man ſehr ſchnell avancirt.

Wilhelm.

Ich hege wirklich einiger Zweifel —

Rabe

(nimmt ihm das Decret aus der Hand und ſteckt es ihm in die Taſche).

Was Zweifel! Steck' nur den Inſpektor ein.

Wilhelm.

Herr Baron, ich werde mich bemühen —

Baron.

Schon gut, lieber, junger Mann.

Wilhelm.

Ich kenne zwar die Güer noch nicht —

Rabe

Da iſt die Beſchreibung, da Deine Inſtruction.

Wilhelm.

Sind große Weingebirge dabei?

Baron.

Ich glaube.

Wilhelm.

Die werd' ich auf italieniſche Manier behandeln.

Baron.

Wie Sie wollen.

Wilhelm.

Haben Sie Schafzucht?

Baron.

Vermuthlich.

Wilhelm.

Ich führe die Stallfütterung ein.

Baron.

Meinetwegen.

Wilhelm (zu Natz).

Ein ſonderbarer Gutsherr! Die Oekonomie ſcheint ihn nicht zu intereſſiren. Darf ich eine Bedingung machen?

Baron.

Welche Sie wollen.

Wilhelm.

Ich wünschte morgen abzureiſen.

Baron.

So? Morgen? (Stößt Rabe an) Rabe —

Wilhelm.

Das heißt: wenn der Herr Baron nichts dagegen haben —

Baron.

O nein. Brauchen Sie vielleicht Reiſegeld?

Wilhelm.

O bitte —

Rabe.

Ich will die Poſt beſtellen.

Baron.

Recht. (zu Wilhelm) Ich werde Ihnen durch Freund Rabe noch eine Summe einhändigen.

Wilhelm.

Danke gehorſamſt. (zu Rabe) Das iſt der beſte Herr von der Welt.

Rabe (zum Baron gewendet).

Du biſt nun ein gemachter Mann. Jetzt fehlt Dir nichts, als eine Frau.

Wilhelm.

Eine Frau? — Ja, wenn's noch geſtern wäre! — Heute iſt es zu ſpät.

Rabe.

Zu ſpät?

Wilhelm.

Du weißt ja, ich habe Marien aufgegeben.

Rabe (zum Baron).

Er hat ſich mit ſeiner Geliebten überworfen.

Wilhelm.

Schweige doch davon! Was kann das den Herrn Baron kümmern —

Rabe.

Da kennſt Du den Herrn Baron nicht! Er nimmt Antheil an der Sache. Nicht wahr?

Baron.

Allerdings! den wärmſten.

Wilhelm.

Viel zu gütig —

Baron.

Ich betrachte Sie ſeit dieſer Stunde als einen meiner Angehörigen. Vielleicht kann ich Ihnen einen Rath geben —

Wilhelm.

Danke gehorſamſt. (Zu Rabe) Das iſt der beſte Herr von der Welt.

Rabe.

Deine Geliebte geht zwar gegen Deinen Willen auf's Theater —

Wilhelm.

Sie ſpielt die Königin Sabionella.

Rabe.

Ihr könntet Euch aber doch wieder verſöhnen.

Wilhelm.

Nimmermehr! Ich gab mein Wort: wenn ſie die Bühne betritt, ſind wir geſchiedene Leute.

Baron.

Sein Wort muß man halten.

Wilhelm.

Nicht wahr, Herr Baron? — Ueberdies weiß ich nun ganz bestimmt, daß ein fremder vornehmer Herr täglich zu ihr in's Haus kommt.

Baron.

Ein fremder Herr? Wie heißt er?

Wilhelm.

Das weiß ich nicht. Sie hat ihn mir in's Gesicht gelobt.

Baron.

Abscheulich! (Zu Nebe, bei Seite) Das bin ich.

Wilhelm.

Ich hätte gute Lust, ihm gelegentlich aufzupassen, und —

Baron.

Dazu möcht' ich nicht rathen. — Das beste, Sie geben das Mädchen auf.

Wilhelm.

Meinen Sie?

Rabe.

Der Baron hat recht. Auch mein Rath iſt: mach' Dich reiſefertig, und nimm Deinen Abſchied von Geier.

Wilhelm.

Mein Contract iſt eben zu Ende —

Baron.

Das trifft ja herrlich zuſammen!

Rabe.

So geh' einſtweilen nach Hauſe und bring' alles in Ordnung.

Baron.

Ja, ja, gehen Sie, lieber junger Mann, und bleiben Sie ſtandhaft.

Wilhelm.

Das will ich.

Baron.

Reiſen Sie weg, ohne Abſchied von ihr zu nehmen.

Wilhelm.

Ohne Abſchied?

Baron.

Freilich! Die Weiber haben immer Thränen in Bereitſchaft. —

Wilhelm.

Wenn ſie aber wirklich bereut?

Baron.

Dann reiſen Sie wieder zurück. Vor der Hand müſſen Sie ſich als Mann zeigen; das Mädchen muß Ernſt ſehen, muß die Bühne freiwillig verlaſſen und Sie um Vergebung bitten. —

Wilhelm.

Sie haben recht. Ihr Leichtſinn verdient Strafe; aber ſie wird ganz gewiß bereuen. — Herr Baron, ich gehe —

Baron.

Leben Sie wohl, junger Freund, und beherzigen Sie meinen Rath.

Wilhelm.

Wie kann ich Ihnen für Alles danken, was Sie für mich gethan haben?

Baron.

Es iſt gerne geſchehen.

Rabe.

Der Baron will noch mehr für Dich thun.

Wilhelm.

Welche Großmuth! — Darf ich um Ihre Hand bitten?

Baron.

Mit Vergnügen.

Wilhelm.

Welche Güte! welche Herablaſſung! — So ein Baron iſt mir noch gar nicht vorgekommen! — Ganz gehorſamſter Diener!

Dritte Scene.

Baron Groll. Rabe.

Baron.

So, den Nebenbuhler hätten wir vom Halſe.

Rabe.

Und obendrein einen Inſpektor gewonnen. Zwei Fliegen mit einem Schlage! — Aber fühlten Sie keine Gewiſſensbiſſe?

Baron.

Warum? — Der junge Mann iſt zu harmlos für das kluge Mädchen. Sie zeigt Neigung für mich, ſie hat mich ihm in's Geſicht gelobt —

Rabe.

Aber er liebt ſie ſchon lange —

Baron.

Jugendliebe! Ein Geſchöpf der Phantaſie!

Rabe.

Die vierzig Jahre!

Baron.

Man hat ſich conſervirt.

Rabe.

Freilich! Zehntauſend Thaler Einkünfte erhalten die ewige Jugend.

Baron.

Pah! bin ich nicht lebhafter, feuriger als der junge Mann? reist er nicht ab? bleib' ich nicht hier? — Wenn ich ihr nun gefalle? — Denken Sie an Göthe's Mann von fünfzig Jahren! — Ich gehe, mich durch eine Bouteille Rheinwein noch mehr zu verjüngen, und dann rasch zu der kleinen Hexe. Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. (ab.)

Vierte Scene.

Rabe (allein).

Nun wollen wir Rath halten. Soll ich meinen Freund warnen? — Wozu? — Liebt ihn sein Mädchen wirklich, so hat er von dem Verjüngungsprozesse des Barons nichts zu besorgen; wird sie ihm untreu, so mag er froh seyn, daß er sie los ist. Wir verschweigen's ihm also aus wahrer Freundschaft. Freundschaft? Sey aufrichtig, lieber Rabe! Wenigstens gegen Dich. Du hast be-

ſchloſſen, Dich gelegentlich in das ſchöne Lenchen ganz entſetzlich zu verlieben; Wilhelms Nähe iſt Dir ein bischen unbequem, nicht wahr? — Nun ja, liebes Gewiſſen, Du haſt wohl recht. — Du biſt alſo ein Spitzbube, mein Rabe? Du handelſt aus Intereſſe? — Was fällt Dir ein, verehrungswürdiges Gewiſſen! Ich bin ganz Edelmuth, ganz Tugend, nur mit einem kleinen Beiſchmack von Spitzbüberei; das ſchützt die Tugend vor Fäulniß.

(Ab.)

Fünfte Scene.

(Zimmer bei Geier. Auf einer Seite ein Tiſch mit aſtronomiſchen Inſtrumenten und Büchern, auf der andern Magdalenens Arbeitstiſchchen.)

Geier. Magdalena.

Geier.

Es iſt gewiß, mein Kind, das Schickſal der Menſchen ſteht in den Sternen geſchrieben; aber wie man es herausleſen ſoll, das iſt eine andere Frage.

Magdalena (nimmt das Crucifix).

Mein Schickſal wird ſeyn, keinen Mann zu bekommen, und das iſt ein ſehr trauriges Schickſal.

Geier.

Laß nur Deinen Vater ſorgen. Rabe iſt ein Windbeutel; ich will Dir einen andern Mann ausſuchen.

Magdalena.

Wir haben ſie hier nicht zum Ausſuchen.

Geier.

Wer weiß! — Sieh mein Kind, ich habe Dir von dem Asellus borealis und australis erzählt. Beide Sterne ſtehen gerade über meinem Hauſe; der eine leuchtet hell und klar, der andere iſt blaß. Was bedeutet das? — Rabe iſt der eine Stern; er hat ſein Vermögen verloren. Der Stern iſt blaß, den Rabe kriegſt Du alſo nicht.

Magdalena.

Aber er iſt hübſch und artig; er gefällt mir.

Geier.

Nur ruhig! — Wer iſt der andere Stern, der helle, der klare? Rath' einmal.

Magdalena.

Was kümmern mich die Sterne?

Geier.

Schmachtenberg iſt's.

Magdalena.

Schmachtenberg?

Geier.

Niemand anders! — Er iſt mein Troſt, meine Stütze. Das Geſchäft ging ſchon hübſch bergab. Im Vertrauen: wenn ein Käufer kam, ſchickt' ich oft den Jungen durch die Hinterthüre weg und nahm das verlangte Pfund Kaffee beim Nachbar zu leihen. Jetzt haben wir wieder Vorräthe und Käufer. Und wer hebt das Geſchäft? wer zieht die Kunden an? Der ausgeſtopfte Haifiſch an der Thüre? Die Eidechſen im Weingeiſt? — Nein! — Der hübſche, wohlgewachſene, unausgeſtopfte junge Commis.

Magdalena.

Da hat der Vater recht. Seit er hier iſt, wird der Laden niemals leer; den ganzen Tag wimmelts von Dienſtmädchen und Mamſells, von gnädigen Frauen und Köchinnen.

Geier.

Siehſt Du? Ein hübſcher Commis iſt die Seele einer vermiſchten Waarenhandlung. Wir müſſen ihn alſo feſthalten, ganz feſt. Aber wie? Heute iſt ſein Contrakt zu Ende. Er kann leicht beſſere Anträge bekommen. Darum hab' ich beſchloſſen — na, was meinſt Du?

Magdalena.

Soll er etwa gar — ?

Geier.

Dein Mann werden.

Magdalena.

Ach!

Geier.

Willſt Du ihn haben?

Magdalena.

Er gleicht wohl ſo ziemlich meinem Ideal.

Geier.

Auch dem meinigen. Er arbeitet wie ein Pferd.

Magdalena.

Er erweiſt mir viel Aufmerkſamkeit.

Geier.

Ich wette, er iſt in Dich verliebt. Aber gleichviel! Iſt er nur erſt dein Mann, ſo übergeb' ich ihm das ganze Geſchäft, lebe dann blos mit den Sternen und entdecke Kometen.

Sechste Scene.

Vorige. Wilhelm.

Magdalena.

Himmel, da kommt er.

Geier.

Deſto beſſer.

Wilhelm.

Herr Geier, da iſt der Rechnungsabſchluß.

Geier.

Wozu, lieber Schmachtenberg? Wir werden ja noch länger beiſammen bleiben.

Wilhelm.

Ich wünſche zwar —

Geier.

Eine Gehaltsvermehrung? Nicht mehr als billig.

Wilhelm.

Viel zu gütig! (Bei Seite.) Der ehrliche Mann! Es thut mir wirklich weh, ihn verlaſſen zu müſſen.

Geier.

Ich bin recht ſehr mit Ihnen zufrieden. Sie ſind ſo ein ſtiller, fleißiger, beſcheidener junger Mann. Sie ſpielen nicht, Sie trinken nicht, Sie thun gar nichts —

Wilhelm.

Bitte ſehr —

Geier.

Ich ſchätze Sie deßhalb; Alles ſchätzt Sie. Auch meine Tochter ſchätzt Sie. Nicht wahr, Magdalena?

Magdalena

(indem ſie raſch ſteht, mit einem Seitenblick auf Wilhelm ohne aufzuſehen)

Ach ja, Papa.

Wilhelm (bei Seite).

Was ſoll das heißen?

Geier.

Aber wiſſen Sie, was Ihnen fehlt? — Sie müſſen ſich anſäßig machen, und zwar hier, wo man Sie ſo gerne ſieht, in Ihrer Vaterſtadt. Mit einem Wort: Sie müſſen heirathen.

Wilhelm.

Heirathen? ich?

Magdalena (leiſe zu Vater).

Der Vater fällt ja mit der Thür in's Haus.

Geier (eben ſo).

Laß mich nur machen. (Zu Wilhelm.) Haben Sie etwa ſchon gewählt?

Wilhelm.

Ich nährte wohl einmal die Hoffnung, geliebt zu ſeyn, aber ich habe mich getäuſcht.

Geier.

Wer weiß, wer weiß! (Leise zu Magdalena.) Es ist richtig! er ist in Dich verliebt! (Zu Wilhelm.) Sie sind zu bescheiden mit dem Frauenzimmer. Sie kennen Ihre eigenen Verdienste nicht. Sie wissen nicht, welchen Eindruck Sie zu machen im Stande sind.

Magdalena (seufzt.)

Geier.

Wie, wenn ich nun eine Parthie für Sie wüßte?

Wilhelm.

Ich bitte, bemühen Sie sich nicht.

Geier (bei Seite).

Ich muß es ihm ein bischen näher legen. (Zu Wilhelm.) Z. B. was sagen Sie dazu, wenn ein angesehener Bürger dieser Stadt Ihnen seine Tochter zur Frau bestimmt hätte?

Wilhelm.

Mir?

Geier.

Ja doch, Ihnen. (Bei Seite.) Er ist gar zu dumm. (Zu Wilhelm.) Es ist ein Kaufmann.

Wilhelm.

Ein Kaufmann? (bei Seite) Ich glaube gar —

Geier (bei Seite).

Merkt er denn noch nichts? (Zu Wilhelm.) Wie gesagt, ein Kaufmann, ein ziemlich aufrechter, solider Mann, der Sie genau kennt. Er hat Ihre stille Neigung für seine Tochter entdeckt, und er schätzt Sie dafür, daß Sie Ihre Gefühle zu verschweigen wußten. Er kommt Ihnen auf halbem Wege entgegen, ja er geht noch weiter, nämlich ganz fort, und läßt Sie mit seiner Tochter allein. (Bei Seite.) Ich denke, das muß er doch verstanden haben! Und nun mögen Sie's mit einander ausmachen. (Ab.)

Siebente Scene.

Wilhelm. Magdalena.

Wilhelm (bei Seite).

Wahrhaftig, er meint Mamsell Madeleine!

Magdalena (bei Seite).

Ich getraue mir kaum die Augen aufzuschlagen.

Wilhelm (bei Seite).

Was ſoll ich thun? Ich kann Ihr doch nicht in's Geſicht ſagen, daß ich Sie nicht mag.

Magdalena (bei Seite).

Mir glüht das Geſicht — er ſcheint verlegen — ach, das iſt eine Scene wie in der Mimili.

Wilhelm.

Mamſell Madeleine —

Magdalena.

Mosje Wilhelm? —

Wilhelm.

Dero Herr Vater ließen da ein Wort fallen —

Magdalena.

Ich hab' es wohl fallen hören.

Wilhelm.

Es klang ſehr vortheilhaft für mich —

Magdalena.

Sie ſind allzu gütig.

Wilhelm.

Wenn ich es anders richtig verſtanden hab.

Magdalena.

Ganz gewiß.

Wilhelm.

Ich will es aber lieber nicht zu meinem Vortheil deuten.

Magdalena.

Und warum nicht?

Wilhelm.

Ich ehre die Rechte eines Dritten.

Magdalena (bei Seite).

Aha! Er eifert mit Rabe.

Wilhelm.

Ich glaube daher kaum, daß man meinen Antrag günstig aufnehmen würde.

Magdalena.

Je nun! Ein Versuch wäre zu wagen. —

Wilhelm (bei Seite).

Steht es so? Nun heißt es deutlicher reden — Ich muß Ihnen nur gestehen — ich nähre schon lange eine Leidenschaft —

Magdalena.

Ich hab' es wohl bemerkt.

Wilhelm (aufstehend)

Wirklich?

Magdalena.

O ja!

Wilhelm.

Und wann haben Sie entdeckt —?

Magdalena.

Erst heute.

Wilhelm.

Und auf welche Art? (Bei Seite.) Vermuthlich hat sie gelauscht, als ich mit Marien sprach.

Magdalena.

Ich fand gewisse Verse auf dem Comptoir — sehr hübsche Verse — von Nachtigallen und Rosen — deren Gegenstand sich errathen läßt.

Wilhelm.

Sie wissen also mein Geheimniß?

Magdalena.

Ich weiß es.

Wilhelm.

Und verzeihen mir?

Magdalena.

Ich verzeihe Ihnen.

Wilhelm.

Gütiges Mädchen!

Magdalena.

Bester, junger Mann! — — (Sie hat ſich Wilhelm genähert, und läßt den Zwirnknaul fallen, welchen er aufhebt, wobei ſie ſich gleichfalls etwas bückt, um ihm ganz nahe zu kommen.)

Wilhelm

(indem er ſie, der Aufforderung gehorchend, auf die Wange küßt).

Seien Sie meine Freundin!

Magdalena

(mit niedergeſchlagenen Augen).

Ach, das bin ich ja ſchon.

Wilhelm.

Ich will Ihnen Alles entdecken — —

Magdalena.

Genug, genug! — Heftiger, junger Mann! kann ich es denn verbergen, daß ich Ihnen gut bin? —

Wohlan! ich gehe — (reicht ihm die Hand, etwas affektirt). Sprechen Sie mit meinem Vater. (Rasch ab.)

Achte Scene.

Wilhelm (allein).

Was? — Sprechen Sie mit meinem Vater? — Das heißt: Heirathen Sie mich! — Das fehlte noch! Es ist um desperat zu werden! Stürzt denn alles Unglück über mich zusammen! (Ab.)

Ende des dritten Aktes.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

(Bei Krespel).

Krespel. Marie.

Krespel.

Sei ohne Sorge. Alles wird gut gehen. Die letzte Probe fiel vortrefflich aus.

Marie.

Ich zittere, wenn ich an den Abend denke.

Krespel.

Zittern? Warum nicht gar! Du wirſt gefallen. Du haſt gefallen. (Zieht ein Papier hervor.) Da ſteht es ſchwarz auf weiß.

Marie.

Was iſt das?

Krespel.

Eine Recenſion über dein Spiel. Ein guter Freund hat ſie geſchrieben, morgen wird ſie abgedruckt.

Marie.

Er hat mich ja noch nicht ſpielen ſehen.

Krespel.

Das thut nichts. Mein Freund hat eine lebhafte Phantaſie, ich habe überdieß der Phantaſie ein bischen nachgeholfen. Du haſt vortrefflich geſpielt. Da lies.

Marie.

Aber wie kann man voraus wiſſen — ?

Krespel.

Närrchen! Sagen die Kalendermacher nicht das Wetter voraus?

Marie.

Die Sache gefällt mir gar nicht.

Krespel.

Höre nur — (lieſt abgebrochen) „Am — zum erſten Mal — romantiſches Schauſpiel — romantiſch, ſoll heißen langweilig" — Der Dichter kriegt einige verdiente Hiebe ab. Er hat ſich nicht genannt: vermuthlich ein junger Menſch, der ſich an keine Partei anſchließen will, darum werden ihn alle Parteien zerzauſen. — Nun zur Darſtellung. (lieſt wie oben.) „Herr Kernbeiß, als König, hat ſich wacker gehalten. — Die Herren Weiß und Schwarz geſtalteten ihre Rollen zweckmäßig. — Madame Plump, Herr Grob und Demoiſelle Bär waren angenehme Erſcheinungen. — Demoiſelle Marie Spitz als Königin Sabionella." Jetzt kommt's. (lieſt.) „Dieſe junge talentvolle Anfängerin beurkundete, welch ein hoher Genius in ihr wohne. In ihr wächſt dem deutſchen Theater eine zweite Schröder zu. Ihre Sprache, ihr Gang, der Ausdruck ihrer Züge iſt Muſik. Einige kleine Declamationsfehler muß man

der Anfängerin zu Gute halten. Sie gefiel außerordentlich und ward — einige Mal hervorgerufen.“ — Wie viel Mal iſt einſtweilen ausgelaſſen. (Lies's.) „Dem Vernehmen nach dürfen wir uns Hoffnung machen, dieſes glänzende Talent bald für immer zu beſitzen.“ Merkſt Du was? (Lies's). „Das Coſtüme von unſerm phantaſiereichen Krespel war überraſchend, eben ſo ſeine Maſchinen, worunter ſich beſonders ein Drache auszeichnete, welchem der wackere Künſtler auf das täuſchendſte echt animaliſches Leben einzuhauchen wußte.“ Nun, was ſagſt Du dazu? Gelt, der verſteht's?

Marie.

Wenn es nun anders ausfällt? Ueberhaupt find' ich es unrecht.

Krespel.

Pah! Klappern gehört zum Handwerk.

Marie.

Die Kunſt iſt aber kein Handwerk.

Krespel.

Menſchenwerk, mein Kind. Du wirſt ſchon Einſehens kriegen. — Aber es iſt halb ſechs Uhr. Halte Dich bereit. Ich muß auf's Theater. Meine Alte geht mit Dir.

Coraggio, e no tremar, anima mia!
(Zeigt auf die Recenſion.)
Di gloria immortal *questa* è la via. (Ab.)

Zweite Scene.

Marie (allein).

Es wird nicht gut enden. Das Herz pocht mir ſchon den ganzen Tag. Daß ich mich doch verleiten ließ! Wilhelm hat am Ende recht: ich habe kein Talent. Aber nun iſt kein Rückſchritt mehr möglich. — Weiß ich denn meine Rolle? Himmel, ich glaube, ich habe den erſten Vers vergeſſen. Wo iſt die Rolle? (Sucht darin.)

„Ihr treuen Völker, die von Oſt und Weſt" —

Wie konnt' ich auf die treuen Völker vergeſſen? Hab' ich den Vers doch tauſendmal geſagt! — Nun, das wird ein ſauberes Ende geben.

Dritte Scene.

Marie. Baron Groll.

Baron.

Liebes Mädchen —

Marie.

Ach, Herr Baron!

Baron.

So eben hab' ich eine Loge in's Theater genommen.

Marie.

Ach, ich schäme mich —

Baron.

Warum? Sie glauben doch nicht, daß ich ein Vorurtheil hege, gegen die Ausübung einer so schönen Kunst?

Marie.

Das nicht; aber wenn ich bedenke, daß ich vor Ihnen und vor so vielen Andern — daß es schief

gehen kann — daß ich etwa gar — (bei Seite) Weiß ich den Vers noch?

„Ihr treuen Völker, die von Oſt und Weſt —"

Baron.

Machen Sie ſich keine Grillen, liebes Kind. Es wird gehen. Denken Sie gar nicht darauf. Sprechen wir von etwas Anderm, z. B. von mir. Ich muß mich bei Ihnen bedanken.

Marie.

Bei mir?

Baron.

Allerdings. Ich weiß, Sie haben ſich vortheilhaft über mich geäußert.

Marie.

Was kann Sie das Urtheil eines unbedeutenden Mädchens kümmern?

Baron.

An dem Ihrigen liegt mir ſehr viel.

Marie.

Ein Mann, der die halbe Welt durchreiſ't hat —

Baron.

Und der nirgends eine bleibende Stätte fand.

Marie.

Es muß doch eine Luſt ſeyn, alle Länder zu durchfliegen, ſo viele Menſchen kennen zu lernen!

Baron.

Glauben Sie mir, die Menſchen gleichen ſich allenthalben. Den meiſten fehlt die Seele. Ihrem Geſchlechte leider am allermeiſten.

Marie.

Wir bedanken uns, Sie ſind wohl ein Frauenhaſſer?

Baron.

Gewiß nicht. Aber die Weiber haben mir von jeher ein bischen übel mitgeſpielt.

Marie.

Hm! Wiſſen Sie, Herr Baron, was ich von Ihnen denke?

Baron.

Nun? Ich bin begierig. (Bei Seite.) Kein Zweifel! Ich gefalle ihr.

Marie (ſchalkhaft).

Sehen Sie, Sie ſind nicht mehr jung —

Baron (getroffen).

Ganz jung freilich nicht.

Marie.

Sie ſind auf dem Punkte, ein Hageſtolz zu werden. Das macht Sie verdrießlich. Darum müſſen Sie ſich bei Zeiten nach einer Frau umſehen.

Baron.

Meinen Sie? (Bei Seite.) Iſt ſie am Ende ſchlauer als ich denke? macht ſie Pläne auf mich? (zu Marien) Ihr Weiber ſeyd doch alle gleich. Jede hält ſich für die Univerſal-Medicin, die uns Männer aus dem Grunde kuriren kann.

Marie.

Wir ſind wohl auch ſo etwas dergleichen.

Baron.

Wenigſtens ſchmeckt die Medicin nicht übel. Wie wär' es, ſchöne Marie, wenn Sie mein Arzt würden?

Marie.

Ich? O ich verstehe gar nichts von der Arzneimittellehre.

Baron.

Keine Verstellung, schönes Kind! Ich weiß, Sie haben Praxis. Ich kenne einen Ihrer Patienten: er ist eben in der Krisis.

Marie.

Was meinen Sie damit?

Baron.

Sie sind mit einer gewissen Person gespannt —

Marie (bei Seite).

Woher kann er wissen — ?

Baron.

Liebes Mädchen, ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen; wenn Sie aber meines Rathes, meiner Hülfe bedürfen, so sprechen Sie offen. Ich fühle in diesem Augenblick, daß ich uneigennützig handeln kann. Soll ich Sie mit dem gewissen Jemand versöhnen? soll ich ihm Ihre Verzeihung bringen?

Marie.

Ich, mein Herr —

Baron.

Sie ſchweigen?

Marie.

Was ſoll ich ſagen? Er hat mich verlaſſen, aufgegeben —

Baron.

So ſcheint es.

Marie.

Nicht wahr? er ſprach davon? er liebt mich nicht mehr?

Baron.

Er iſt ein kleiner Trotzkopf.

Marie.

Da haben Sie recht.

Baron.

Er hat ein bischen Anlage zum Haustyrannen.

Marie.

Die allergrößte.

Baron.

Aber er kann ſich beſſern.

Marie.

Schwerlich.

Baron.

Ihre Tugenden, Ihre Sanftmuth, Ihre Güte müſſen den Menſchen umwandeln.

Marie.

Ach, mein Herr, ich bin nicht ſo gut als Sie glauben!

Baron.

Sie ſind das liebenswürdigſte, das verſtändigſte Mädchen von der Welt! — Wohlan! Sie haben mit dem Trotzkopf gebrochen, wollen Sie es mit einem andern Kopf verſuchen?

Marie.

Mein Herr —

Baron.

Ich bin kein Freund von Umwegen, darum zwei Worte für alle: ich —

Vierte Scene.

Vorige. Brigitte.

Brigitte.

Der Theaterwagen!

Baron (in Eile).

Die Alte! Sehr zur Unzeit.

Marie.

Iſt's denn ſchon Zeit?

Brigitte.

Die höchſte! — Der Herr Baron werden verzeihen —

Baron.

Gehorſamer Diener. (Bei Seite.) Ich war im beſten Zuge —

Marie.

Wo iſt meine Rolle? — Frau Muhme, ſie fährt doch mit?

Brigitte.

Freilich, mein Kind.

Marie.

Ach, nun iſt mein ganzer Muth dahin.

Brigitte.

Was fällt Dir ein! Du weißt, ich war früher dagegen. Aber Herr Baron, nun hab' ich das Mädchen auf der Probe geſehen. Die iſt für's Theater geboren. Lauter Leben, lauter Feuer! Mein Alter muß ihr's eingeblaſen haben. Das declamirte und agirte und ſprudelte die Verſe wie Waſſer aus dem Mäulchen — nnd das ging Alles ſo natürlich, ſo natürlich —

Marie.

Meint Sie Muhme? Meinen Sie Baron?

Baron.

Ganz gewiß, liebes Kind! Nur Muth, nur Muth! (Zu Marie.) Sie iſt bezaubernd.

Brigitte.

Und nun fort! Es iſt die höchſte Zeit.

Marie.

Das ganze Stück läuft mir im Kopf herum — wenn nur einmal der erſte Vers heraus iſt. (Im Abgehen.) „Ihr treuen Völker, die von Oſt und Weſt —“

(Ab mit Brigitte.)

Baron.

Morgen wird ſie meine Frau. (Ab.)

Fünfte Scene.

(Platz vor dem Theaterhauſe.)

Zuſchauer

(Die Thür an das verſchloſſene Thor bringend).

Aufmachen! Aufmachen!

Theaterfeldwebel

(das Thor halb öffnend).

Ruhig, oder es wird gar nicht geſpielt.

Ein Zuſchauer.

Wir ſind ſchon ruhig, Herr Feldwebel.

Feldwebel.

Hübſch langſam! Eins nach dem Andern!

(Zu Volk kommt heraus.)

Feldwebel.

Nun, heute machen wir doch einmal Kaſſa. (Ab.)

Sechste Scene.

Zuſchauer

(die eingeln und paarweiſe in's Theater gehen, dann Wilhelm).

Wilhelm (allein).

Saubere Entdeckung! Der Baron half ihr in den Wagen! — Alle Wetter! Nun fällt es mir wie Schuppen von den Augen! Er macht mich zum Inſpektor, gibt mir Reiſegeld, — kein Zweifel, er iſt der fremde vornehme Herr! Er will mich aus dem Wege haben. Und ich Dummkopf ließ mich zu ſeinem Inſpektor machen! — Aber ich will ihm das Dekret zurückgeben. Nein! Vor die Füße will ich es ihm werfen. Stille! da kommen Leute. (Rein zurück)

Siebente Scene.

Wilhelm. Andere Zuſchauer, darunter zwei junge Leute.

Zweiter Zuſchauer.

Haſt Du das Pfeifchen, Fritz?

Dritter Zuſchauer.

Freilich.

Zweiter Zuſchauer.

Die Mamſell Spitz wollen wir total auspfeiffen.

Dritter Zuſchauer.

Das wollen wir. (Will ab.)

Wilhelm

(Der ſich gebückt, kommt nach.)

Teufelsbuben! Nun wollen ſie ſie auspfeiffen. — Ach, Marie, was ich leide um deinetwillen! Und Du konnteſt mich vergeſſen, verrathen — Mein Principal mit meiner Quaſi-Braut. Geſchwinde aus dem Weg! (Rennt in Seite.)

Achte Scene.

Vorige. Geier und Magdalena.

Geier (im Auftreten).

Iſt's in Verſen?

Magdalena.

Ja, Papa.

Geier.

Fatal! Ich mag die Verſe nicht leiden.

Magdalena.

Daß ſich Wilhelm nicht ſehen läßt!

Geier.

Er iſt ein Haſenfuß. Wir müſſen ihm Zeit laſſen. Aber komm'!

Magdalena.

Papa!

Geier.

Was gibt's?

Magdalena.

Herr Rabe —

Geier.

Wo?

Magdalena.

Dort, mit dem fremden Herrn Arm in Arm.

Geier.

Sieh doch! Er iſt recht ſauber gekleidet.

Magdalena.

Er hat uns geſehen.

Geier.

So!

Magdalena.

Er grüßt uns —

Geier.

Laſſ' uns gehen! (Geht ab in's Theater.)

Neunte Scene.

Baron Grell. Rabe. Wilhelm (im Hintergrund.)

Rabe.

Die dort iſt's! Sie blickt verſtohlen nach mir.

Baron.

Ein artiges Mädchen!

Rabe.

Eilen wir ihnen nach! Nehmen wir ſie in die Loge!

Baron.

Meinetwegen.

Rabe.

Ich mache Sie mit dem Alten bekannt. Er iſt ein Original. Kommen Sie nur! (Beide ab.)

Zehnte Scene.

Wilhelm (allein, tritt vor).

Der Verräther! Und Rabe mit ihm: der falſche Freund! — Ich hätte gute Luſt ihnen nachzueilen, und — aber das hat Zeit bis morgen! — Der Platz iſt leer. Das Stück iſt wohl ſchon angegangen. Mir klopft das Herz! — Mein armes, romantiſches Schauſpiel! Meine ſchönen Verſe: Marie wird ſie mir verhunzen. Ich wollt', ich hätte das Stück niemals geſchrieben! — Aber warum? Geſetzt, es gefiele, trotz ihres ſchlechten Spieles? — Und warum nicht? Es iſt Poeſie darin — wenn ſie die Leute nur herausfinden! — Horch! Ich glaube, ſie klatſchen! — Das iſt der Monolog des Königs! — Nun geht alles gut. Der Monolog

war das einzige Gefährliche im Stück. — So iſt er denn endlich gekommen, der große, der lang erſehnte Augenblick! Ich hab' es lang in mir gefühlt, daß ich ein Dichter bin, aber Niemand wollt' es glauben. Jetzt wird es offenbar! — Mein Werk gefällt, wird bewundert, in den Journalen geprieſen, ich werde gedruckt, ich komme in Octav, in Duodez heraus! — Sie klatſchen ſchon wieder! — Das klingt, wie die ſchönſte Muſik! — Nun ſind alle hypochondriſchen Grillen wie weggeblaſen! — Marie wird doch vielleicht die Königin Sabionella nicht übel ſpielen. — O ich bin glücklich, bin ſelig — ich möchte die ganze Welt umarmen!

Krespel (Tritt in die Thür).

Fangt die Straßenbuben zuſammen! Wir brauchen Volk.

Wilhelm.

Das iſt Krespel.

Eilfte Scene.

Wilhelm. Krespel.

Krespel (im Zuſtande).

Die erſten Scenen gingen gut.

Wilhelm (ihn entgegen).

Herr Krespel —

Krespel.

Wer ruft? — Ah, Mosje Schmachtenberg! — Wollt Ihr ein Freibillet? Aber Ihr müßt klatſchen.

Wilhelm.

Ich danke. Verehrter Freund, ſagen Sie mir, gefällt das Stück?

Krespel.

Freilich!

Wilhelm.

Der Monolog des Königs machte Effekt?

Krespel.

Großen Effekt. Es iſt auch ein hübſch Stück Arbeit.

Wilhelm.

Ja, ja, die Verſe ſind gelungen.

Krespel.

Kennt Ihr denn das Stück?

Wilhelm.

Ob ich es kenne? — Ich bin der Verfaſſer.

Krespel.

Was?

Wilhelm.

Da iſt der Beweis: mein Manuſcript.

Krespel.

Wär's möglich? Ihr ſeyd — Sie ſind — Du biſt der Verfaſſer?

Wilhelm.

Ich bin es.

Krespel.

Pfeffermann, Du biſt ein romantiſcher Schriftſteller?

Wilhelm.

Allerdings.

Krespel.

Du verſtehſt nicht nur den Specereihandel, ſondern auch die dramatiſche Handlung?

Wilhelm.

Erinnern Sie mich nicht an die Kaufmannſchaft. Ich will die Condition verlaſſen.

Krespel.

Recht! denn Du haſt Talent.

Wilhelm.

Das weiß ich. — Ich trete aus dem engen bürgerlichen Leben —

Krespel.

Bravo!

Wilhelm.

Und ergebe mich ganz der Poeſie.

Krespel.

Braviſſimo! — Bruder in Apoll, großes Talent, umarme mich!

Wilhelm.

Von ganzen Herzen. (Sie umarmen ſich.)

Ende des vierten Aktes.

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

(Bei Krespel.)

Krespel. Brigitte. Marie (ſitzt am Tiſch und ſtützt den Kopf in die Hand. Dann) ein Lohnbedienter.

Krespel (auf- und abgehend).

Saubere Geſchichte!

Brigitte.

So gib Dich nur zufrieden.

Krespel.

Daß ich das erleben mußte! — Wo ſind nun unſere Ausſichten?

Bedienter
(tritt auf und übergibt ein Billet).

Vom Herrn Baron von Groll.

Krespel (lieſt es).

Er läd't uns zum Frühſtück ein. (Zum Bedienten)
Wir werden aufwarten.

Bedienter. (ab.)

Krespel.

Wie ſchäm' ich mich vor dem werthen Gönner! —
Aber der Dichter iſt an Allem ſchuld.

Brigitte.

Freilich.

Krespel.

Das kommt heraus, wenn ſich die löbliche Kaufmannſchaft in die Poeſie einmiſcht. Hat er nicht die Verſe nach der Elle ausgemeſſen, wie ſeine Bänder? — Der erſte Monolog des Königs war erträglich; alles Uebrige taugte dem Henker. Die Leute lachten, ſtatt zu weinen. Romantiſches Schauſpiel! — Romantiſcher Hanswurſt! — Nichts war romantiſch, als mein Drache!

Brigitte.

Nun ſieh! Du haſt die Satisfaction.

Krespel.

Was hilft das? Meine Drachen ſind längſt anerkannt. Aber die da! die haben ſie ausgelacht.

Brigitte.

Marie taugt einmal nicht für's Theater.

Krespel.

Taugt nicht? Das wollen wir ſehen. Sie muß in einer andern Rolle auftreten.

Marie (tritt auf).

Nein, lieber Vormund. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Lange genug fiel ich Ihnen und der guten Muhme beſchwerlich. Ich habe genug gelernt, um mich ſelbſt durch's Leben zu bringen. Hier zu bleiben, wo die Leute mit Fingern auf mich wieſen, wäre mir unmöglich. Die Gräfin aus der Reſidenz, welche unlängſt hier durchreiſte, bot mir die Stelle einer Geſellſchafterin an: erlauben Sie, daß ich ſie annehme. Der armen Waiſe bleibt ja doch keine andere Ausſicht.

Brigitte.

Nein, liebes Kind! So lang' ich einen Biſſen Brod habe, ſollſt Du nicht in fremder Leute Dienſt.

Krespel.

Nun ja! Fangt etwa gar an zu weinen, und mich zu rühren! Spielt eine Iffland'ſche Familienſcene! — Du willſt nicht auf's Theater?

Marie.

Nimmermehr!

Krespel.

Du haſt keinen Kunſtſinn. Wen das Auspfeifen abſchreckt, der hat nicht die rechte Weihe! — Aber thu', was Du willſt. Fege die Stuben, ſcheure Teller, ſchmachte mit Deinem elenden romantiſchen Dichter. Ich ſehe ſchon im Geiſte, wie er Dich alle Sonntage auf's Land führt, er trabt neben Dir einher, unterm linken Arm den katunenen Regenſchirm, die Tabakspfeife von Porcellain im Mund. Pfui! (ab.)

Zweite Scene.

Marie. Brigitte.

Brigitte.

Mein Alter wird noch einmal überſchnappen. Aber laß ihn brummen. Er meint's nicht ſo böſe.

Marie.

Ich weiß ja. — Wir ſind allein, Muhme. Hat Sie auch recht gehört? Iſt Alles, wie Sie erzählt hat?

Brigitte.

Freilich. Herr Geier erzählte geſtern allen ſeinen Kunden: Mein Commis wird mein Schwiegerſohn.

Marie.

Unbegreiflich!

Brigitte.

Was unbegreiflich! Die Männer ſind alle ſo. Die ſanfteſten ſind oft die ärgſten. Stille Waſſer trügen. Laß Dir's zur Warnung dienen. Sieh! Mein Alter iſt ein Polterer, ein Grobian; im

Grunde iſt er aber doch eine ehrliche Haut. Wir keifen ſeit zwanzig Jahren. Ein Fremder glaubte, wir lägen uns täglich in den Haaren. Es iſt eben nichts. Wir lieben uns eben auf unſere Art. Drum, ſoll ich Dir rathen: wenn Du heiratheſt, nimm einen Mann, wie mein Alter. (ab.)

Dritte Scene.

Marie (allein).

Wilhelm! — Iſt es möglich? So ſchnell konnteſt Du mich vergeſſen? — Aber ich hab' es um Dich verdient. — Ja, ich will ihn aufgeben. Ich bin ja ohnehin ſeiner nicht werth.

Vierte Scene.

Marie. Brigitte.

Brigitte.

Marie —

Marie.

Muhme?

Brigitte.

Es will Dich Jemand ſprechen.

Marie.

Mich?

Brigitte.

Denke Dir, es iſt Wilhelm.

Marie.

Himmel!

Brigitte.

Nur ruhig. Der Alte iſt ausgegangen. Du kannſt dem ſaubern Herrn recht den Text leſen. — Kommen Sie nur, Monſieur Wilhelm. (ab.)

Fünfte Scene.

Marie. Wilhelm.

Wilhelm.

Marie —

Marie.

Wilhelm!

Wilhelm.

Theures Mädchen!

Marie.

Laß mich!

Wilhelm.

Du ſcheinſt bewegt —

Marie.

Nicht doch!

Wilhelm.

Ich konnte nicht widerſtehen, Dich zu ſehen.

Marie.

Ich war ſehr um Dich beſorgt.

Wilhelm.

Von mir iſt nicht die Rede. Ich hab' ein ſchlechtes Stück geſchrieben.

Marie.

Und ich habe ſchlecht darin geſpielt.

Wilhelm.

Mich verleitete der Hochmuth —

Marie.

Und mich die Eitelkeit.

Wilhelm.

Ich bin recht unzufrieden mit mir ſelbſt.

Marie.

Ich hab' es mehr Urſache, als Du.

Wilhelm.

Ich will in meinem Leben keinen Vers mehr machen.

Marie.

Ich will nie wieder Komödie ſpielen.

Wilhelm.

Liebe Marie, ich bin eigentlich gekommen, den Abſchied von Dir zu nehmen.

Marie.

Abſchied? (Bei Seite.) Es iſt doch richtig.

Wilhelm.

Sieh, ich habe mir Alles überlegt. Heut Nacht, als ich ſchlaflos auf meinem Bette lag, da ward es mir recht klar, daß ich Deinem Glück nur im Wege bin. Du ſollſt mir nicht länger Deine Jugend, Deine ſchönen Tage opfern. Ich bin ein unwürdiger, ein ganz gewöhnlicher Menſch. Mein

ganzes Treiben war Thorheit. Ich verdiene Deine Liebe nicht, darum iſt's das Beſte, wir ſcheiden.

Marie.

Wilhelm, Du ſchwärmſt!

Wilhelm.

Nein, nein, Marie, es iſt ſo, wie ich ſagte. Bin ich erſt weg, ſo kannſt Du noch glücklich werden. Ich weiß — der fremde Baron liebt Dich.

Marie.

Der Baron?

Wilhelm.

Er will Dir ohne Zweifel ſeine Hand anbieten. Du haſt geſtern ſeine Eigenſchaften gegen mich geprieſen; ich konnte ſie nur nicht ſo recht herausfinden; aber er iſt gewiß ein guter, ein verſtändiger Mann, er wird Dein Leben mit allen Freuden ſchmücken. Du wirſt mit ihm glücklich ſeyn.

Marie.

Wilhelm! — Du biſt nicht aufrichtig. Du willſt mich aufgeben; — warum nennſt Du nicht den wahren Grund?

Wilhelm.

Ich hab' ihn genannt: ich bin Deiner nicht werth.

Marie.

Hm! — Sieh mir einmal in die Augen.

Wilhelm.

Nun?

Marie.

Sag' es noch einmal, daß Du mich verlaſſen willſt.

Wilhelm.

Ja, Marie, ich will, ich muß Dich verlaſſen.

Marie.

Wilhelm — und dann?

Wilhelm.

Geh' ich in die weite Welt.

Marie.

Und Mamſell Madeleine geht mit?

Wilhelm.

Mamſell Madeleine?

Marie.

Sie iſt Dir nicht abgeneigt.

Wilhelm.

Mag ſeyn.

Marie.

Und Du wünſcheſt, daß ich den Baron heirathe?

Wilhelm.

Ja, Marie. Du wirſt mit ihm ein zufriedenes und ſorgenfreies Leben führen.

Marie.

Ich verſtehe Dich. — Und Du nimmſt Madeleinens Hand?

Wilhelm.

Wenn Dir ein Gefallen damit geſchieht —

Marie (bei Seite).

Es iſt gewiß, er heirathet Madeleinen.

Wilhelm (bei Seite).

Kein Zweifel, ſie nimmt den Baron.

Marie.

Du haſt recht, Wilhelm; wir müſſen ſcheiden.

Wilhelm.

Wir müſſen —?

Marie

Ja, wir müſſen! Aber wir wollen uns den Abſchied nicht erſchweren. Gib mir Deine Hand, Wilhelm! Hege keinen Groll gegen mich.

Wilhelm.

Vergib mir, wenn ich Dich beleidigte.

Marie.

Denke zuweilen an mich.

Wilhelm.

Wir haben ſchöne Tage mitſammen verlebt —

Marie.

Sie ſind vorüber.

Wilhelm.

Ach ja! Und kehren nimmer wieder. — Doch nun genug! — Lebe wohl!

Marie.

Lebe wohl!

Wilhelm.

Gib mir noch einmal die Hand!

Marie.

Da!

Wilhelm.

Leb' wohl!

Marie.

Leb' wohl!

Wilhelm.

Leb' wohl! (Zum Gehen gewendet.)

Marie.

Wilhelm —

Wilhelm.

Marie —

Marie.

Du gehſt?

Wilhelm.

Ach Marie! (Umarmt ſie.) Lebe wohl! Sey glücklich!

(Raſch ab.)

Marie.

Wilhelm, Wilhelm — (Folgt ihm.)

Sechste Scene.

(Zimmer im Gasthofe.)

Baron Groll und Rabe.

Baron.

Wenden Sie mir nichts ein! Es ist beschlossen, ich trag' ihr meine Hand an.

Rabe.

Wenn sie sich aber weigert?

Baron.

Auch für den Fall ist gesorgt: ich habe meinen Reisewagen bestellt.

Rabe.

Soll ich anspannen lassen?

Baron.

Ich bin meiner Sache ziemlich gewiß. — Hat sich mein Inspektor nicht sehen lassen?

Rabe.

Mit keinem Auge. Ich fürchte, er wittert Unheimliches.

Baron.

Mag er doch! — A propos! Wie weit ſind Sie geſtern in der Loge mit dem Mädchen gekommen?

Rabe.

Beinahe bis zum Verlieben.

Baron.

Und der Alte — ? —

Rabe.

Machte mir Avançer, aber ich ſpielte den Zurückhaltenden.

Baron.

Sie haben doch Beide zum Dejeuner geladen?

Rabe.

Allerdings.

Baron.

Gut. — Wollen Sie ein ordentlicher Menſch werden?

Rabe.

Warum nicht?

Baron.

Sie haben lange genug in der Welt herumgeschwärmt; es ist Zeit, Ihre Lebensweise aufzugeben. Ich kenne Ihre Verhältnisse. Sie haben noch Forderungen an Geier und Compagnie; machen Sie sie geltend, übernehmen Sie die Leitung des Hauses, heirathen Sie das hübsche Mädchen.

Rabe.

Wenn Sie befehlen —

Baron.

Sie haben einmal in Paris in's geheim einer redlichen aber armen Familie mit dreitausend Thalern auf die Beine geholfen —

Rabe.

Wie Teufel haben Sie erfahren —? Es war das einzige Vernünftige, was ich in Paris gethan habe.

Baron.

Ich will es glauben, denn Tags darauf verloren Sie in einer halben Stunde hundert Dukaten im Billard. Ich hielt Sie für reich: Sie waren

es nicht. Was haben Sie Familien zu unterſtützen? — Nehmen Sie dieſes Papier; bilden Sie ſich ein, ich hätte die Familie unterſtützt. Der Inhalt dieſes Blattes wird genügen, um Sie in Thätigkeit zu ſetzen, aber nicht Ihren Fleiß entbehrlich zu machen. Empfangen Sie einſtweilen unſere Gäſte. (ab.)

Siebente Scene.

Rabe (allein, öffnet das Papier).

Ein Wechſel auf dreitauſend Thaler? Träum' ich? — Aber nein! Das iſt das Gaſthaus zum goldenen Stern, das iſt meine Naſe, und das — iſt ein Wechſel. Goldener Baron, Original, reiſender Engländer, Vetter aus Liſſabon, Eſſighändler! — Ich hab' ihn immer für einen Filz gehalten, aber da iſt der klarſte Beweis, daß ich ihm unrecht gethan habe. — Hm! Es iſt doch ſonderbar! Zwanzigtauſend Thaler wußt' ich im Hui durchzubringen, und dieſe dreitauſend machen

mir so viel Freude! — Ich will sie gut benützen — der grüne Elephant soll neu aufleben — ja, ich fühl' es, diese Lust am Gelde ist die Wiederkehr meiner Tugend. Meine kaufmännische Seele, mein Spekulationsgeist erwacht wieder. Die süßen Bilder meiner Jugend steigen vor mir auf: Börse, grünverhängtes Comptoir, Handlungs-Schematismus — — die Augen gehen mir über — ja, ich will ein ordentlicher Mensch werden, ich will eine Frau nehmen, will gewässerten Wein trinken und solide Geschäfte machen.

Achte Scene.

Rabe. Wilhelm.

Wilhelm.

Rabe —

Rabe.

Wilhelm! Kommst Du endlich?

Wilhelm.

Nur zwei Worte: Ich weiß, der Baron iſt in meine Marie verliebt. Ihr wolltet mich forthaben: ich gehe, aber ohne Euere Beihülfe. Da nimm das Decret zurück.

Rabe.

Was fällt Dir ein?

Wilhelm.

Ich will dem Baron nicht verpflichtet ſeyn.

Rabe.

Aber er braucht ja einen Inſpektor. Ich habe Dir das Verhältniß nur verſchwiegen, damit Du Dich nicht weigerſt, die Stelle anzunehmen. Jetzt haſt Du Braut und Beſtallung miteinander.

Wilhelm.

Gut gemeint, aber ſchlecht errathen. Nimm das Decret zurück.

Rabe.

Du bleibſt alſo bei Geier?

Wilhelm.

Keineswegs. Ich habe ſchriftlich aufgekündigt. Er wollte mir mit Gewalt Magdalenens Hand aufdringen.

Rabe.

Die Hand meiner Braut? Das verbitt' ich mir.

Wilhelm.

Ich habe mir's auch verbeten.

Rabe.

Du liebſt alſo Marien?

Wilhelm.

Wie mein Leben. Aber der Baron —

Rabe.

Still! Wir ſprechen noch darüber! — Ein ſchwerer Tritt auf der Treppe — er iſt's!

Wilhelm.

Wer?

Rabe.

Der grüne Elephant ſamt ſeiner Tochter.

Wilhelm.

Mein Prinzipal? Das wär' eine ſaubere Zuſammenkunft! — Gibt's keine Hinterthüre?

Rabe.

Nein. Aber dort iſt mein Zimmer. Geh' hinein. Nur geſchwinde.

Wilhelm (ab.)

Neunte Scene.

Rabe. Geier. Magdalena.

Rabe.

Sieh da! Euer Edlen — ſchönes Lenchen! — Mein Freund, der Baron, wird gleich hier ſeyn. Euer Edlen ſehen etwas verdrießlich aus. Auch Sie, ſchönes Lenchen.

Magdalena.

Verdrießlich? O ganz und gar nicht.

Rabe (bei Seite).

Der verlorne Bräutigam ſteckt ihr im Kopfe! — Wiſſen Euer Edlen, daß wir noch ein kleines Geſchäftchen mit einander abzumachen haben?

Geier.

Wie? Ein Geſchäft?

Rabe.

Allerdings. Es haben ſich da unter meinen Papieren gewiſſe Forderungen an Dero Handlung gefunden —

Geier.

Ei, ei!

Rabe.

Noch von meines Vaters Zeiten her —

Geier.

So, ſo!

Rabe.

Die Sümmchen belaufen ſich auf einige tauſend Thaler.

Geier.

Sieh doch!

Rabe.

Hier ſind die Papiere. Belieben Sie nur die Unterſchrift zu betrachten: Chryſoſtomus Geier.

Geier.

Ich habe meine Brille vergeſſen.

Magdalena.

Ja, ja, Papa, es iſt Ihre Hand.

Geier.

Schweig'!

Rabe.

Sehen Sie, Mamſell Lenchen, ich bin untröſtlich, daß ich die Forderungen geltend machen muß, denn Ihr Herr Vater und mein Vater waren die beſten Freunde —

Geier.

Freilich, freilich!

Rabe.

Hatten ihre Kinder für einander beſtimmt; darum ließen ſie auch ihre Gelder ſo durcheinander laufen — Euer Edlen werden mich verſtehen —

Geier.

Wir können ſie ja auch laufen laſſen, beſter Herr Rabe —

Rabe.

Ja, wenn ſich das alte Verhältniß wieder anknüpfen ließe — Euer Edlen werden mich verſtehen —

Geier.

Wie? Euer Edlen wollten? Aber Euer Edlen haben ja nichts.

Rabe.

Ich habe doch ſo einige Bretter aus dem Schiffbruche meines Vermögens gerettet —

Geier.

Bretter?

Rabe.

So zu ſagen einen Balken —

Geier.

Einen Balken?

Rabe.

Z. B. dieſes Papier.

Geier.

Ein Wechſel? (lieſt) „3,000 Thaler auf Hope in Amſterdam, zahlbar auf Sicht" —

Rabe.

Gratulire! Dero Augen haben ſich gewaltig gebeſſert. Euer Edlen leſen ohne Brille.

Geier.

3000 Thaler — Hope in Amſterdam — ſo viel wie baar Geld! — Euer Edlen iſt doch ein Schalk, haben den armen Teufel ſo natürlich geſpielt, und ſind insgeheim reich, ſteinreich. Wir müſſen Compagnons werden. Rücken Sie nur heraus mit den übrigen Wechſelchen.

Rabe.

In der That, jetzt bin ich fertig.

Geier.

Ganz fertig?

Rabe.

Bis auf mein Herz, das auch einen Compagnon ſucht. Schönes Lenchen, hab' ich ihn gefunden?

Magdalena.

Was ſoll ich ſagen?

Geier.

Dummheit! Du ſollſt ja ſagen.

Rabe.

Sind Sie nicht meine beſtimmte Braut?

Magdalena.

Aber Papa, ich wechſ'le ja mit den Bräutigamen alle Augenblick.

Geier.

Stille doch!

Rabe.

Ich habe einiges von dem Wechſelprozeſſe vernommen, aber in Zukunft will ich ſchon ſorgen, daß nicht mehr gewechſelt wird. — Liebes Lenchen, Sie zeigten vorgeſtern Mitleid mit meiner Lage: das hat Ihnen mein Herz gewonnen. Ich bin ein ehrlicher Kerl, Sie ſind ein aufrichtiges Mädchen — ich denke, wir können's mit einander wagen. Ich fixire mich hier, leite die Handlung, werde ein ordentlicher Bürger, Gatte, vielleicht auch Vater.

Geier.

Geht her, Kinder! dazu ſegne ich Euch vorläufig. — Das hab' ich Alles in den Sternen geleſen.

Zehnte Scene.

Vorige. Baron Groll (durch die Seitenthüre), dann Krespel, Brigitte und Marie (durch den Haupteingang). Kellner (welcher Erfriſchungen bringt). Wilhelm (in der Hand geöffnete Briefe).

Baron.

Meine Freunde, es freut mich, Sie bei mir zu ſehen.

Geier.

Herr Baron —

Baron

(bemerkt die Gouvernante, ihnen entgegen).

Liebe Marie —

Krespel.

Verehrter Gönner —

(Complimente und Verbeugungen.)

Wilhelm (Rabe umfaßt).

Pſt! pſt!

Rabe (leiſe).

Bleib' in Deinem Verſteck.

Wilhelm.

Das iſt ja Marie! Der Baron ſpricht leiſe mit ihr —

Rabe (wie oben).

Sei ohne Sorge. Laſſ mich nur machen. — Werthe Geſellſchaft! Ich bin ſo frei, meine Braut zu präſentiren.

Baron.

Ihre Braut?

Rabe.

Allerdings. Mein Schwiegervater, zweite verbeſſerte Auflage. Lenchen meine Braut.

Marie.

Seine Braut? wär's möglich? (Sie ahnet Wilhelm) Wilhelm — (Sie wirft ſich weinend)

Baron.

Brave! Das ging ja recht ſchnell. (Gießt ein Glas.) Auf das Wohl des Brautpaars!

Rabe (zu trinken).

Bedanke Dich, mein Kind! — Wir können uns jetzt ſchon duzen. — Lieber Baron auf ein Wort! — (Laut.) Wilhelm hat mir das Decret zurückgeſtellt.

Baron.

Was fällt ihm ein? wo ſoll ich einen Inſpektor hernehmen? Er darf nicht mehr zurück. Wo iſt er?

Rabe.

Dort. Er hat ſich mit Marie verſöhnt.

Baron.

Und Marie?

Rabe.

Hat ihn eben entdeckt. Sehen Sie, Sie werfen ſich telegraphiſche Küſſe zu.

Baron.

Alle Wetter! — Anſpannen! (Steht auf und ab.)

Rabe.

Anſpannen!

Baron.

Verzeiht mir, meine Freunde! Ein dringendes Geſchäft ruft mich ſo eben nach der Reſidenz. Herr Krespel, ich will dort von Ihren Drachen Wunder erzählen — aber Sie müſſen mir einen Gefallen thun: Sie müſſen Ihr Mündel verheirathen.

Krespel.

Je eher, je lieber.

(Wilhelm will heraus, Rabe hält ihn zurück.)

Marie.

Lieber Herr Baron —

Baron.

Fürchten Sie nichts, Mademoiſelle: Ich verlange Ihre Hand nicht für mich. Nur für meinen Güter-Inſpektor.

Krespel.

Ein Inſpektor? Greif zu!

Marie.

Aber —

Baron.

Weigern Sie ſich nicht! (Mit Betonung.) Und daß ſich der Inſpektor nicht etwa auch weigert! Er hat bereits Reiſegeld. Ich will keine neuen Geſchäfte. Rabe, bringen Sie die Sache in Ordnung. (Geht durch die Mitte.) Lebt wohl, meine Freunde! — Adieu, Frau Inſpektorin! (Ab.)

Letzte Scene.

Die Zurückgebliebenen. Wilhelm (tritt hervor).

Krespel.

Was ſoll das heißen? Ich verſtehe kein Wort.

Rabe.

Die Luft iſt rein. Tritt näher, lieber Freund!

Geier.

Schmachtenberg!

Magdalena.

Mein Ungetreuer!

Krespel.

Der Romantiker!

Wilhelm.

Marie!

Marie.

Wilhelm —

Krespel.

Weg von ihm! Er iſt der Verfaſſer des Zauberdrachen.

Rabe (hebt das Beil in die Höhe).

Er iſt der Inſpektor!

Wilhelm.

Marie, Du biſt mein!

Ende.

Bibliothek für Oſt und Weſt.

Novellenkranz

von

E. von Bauernfeld.

Mit einer Titel-Illuſtration von L. Lewin.

[illegible]

Berlin. — Wien. — Leipzig.

C. SW. Kronenstr. 42 Bräunerstraße 21.

Hugo Engel.

Alle Rechte vorbehalten.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Druck von J. G. Fischer & Comp. Wien.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Die Stufenjahre (Novelle aus dem Wiener Leben)	1
Die Schutzheiligen (Mittelalterliche Novellette)	91
Die letzte Fee (Culturhiſtoriſche Studie aus der Fabel- und Sagenzeit)	161

Die Stufenjahre.

Novelle aus dem Wiener Leben.

Willſt du ein braves Weib,
So ſei ein rechter Mann.
Goethe.

Erſte Abtheilung.

I.

In der Wiener Welt der zwanziger und dreißiger, ſelbſt noch in der erſten Hälfte der vierziger Jahre herrſchte eine eben ſo heitere als anſpruchsloſe Geſelligkeit. So auch im Hauſe des Präſidenten **. Der tüchtige Geſchäftsmann, welchem die bedeutendſten Bureauarbeiten übertragen waren, liebte es, des Abends einen kleinen, aber trauten Kreis von Freunden und Freundinnen um ſich zu verſammeln. Der Mann war durchwegs geſelliger Natur, doch ſchien er dabei weit weniger auf ſeine eigene Erholung und Zerſtreuung bedacht, als daß er vorzugsweiſe beſtrebt war, ſeiner heißgeliebten Gemahlin das Haus wie das Leben überhaupt angenehm und genußreich zu machen. Er war etwas über die vierzig, als er die reizende und geiſtreiche Ludmilla Baratinski (freilich bereits ein Mädchen von vollen ſiebenundzwanzig) heimführte. Im erſten Jahre der anſcheinend ganz glücklichen Ehe war ein Knäblein zur Welt gekommen, welchem — zum Schmerz des Vaters und zur Verzweiflung der Mutter — eine Exiſtenz von nur wenigen Tagen gegönnt war. Seitdem verſtrichen weitere ſieben Jahre — ohne Kinderſegen. Seiner Frau gegenüber benahm ſich der beinahe Fünfziger noch immer wie ein ſorgſamer und zärtlicher Liebhaber. Man darf ſagen, er trug ſeine Frau auf den Händen. Ludmilla war eine reizbare,

heftige, jedenfalls durchaus selbstständige Individualität, die sich wohl auch in Extravaganzen gefiel. Wenn nun der etwas pedantische Gatte ihr gegenüber gar zu große Sorgfalt zeigte, sie an einem kühlen Morgen etwa von einem Spazierritt, ihrem Lieblingsvergnügen, vom raschen Trinken in der Hitze, vom Verschlingen eines interessanten neuen Romanes, dem sie wohl auch die Nachtruhe aufopferte, und von ähnlichen kleinen Uebertriebenheiten abhalten oder abmahnen wollte, da zeigte die Schöne, eine Polin von Geburt, nicht geringe vaterländische Ungeduld.

„Bin ich ein Kind?" rief sie dem wohlmeinenden Warner zu. „Bist du mein Papa? Ich bin alt genug, um selber zu wissen, was mir frommt, und wenn ich mich erhitze oder erkälte, so ist's auf meine Gefahr!"

Dagegen ließ sich Nichts einwenden, jedenfalls wurde Nichts eingewendet, denn Widerspruch, das wußte der gute Mann aus mehrjähriger Erfahrung, machte bei dem entschiedenen Charakter seiner Frau — oder bei ihrer „Nervosität" — das Uebel nur ärger.

Unser Präsident war kein gewöhnlicher Bureaukrat. In seiner Jugend Hofmeister in einer hochgräflichen Familie, verdankte er seine schnelle Carriere nebst seinen eigenen Verdiensten auch seinem hochgestellten Gönner, dem Vater der von ihm unterrichteten jungen Cavaliere. Er selbst besaß hübsche Kenntnisse und fand unter der Last seiner amtlichen Geschäfte doch immer Zeit, wie es ihm auch an Lust und innerem Drang nicht fehlte, an seiner Bildung weiter zu arbeiten. So hatte er denn seine humanistischen und literarischen Studien auch nach seiner Verheiratung nicht aufgegeben. Seine Specialität waren die Naturwissenschaften; dabei liebte er die Künste, besonders die Musik. Der geniale Franz Schubert war sein Zeit- und Altersgenosse, dessen frühzeitigen und unersetzlichen Verlust der gemüthliche und weichmüthige, damals noch junge Mann mit warmen Thränen beweint hatte. Die Musik war es auch, die ihn späterhin in die

Nähe seiner künftigen Gemahlin zog. Ludmilla war nämlich eine ganz vorzügliche Klavierspielerin und mochte wohl für eine eigentliche Virtuosin gelten. In einem Privatconcert hatte der Präsident (damals noch Hofrath), von ihrem Vortrag der sogenannten „Mondscheinsonate" hingerissen, sich dem Mädchen vorstellen lassen. Er entdeckte aber auch noch andere Eigenschaften an Ludmilla — einen ähnlichen Drang nach Wissen und Bildung, der ihn selber erfüllte. Er suchte nun ihren näheren Umgang. Da er bei seinem vielen Wissen zugleich von Natur mittheilsam war, auch nicht ungern belehrend auftrat, noch von seinen Hofmeisterzeiten her, Ludmilla aber sich höchst lernbegierig und rasch aufnehmend erwies, so entwickelte sich bald ein angenehmes Verhältniß zwischen den Beiden. Es war gegen Ausgang der dreißiger Jahre, als dem Hofrath die Würde eines Präsidenten zutheil ward. Da wagte der ältere, doch wohlconservirte Mann den Antrag bei seiner schönen Schülerin. Ludmilla schien kaum davon überrascht. Des Mannes stille Verehrung ihrer Persönlichkeit wie ihrer Eigenschaften war ihr nicht entgangen; nach kurzem Bedenken erfolgte ihr „Ja".

„Sie müssen aber meine Schwächen mit in Kauf nehmen!" hieß es.

„Und Sie mein Alter!" wurde zärtlich erwidert.

„Ach, die Jahre sind es nicht, was uns alt macht!" rief Ludmilla mit einem Seufzer aus, welcher sich der Tiefe ihres Herzens zu entringen schien.

Man konnte fast auf den Gedanken kommen, das Mädchen habe eine Vorgeschichte. Ludmilla hielt es auch für ihre Pflicht, sich über eine „Jugendliebe" des Näheren zu erklären. Der verliebte Bräutigam verschloß ihr den Mund. Er vertraute ihr vollkommen. So traten sie ohne Zögern zum Altar.

Kein Theil fand Ursache, die rasch geschlossene Verbindung in den nächsten acht Jahren zu bereuen. Dem Hagestolz hatte sich ein neues Leben aufgethan. Sein weiches Herz schwamm in

Liebe und Seligkeit, und das vom ersten Tage an, ohne Aufhören, ohne Veränderung, ohne Abminderung. Die Frau war von etwas härterem Stoffe. Sich völlig und unbedingt hinzugeben, lag nicht in ihrer Art und Weise. Der Mann verlangte das auch nicht. Wenn sie sich nur lieben ließ! Das genügte ihm. Und sie war im Grunde gerührt von seiner zärtlichen Sorge um sie. Sie war ihm auch dankbar. Hatte er doch das abhängige, alternde Mädchen zu einer jungen Frau umgewandelt! Anstatt, wie bisher, Musik-Unterricht in fremden Häusern zu ertheilen, machte sie nun selber ein Haus, besaß ein home, eine, der „Frau Präsidentin" vielseitig beneidete Stellung in der Welt. So manches junge Mädchen hatte es vor Jahren auf den „Herrn Hofrath" angelegt, und als ihm der Präsident in Aussicht stand, da gab es einen hübschen und lebhaften Schwarzkopf von kaum zwanzig, eine Schülerin und zugleich Freundin Ludmillas, ein Fräulein Madeleine Meier, welche dem trefflichen Manne verliebte Augen machte und vielleicht sogar die geheime Absicht hegte, ihn in ihre Netze zu ziehen. Da lernte er aber Ludmilla kennen — im Elternhause der Freundin obendrein — und Madeleine stand augenblicklich im Schatten. Statt seine Braut, wurde sie die Brautjungfer Ludmilla's. Derlei thut weh und vergißt sich nicht so leicht. Sie blieben aber — Freundinnen.

In dem gesellig musikalischen Hause waren die Künstler keine seltene Erscheinung. Ein berühmter Violinvirtuose war geladen, mit welchem die Hausfrau Beethoven'sche und andere Sonaten vortrug. Beide Künstler machten Furore. Der entzückte Präsident, welchem leicht die Thränen kamen, umarmte den Mann mit schwimmenden Augen, dann auch seine Frau, die beinahe verdrießlich wurde über diese Vertraulichkeit vor der ganzen Gesellschaft.

„Wie die Gatten sich lieben!" lachte Madeleine laut auf. Dabei warf sie einen scharf beobachtenden Blick auf einen nicht mehr ganz jungen Mann, der an ihrer Seite saß und sich wenig um das Concert zu kümmern schien.

Baron Norbert, aus Preußisch-Schlesien gebürtig, eine hohe aristokratische Gestalt, mit geistreichen, nur etwas gefurchten und ziemlich ermüdeten Gesichtszügen und mit dem damals noch seltenen Vollbart, war ein sogenannter interessanter Mann. Seine ungesuchte Eleganz wie sein fein geschnittenes, blasses Gesicht mahnten an die Bulwer'schen Helden, damals das Hochentzücken der Damen wie der Stubenmädchen. Er hatte die Allüren eines Welt- und Lebemannes, vielleicht auch einen kleinen Anstrich vom Abenteurer. Wenn man ihm seine achtunddreißig Jahre nicht eben ansah, so durfte man doch annehmen, daß er deren zweite Hälfte so ziemlich benützt hatte. Er war völlig unabhängig, hatte die halbe Welt durchreist und so war er auch vor Jahr und Tag nach Wien gekommen, wo er sich besonders zu gefallen schien.

Auch sein Steckenpferd waren die Naturwissenschaften, wie das des Präsidenten, der sich durch die Kenntnisse wie durch die Suada des ausgezeichneten Mannes gleich in der ersten Stunde angezogen fühlte und ihn etwa vor einem halben Jahre in sein Haus gebracht hatte. Ludmilla schien in der ersten Zeit die Neigung ihres Gemahls für seinen neuen Freund nichts weniger als zu theilen. Gewisse ironische Aeußerungen des Barons, auch über die Frauenwelt, sagten ihr durchaus nicht zu, und sie entgegnete ihm anfangs mit ziemlicher Heftigkeit. Der Baron, an derlei offenen Widerspruch (zudem von weiblicher Seite) durchaus nicht gewöhnt, dabei ein Dialektiker sondergleichen, vertheidigte seine nur im Allgemeinen ausgesprochenen und vielleicht gar nicht so ernsthaft gemeinten Thesen nun um so hartnäckiger und mit einer solchen Gewandtheit, wußte ihnen auch durch logische Schärfe, mit Beihilfe von Beispielen aus der Geschichte und dem socialen Leben, einen solchen Anschein von Wahrheit und Wirklichkeit zu verleihen, daß der Präsident für dieses Mal ausnahmsweise der Ansicht seines Freundes und nicht (wie sonst) der entgegengesetzten seiner Gemahlin beitreten mußte. Ludmilla schwieg, wie verstimmt.

Der Baron nützte aber seinen Sieg nicht aus. Ein Meister in der Conversation, wußte er dem Gespräche bald eine scherzhafte Wendung zu geben und die frühere gute Stimmung wieder herzustellen. In mehrjährigem Umgang und in mannigfaltigen Verhältnissen mit Frauen der verschiedensten Charaktere, hatte er das Geschlecht ausgekostet und wußte genau, was man jenen reizenden, aber unberechenbaren Wesen bieten konnte, und an welchem Wendepunkt ein Einhalten nöthig war. Der Hauptgegenstand seiner Naturforschung war eigentlich das Weib. Wie gewinnt man sich aber dieses geheimnißvolle, nicht selten bedenkliche Object? Sentimentalität mit Galanterie vermischt schlägt bei einer Jeden mehr oder minder an und wohl auch ein; bei gewissen Gelegenheiten mag ein zeitweises und anscheinend kühles Sichzurückziehen nicht ohne Wirkung bleiben; dann wieder kühn und rücksichtslos, ja selbst ein wenig brutal aufzutreten, kann unter gewissen Umständen nicht schaden, nur nützen. — Derlei gehörte unter die geheimen Maximen des Lebemannes. Ludmillen gegenüber aber dachte Baron Norbert fürs Erste gar nicht daran, seine gefährlichsten Künste anzuwenden. Die Frau war ihm anfangs gleichgiltig, späterhin erregte sie ihm mehr Aerger als Wohlgefallen. Sie benahm sich entschieden herrisch gegen ihren Mann. Das mochte hingehen. Aber auch gegen ihn, gegen den Hausfreund! Denn das war er bald geworden. Der Präsident konnte nicht leben ohne ihn, brachte ihn beinahe jeden Abend ins Haus, ward nicht müde, den belesenen Mann, der auch ein Selbstdenker war, die Grundzüge der Schelling'schen Naturphilosophie entwickeln zu hören.

An einem andern Abend erzählte Baron Norbert von seinen Reisen durch England, Frankreich, Italien. Er hatte auch einen Blick in den damals noch wenig bereisten Orient gethan. Die fremden Sitten und Gewohnheiten, seltsame Vorfälle und Abenteuer, auch Gefahren, die dem Weltwanderer gedroht, kamen zur Sprache. Ludmilla horchte aufmerksam zu, wie weiland dem

Mohren Othello die weiße und ſanfte Desdemona laut pochenden Herzens gelauſcht hatte, welcher die ſtrenge Präſidentin nun freilich nicht von weitem glich. — Wenn der Baron von intereſſanten Menſchen erzählte, ſo wies er ihnen immer die erſte Stelle an und hielt ſeine eigene Perſon dabei beſcheiden im Hintergrund; vor Allem war er aber auf der Hut, ſeiner bonnes fortunes, deren man ihm wohl eine Fülle zutrauen durfte, auch nur andeutungsweiſe zu erwähnen. — Unter anderen Gaben beſaß der neue und eigentlich einzige Hausfreund auch ein ausgezeichnetes, durch ein höchſt wohl- und volltönendes Organ unterſtütztes Vorleſetalent. Eine neue Auflage von Lenau's Gedichten war unlängſt erſchienen. Der Präſident brachte das Buch nach Hauſe und erſuchte den Baron, gewiſſe Lieblingsgedichte ſeiner Frau durch ſeinen Vortrag noch zu höherer Geltung zu bringen. Der „Weltſchmerz", durch die überzeugenden Verſe des melancholiſchen Dichters zur Tagesparole erhoben, fand damals vorzugsweiſe Anklang in allen weiblichen Herzen. Der Baron las alſo. Und nicht wie ein gewöhnlicher Declamator, ſondern wie ein empfindender Menſch, zugleich wie ein begeiſterter Rhapſode, welcher aus der Tiefe ſeines Gemüthes improviſirt. Die Wirkung dieſer Lektüre auf das kleine Publicum war übermächtig. Die nicht leicht zu rührende Frau konnte eine hervorrollende Thräne, die ſie raſch wieder abwiſchte, nicht zurückhalten; auch die immer heitere Madeleine entrichtete den Zoll eines Thränchens; der Präſident war aber völlig aus dem Häuschen und ſchluchzte tief bewegt.

„Was iſt das für ein Dichter!" rief er weinerlich aus, indem ſeine großen runden und wäſſerigen Augen völlig in Sentimentalität zerſchmolzen. „Was ſind Sie aber auch für ein Vorleſer, Baron! — Baron? Und „Sie"? — Nein, Du! Und mein einziger, mein wahrer Freund! Du, Du!"

Damit umarmte der gemüthliche Mann den Hausfreund, der das im eigentlichen Sinne noch gar nicht war, denn die

Frau hatte ſich bis zu dieſer Stunde noch immer ziemlich fremd gegen ihn benommen, und ſie trug auch noch in den nächſten Tagen die gleiche Zurückhaltung gegen den von ihrem Gatten bewunderten Rhapſoden zur Schau. Ihm aber war die nervöſe, unſtäte, geiſtſprühende und hin- und herfahrende Frau von fünfunddreißig Jahren inzwiſchen intereſſant geworden.

„Wie iſt dieſer Sprühteufel an den gutmüthig behaglichen Pedanten gerathen?“ fragte er ſich im Stillen. „Was iſt da vorausgegangen? Denn ohne frühere Jugendromane gehen derlei Feuer- und Glutweſen eine bürgerliche Vernunftehe nicht ein.“ Das war dem Frauenkenner klar. „Und ſie iſt jetzt eine gute Hausfrau, ſeit Jahren. Auch anſcheinend zufrieden. Allein in ihren dunklen, feurigen, bisweilen verſchleierten, geheimnißvollen Augen glüht ein Etwas, welches deutlich zu erkennen gibt: „Mir iſt nicht wohl dabei!“

Dem Baron war es vorerſt nur darum zu thun, das Geheimniß, welches er bei Ludmilla vorausſetzte, aus ihr herauszulocken. Zu dieſem Zwecke mußte er vor allen Dingen ihr ſchroffes Weſen bekämpfen, ſie ein wenig zutraulich machen. Sie war, was man eine „honnette Frau“ nennt. Von einer Neigung durfte man daher nichts merken laſſen, ohne augenblicklich ihr Zutrauen zu verſcherzen. — Neigung? Empfand er denn dergleichen? Nein. Wenigſtens vorderhand noch nicht. Nur Neugier, oder nennen wir's Forſchungstrieb. Er wollte ſeine Erfahrungen über die Frauen erweitern, vermehren. Weiter nichts. Doch hielt er ſich vorläufig in gewöhnlicher Strategie mehr an den Mann, mit dem er botaniſiren ging, den ſpecifiſchen Charakter der aufgefundenen Pflanzen beſtimmte und claſſificirte, den er auch an mehreren Abenden in gelehrte Kreiſe entführte, wozu er ſich in humoriſtiſcher Wendung die Erlaubniß der geſtrengen Herrin ausbat. Ludmilla ſagte nicht Nein, blieb aber ärgerlich zu Hauſe, in Geſellſchaft der Freundin Madeleine. — „Wes-

halb ärgert sie sich?" fragte sich der Hausfreund. „Weil der Gemahl davon geht? Oder weil ich wegbleibe?"

Der Baron hielt sich fortwährend in Reserve gegen Ludmilla; sie selbst wurde nach und nach zutraulicher und mittheilsamer und war bei ihrer Lebhaftigkeit und Ungeduld zuletzt kaum mehr im Stande, sich artig zu erweisen, wenn Madeleine nach ihrer Manier in das Boudoir stürmte und ein trauliches Gespräch mit dem Freunde unterbrach. Das Mädchen, noch immer hübsch und begehrlich, war nun gleichfalls in die bedenklichen Jahre gekommen, wie früher Ludmilla. Madeleine hatte sich zwar wohlhabender, aber philiströser Eltern zu erfreuen, die auch das einzige Töchterchen gehörig verzogen, dem Kinde alle Unarten angehen ließen, sich an dem erwachsenen Mädchen entzückten, welches mit seinen körperlichen Reizen, seinem munteren Geiste und gelegentlichen anmuthigen Capricen eine Rolle in dem Kreise ihrer Umgebung spielte. An annehmbaren Freiern fehlte es nicht. Den Präsidenten hätte man, trotz seiner Jahre, seinerzeit vielleicht nicht verschmäht, weil er ein Mann war, mit welchem sich leben, der sich lenken und leiten ließ; in der Folge wurde man peinlicher in der Wahl, gefiel sich in seiner Mädchenfreiheit und Ungebundenheit, ließ sich anbeten, aber nicht heimführen. — So verflossen die Jahre und mit ihnen bisweilen der gute Humor der Schönen, welche ganz ernsthaft behauptete, sie sei nicht im Stande zu lieben, und eine mariage de raison einzugehen, wie ihre Freundin Ludmilla, dazu könne sie sich nun und nimmer entschließen. Derlei mußte auch ihr treuester Verehrer mit anhören, ein junger und reicher Gutsbesitzer, der seit sieben Jahren um diese Rachel warb und die Hoffnung auf ihren dereinstigen Besitz noch immer nicht aufgab. Er kam beinahe täglich in ihr Elternhaus, brachte ihr Blumensträuße, die sie bei Seite warf, und neue Bücher, die sie nicht las. Er seufzte ihr vor, und sie mißhandelte ihn. Darin bestand das Verhältniß der Beiden.

Ludmilla, in deren Hause, wie bereits erwähnt, Madeleine heimisch geworden, gab sich alle Mühe, die eheſcheue Freundin zu bekehren, lud höhergestellte Beamte zum Thee, Officiere von Rang, Künstler von Bedeutung — Alles vergebens. Madeleine ließ sich nach wie vor den Hof machen, wich aber jeder ernsthaften Annäherung entschieden aus. — „Muß denn durchaus geheiratet werden?“ äußerte sie sich gelegentlich zu Ludmilla. „Ich habe mich selbst, meine Eltern und Dich. Was verlange ich mehr?“ — Es genügte aber doch nicht recht. Das zeigte sich bald nach dem Auftreten des Baron Norbert. Die grauen und stechenden Augen dieses reisenden Frauenbezwingers hatten etwas von den verderbendrohenden Blicken der Boa, und seine einschmeichelnde Rede mahnte an die verführenden Conversationskünste der Schlange im Paradiese. Vielleicht zu Madeleinens Unheil stach ihm das üppige und überreife Mädchen in die Augen. Er erinnerte sich an das Urtheil des Marquis Posa über die „Tugend“ der Prinzessin Eboli.

„Erwerb'ne Unschuld, dem erhitzten Blut
Durch List und schwere Kämpfe abgerungen!“

recitirte er für sich lachend und versäumte es nicht, sich der bisher kalten Kokette in fast auffallender Weise zu nähern und sie selbst vor ihrer Freundin, der Präsidentin, auszuzeichnen. Madeleine fühlte sich geschmeichelt, einen so bedeutenden Mann unter ihre Verehrer zählen zu dürfen; die scheinbar übersehene Ludmilla vergaß ihrer Eigenliebe und war aufrichtig erfreut über den Vorzug, welcher der Freundin zutheil geworden. — „Das ist der Mann für Dich, oder Keiner!“ rief sie ihr zu.

„Denkt er denn an Heirat? Dieser verwöhnte Hagestolz und Frauenjäger!“ wendete Madeleine ein, schien aber nicht unangenehm berührt, als man ihr erwiderte: „Er soll daran denken! Laß mich nur machen.“

Der Baron war aber weit von derlei Gedanken entfernt, so zuvorkommend und galant er sich auch gegen das Mädchen

erwies, und ſo ſehr die Dame des Hauſes eine Flamme zu ſchüren ſuchte, welche, wenn etwa entzündet, doch nichts weniger als beſtimmt war, auf Hymens Altar ſich auszubrennen. — Der Lenau-Abend gab bei Madeleine den Ausſchlag. Sie verliebte ſich in den Vortrag des Vorleſers, in ſein Organ, in den Mann ſelber. Inzwiſchen hatte ſich aber das Intereſſe des Barons mehr und mehr der Frau des Präſidenten zugewendet, was dieſe weit ſpäter gewahrte als die argwöhniſche und eiferſüchtige Freundin. Bald entwickelte ſich nun ein eigenes und nicht eben angenehmes Verhältniß zwiſchen den beiden Freundinnen. Hatte Ludmilla wirklich anfangs die Abſicht, aus dem Hausfreund und Madeleine ein Paar zu machen, ſo war nun nicht weiter die Rede davon; darum betrachtete auch das Mädchen den Freund wie die Freundin mit Mißtrauen, kam ihnen häufig in die Quere und war bereits nahe daran, den Präſidenten auf das Benehmen der Beiden aufmerkſam zu machen. Die Tête-à-Têtes zwiſchen ihnen wurden immer häufiger und immer länger. Der Baron kam beinahe jeden Vormittag und verweilte ſtundenlang bei der Frau, während der Mann ſich im Bureau abmühte. Niemand ſonſt durfte vorgelaſſen werden. Das erfuhr Madeleine durch die Kammerjungfer der Freundin. Bisweilen blieb der Hausfreund ein paar Tage weg, Geſchäfte oder eine dringende Arbeit vorſchützend. Der gute Präſident vermißte den Abweſenden ſchmerzlich, die Frau ſchlich zerſtreut im Hauſe herum, gab einſilbige oder verkehrte Antworten; Madeleine wollte ſogar rothgeweinte Augen an ihr gewahrt haben. Der Präſident bemerkte aber nichts, als daß ihm der Freund abging, welchem er, als dieſer endlich wiederkehrte, mit offenen Armen entgegeneilte. Auch über Ludmilla's Antlitz glitt ein Strahl der Freude, der aber augenblicklich wieder erblich, als der Baron mit der gleichgiltigſten Miene von der Welt ſich ihr näherte, ſie kalt reſpectvoll begrüßte und ſich alſobald mit ihrem Mann in eine gelehrte Unterhaltung vertiefte, die von ewiger Dauer war. Derlei Scenen wieder-

holten ſich öfter. Madeleine machte insgeheim ihre Gloſſen darüber. Das Benehmen der Beiden, welche ſie für Liebende halten mußte, war ungleich und raſch abwechſelnd; bald ſchien die Frau melancholiſch und der Mann nahm eine muntere, wie triumphirende Miene an, gleich darauf zeigte ſie ſich ſchroff, kalt, gebieteriſch, und er zerfloß in Demuth und Ergebenheit. „Völlig wie mein Brackenburg'ſcher Verehrer!“ dachte Madeleine; „das muß etwas zu bedeuten haben. Was iſt zwiſchen den Beiden vorgefallen?“

II.

Dem Baron war es wie Goethe's Feuerwerker ergangen, der „nach Maßen wettert“ und „irrgänglich-klug“ minirt. Allein — —

„Allein die Macht des Elements iſt ſtärker,
Und eh' er ſich's verſieht, geht er zerſchmettert
Mit allen ſeinen Künſten in die Lüfte.“

Dem Manne, deſſen Hauptſtudie das Herz des Weibes, war es ſchließlich gelungen, das Vertrauen der ſchroffen Ludmilla zu gewinnen. Sie nannte ihn ihren Freund und nahm es mit dieſer Bezeichnung ernſthaft. Und ſo erlaubte ſie ſich auch, im Scherz wie im Ernſt, gelegentlich einige tadelnde Bemerkungen über ſein unſtätes Leben. „Sie ſind ſo hoch begabt“, hieß es, „haben ſo viele und ſo mannigfaltige Talente, ohne ein einziges beharrlich zu üben und gehörig auszubilden. Sie könnten Schriftſteller werden, Doctor, Profeſſor, was weiß ich! Allein Sie ziehen es vor, in allen Wiſſenſchaften und Künſten herumzunippen. Sie ſchöpfen den Schaum davon ab, als ein genießender Semilaſſo, und könnten doch und ſollten daher auch in das Innere, in die Tiefe dringen, in den Kern. Sie ſtellen ſich zwar bisweilen wohl darnach an. Erſt neulich haben Sie mir den Eingang einer naturhiſtoriſchen Abhandlung vorgeleſen, die ganz neue Ideen enthält und in einem vortrefflichen Styl geſchrieben iſt. Sie haben das Werk nicht fortgeſetzt? Ich fragte ſchon mehr-

mals darnach. Sie ſind nach alter Gewohnheit damit ins Stocken gerathen. Warum, mein Freund?"

„Weil mich die Arbeit ennuyirte", verſetzte der Baron, „weil ich es vorziehe, anſtatt die Millionen unnützer Bücher noch durch ein überflüſſiges zu vermehren, lieber meine Zeit mit Ihnen zu verplaudern."

„Das ſind Poſſen!" erwiderte die Freundin hitzig. „Ich lerne von Ihnen in jedem Geſpräch, das iſt richtig — aber iſt das eine Aufgabe für einen Mann Ihrer Art, den Kopf eines halb unwiſſenden Weibes ein wenig aufzuklären? Vielleicht mehr als nöthig iſt, vielleicht mehr als ich verdauen kann. Ihren Pantheismus in Ehren! Der mich aber nur unruhig macht. Taugt derlei für mich? Für die Frau eines öſterreichiſchen Beamten! Und ich bin überdies eine Polin, folglich eine fromme Katholikin, daß Sie es wiſſen!"

„So beten Sie für mich!" ſcherzte der Baron. „Ich habe Ihre Fürbitte bei der abſoluten Subſtanz vielleicht mehr von Nöthen als ſo mancher Andere, denn ich bin ein arger Sünder."

„Sie ſind auch Dichter", fuhr Ludmilla überhörend fort. „Ihre Verſe haben lyriſchen Fluß und Schwung, und ihr Tragödienſtoff, wie die erſten Scenen, die Sie mir mittheilten, verſprachen, würde ein wahrhaft bedeutendes Werk — nur müßte es denn auch endlich zu Stande kommen Sie ſind Maler, und wenn Sie mein ſo trefflich angefangenes Porträt fertig brächten, würden Sie meinen Mann überglücklich machen."

„Ich habe der Frau zu ſehr geſchmeichelt", meinte der Baron. „Die Skizze mißfällt mir, und ich hätte nicht übel Luſt, die völlig mißlungene Arbeit zu vernichten."

„Das ſähe Ihnen ähnlich! — Es iſt wahr: ich bin nicht ſo ſchön — als in Ihrem Bilde. Aber muß man der Natur nicht ein wenig zu Hilfe kommen? Uns Frauen ein bischen aufſtutzen und aufputzen, was man idealiſiren nennt? Und ich bedarf deſſen, die Frau von fünfunddreißig!"

„Schon?“ lachte der Baron. „Im fünften Stufenjahr! Desto beſſer! Damit beginnen, nach Balzac, Eure intereſſanten Jahre.“

„Das mag in Romanen gelten! Fürs wirkliche Leben ſtellt ſich die Sache ein wenig anders heraus. Ich weiß, daß ich ſo gut wie eine Matrone bin.“

„Sie ſind jung wie ein Kind, weit jünger als Ihre geprieſene Madeleine. Ihr Gemüth iſt jung, und Sie ſind im Beſitz einer ſeeliſchen Schönheit, die nimmer vergeht und ewig anzieht.“

Dieſe Bemerkung wurde in einem ruhigen Ton, ohne alle Emphaſe vorgebracht.

Ludmilla's durchſichtige, doch gewöhnlich etwas bleiche Wangen färbte eine flüchtige Röthe.

„Der Maler darf ſchmeicheln, nicht der Freund!“ ſagte ſie lebhaft und mit einem mißtrauiſchen Blick auf den allzu galanten Hausfreund, welcher einfach erwiderte:

„Ich rede, wie mir ums Herz iſt.“

Madeleine war eingetreten, hatte das Geſpäch unterbrochen.

Ueber den wiederholten Vorwurf der Unthätigkeit äußerte ſich der Freund bei einer anderen Gelegenheit anſcheinend ehrlich und aufrichtig.

„Sie ſind im Irrthum, liebe Ludmilla“, ſetzte er ihr mit ſeiner Suada auseinander, „wenn Sie mir beſondere Gaben oder auch nur Fertigkeiten zutrauen, die über das Maß des Gewöhnlichen hinausreichen. In meiner Jugend hab' ich zwar eine Menge gelernt, mich in vielen Dingen umgeſehen und geübt — wenn's aber zum eigentlichen Produciren kommen ſoll, bin ich eine Schnecke, arbeite langſam und gelange nur bis zu einem gewiſſen Punkte, wo mit dem Mangel der Geſtaltungskraft auch die Luſt zu ſchaffen aufhört, wie bei allen Dilettanten. Das macht, ich bin kein Dichter, kein Künſtler, wofür Sie mich fälſchlich halten; ich bin aber auch kein Philoſoph, kein Mann

der Wiſſenſchaft, wenn ich mich gleich mit dieſem und jenem Zweige des Wiſſens, ſo weit meine Anlagen reichen, vertraut gemacht. Die Individuen ſind eben verſchieden, beſte Freundin, und nur ſelten gelangt der Einzelne, Kunſt und Gelehrſamkeit bei Seite gelaſſen, zur vollen menſchlichen Durchbildung, worauf ich einzig und allein ausgehe. Ich bin nun einmal ſo ein human herumſchlendernder, die Nützlichkeit und die Geſchäfte ſcheuender Wilhelm Meiſter. Soll ich ameiſenartig Vorräthe von trockenem Wiſſen zuſammenhäufen, an derlei aufgeſpeichertem, gelehrtem Apparat mein Genügen finden, darin mein Lebensziel ſuchen? Das verlangen Sie ja auch nicht von mir. Dagegen fordern Sie mich zum ſelbſtſtändigen Schaffen auf. — Du lieber Himmel! Vermöcht' ich ein Meiſterwerk aus mir hervorzulocken, ſo wollt' ich es gern, ein zweiter Taſſo, meiner Prinzeſſin zu Füßen legen — allein meine unglückliche Tragödie iſt, wie alle meine Anfänge und Anläufe, inzwiſchen bereits an dem Punkte der Indifferenz und Selbſtvernichtung angelangt, und einen zweiten Bolzen hab' ich nicht zu verſchießen. Mein Köcher iſt ausgeleert. Sei's darum! — ‚Muß es denn immer auf dem Wege zum Tempel des Ruhmes fortgeleiert ſein, wo man ſo oft marode wird?' — Alſo ſchrieb die kritiſirende Bettina an den großen Goethe. Und das häufig affectirte Kind hatte diesmal ein wahres und kluges Wort geſprochen. Ich für mein Theil geize nicht nach literariſcher Unſterblichkeit. Ich bin ein Menſch — das ſei mein Ruhm — ein wahrer, voller, ganzer lebendiger Menſch, der in allen Adern und Poren das volle, friſche, lebendige Daſein empfindet — ein Menſch, deſſen einziger Zweck und Ziel es iſt, im Verein mit gleichgeſinnten Freunden und Freundinnen in dem Element des Guten, Wahren und Schönen, auf welches wir ja alle angewieſen ſind, treu zu verharren, ſich in lebendiger Rede und Gegenrede darin zu ſtärken und zu feſtigen, und ſich das Gemeine vom Leibe zu halten."

„Das Gemeine?“ unterbrach ihn Ludmilla. „Was nennen Sie gemein?“

„Was ſonſt, als Eure bürgerlichen, proſaiſchen Verhältniſſe“, verſetzte der Freund. „Alles, was Ihr ‚Pflicht‘ nennt, während es Eure Freiheit und Selbſtbeſtimmung hemmt — Alles Beſte, was Ihr ‚Sünde‘ ſcheltet und einer Chimäre, einem leeren Wahn nicht ſelten zum Opfer bringt: Die Poeſie, die Schönheit, die Liebe! Ich aber will leben und lieben, will ein Menſch ſein, kein Knecht der Forderungen, welche die ſogenannte Welt, dieſe „Philiſtermühle“, an uns zu ſtellen ein unbeſtreitbares Recht zu beſitzen vermeint. Ich will dagegen in meiner Weiſe verharren, allen Euren Geſellſchaftspuppen zum Trotz. Ich will leben, leben, leben, und zuletzt ins All-Leben zerfließen, in der Harmonie des Weltalls, der göttlichen Subſtanz, aus der wir Alle herſtammen, in welche wir Alle zurückzukehren beſtimmt ſind!“

Dieſer, ſtellenweiſe erotiſch und zum Schluß pantheiſtiſch gefärbte Galimatias, mit Wärme und Verve vorgetragen, verfehlte ſeine Wirkung nicht, die ſich durch das bekannte ſchöne Organ des Sprechenden noch erhöhte. Der Baron nahm Intereſſe an Ludmilla und ſie an ihm; darüber zweifelte Madeleine nicht im Geringſten, ohne übrigens zu ahnen, daß ſie ſelber ein paar Mal der Gegenſtand jener vertrauten Unterredungen geworden war. Der Baron, welcher ſich in Wien ausnehmend gefiel, war nicht übel gewillt, ſein Herumwandern aufzugeben und die geſellige und gemüthliche Kaiſerſtadt mit ihren reizenden Umgebungen zu ſeinem bleibenden Aufenthalte zu wählen. Triumphirend beeilte ſich der Präſident, ſeiner Gemahlin dieſen (übrigens noch nicht völlig reifen) Vorſatz ihres gemeinſchaftlichen Freundes mitzutheilen. Ludmilla wußte nicht, ob ſie ſich darüber freuen ſollte. Baron Norbert war der angenehmſte Umgang, er belebte das ganze Haus. Wie wird ſich aber das gute Verhältniß zwiſchen Mann, Frau und Freund auf die Länge durchführen

lassen und sich dabei in gleicher Schwebe erhalten? Und wie wird die Welt darüber urtheilen? Nicht, daß sich die Frau das etwa Unziemliche allzu deutlich vor Augen gehalten hätte, es leitete sie dabei mehr ein halb unbewußtes Gefühl. — Anders würde sich die Sache freilich gestalten, wenn sich der Freund zu einer Heirat entschlösse! Seine Galanterien Madeleinen gegenüber waren Ludmilla nicht entgangen. Wenn er sich bewegen ließe, sich ernsthaft zu binden! Wenn er der Mann ihrer Freundin würde! Dann erst wäre ihr der Freund fürs Leben gewonnen. Sie ließ darüber gelegentlich ein Wort gegen den Baron fallen und er wies ihre Vorschläge nicht völlig von der Hand. „Lassen Sie mir nur Zeit", sagte er ihr. „Ich ein Ehemann! Ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen." Sie ließ ihm so lange Zeit, so lange, daß — die Sache nicht wieder aufs Tapet kam. Denn inzwischen hatte sich Mancherlei verändert.

Ludmilla's Heirat fällt in das Jahr 1838, ihre Bekanntschaft mit dem Baron datirt aus dem Herbst 1845. Im Februar 1846 war die galizische Revolution ausgebrochen, über welche ganz Wien in Aufregung und Bestürzung gerieth. Natürlich, daß man für und wider Partei nahm. Der Präsident, wie sich von selbst versteht, stand auf Seite der Regierung und der Ordnung. In der Bewegung selber ließ sich aber unschwer eine doppelte Strömung gewahren. Man conspirirte theils für die Freiheit des Landes und ein einiges Polen, theils gegen den galizischen Adel und den Besitz, in rein communistischer Richtung. In unserer Ludmilla, aus dem vormaligen Freistaat Krakau gebürtig, regte und rührte sich bei diesem Anlaß die polnische Patriotin. Sie war das von jeher; schon als ganz junges Mädchen, wie wir später erfahren werden. Baron Norbert, mehr Weltbürger als Deutscher, schwärmte für die politische Freiheit überhaupt, und so auch für die des geknechteten und dreigetheilten Polen. Er suchte die Freundin zu beschwichtigen, die sich in Klagen über ihr armes Vaterland ergoß. „Beruhigen

Sie ſich!“ rief er ihr tröſtend zu. „Wir ſtehen am Vorabende großer Ereigniſſe. In Frankreich wird und muß ſich, früher oder ſpäter, die demokratiſche Idee abermals Bahn brechen und ſich aufs Neue, wie nach 1789, über ganz Europa ergießen, ſelbſt über Euer ſchläfriges Oeſterreich, welches vor den kühnen und zugreifenden Magyaren, vor den feurigen Italienern wie vor den zähen Slaven im Grunde beſtändig auf der Wacht ſein ſollte. Sie klagen über meine Unthätigkeit. Was war bisher zu thun? Das anſcheinend bequeme, doch vielleicht verhängnißvolle Wort ‚abwarten‘, welches Eure altersſchwachen Machthaber mit Vorliebe im Munde führen, paßt auch für uns, ihre vorläufig ſich ſtill verhaltenden Gegner, nur in etwas anderem Sinne. Warum ſollten wir vorzeitig losbrechen? Ehe wir uns geſammelt, vereinigt, in Eins verbunden? Möge die Stunde bald ertönen, die uns in den Kampf ruft! Mein Wort, Ludmilla, dann iſt mein Nichtsthun zu Ende. Ich will mein Scherflein beitragen zur Befreiung der Menſchheit, und ſemit auch Deiner Landsleute, Du edles Polenweib! Mein Kopf iſt mir nicht ſo lieb, als daß ich ihn für die Verwirklichung einer Idee nicht freudig hingeben wollte! In den Kampf alſo! Und wenn ich falle, ſo tröſtet Euch!“

„Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein.“ —

Ludmilla belohnte die begeiſterte Rede des Freundes mit einem warmen Händedruck. Beinahe wäre ſie ihm in ihrem freiheitlichen Drange um den Hals gefallen. Seit dem Moment waren ſie einander völlig nahe gekommen. — Bei den abendlichen Zuſammenkünften war wochenlang von nichts als von den galiziſchen Ereigniſſen die Rede. Ludmilla plaidirte leidenſchaftlich für ihre Landsleute und ergeß ſich in Spottreden über die anfangs ſchwache und unthätige, nach unterdrückter Bewegung rückſichtsloſe, ja grauſame Regierung. Madeleine ſecundirte ihr, weniger aus Ueberzeugung, als aus der wieneriſchen Luſt des

Aergerns und Frondirens. „Nur Opposition!“ war damals bereits das Losungswort, welches sich auch in einer bald darauf erschienenen Komödie Luft zu machen versuchte. — Der arme gutgesinnte Präsident hatte den politischen Weibern gegenüber einen schweren Stand; ein Glück, daß ihm Freund Norbert zu Hilfe kam, indem er das Feuer der Frauen zu dämpfen suchte und sich wenigstens gegen die communistische Seite der Bewegung entschieden aussprach. Uebrigens hatte man sich vergebens erhitzt, denn die Sache, wie es denn zu geschehen pflegt, fiel bald in Vergessenheit, zudem als die après-soirées eines berühmten Virtuosen an die Tagesordnung kamen.

Der geniale und liebenswürdige Mann wurde selber eines Abends in das Haus des Präsidenten gezogen und fand ein Vergnügen daran, mit der ihm, wenn nicht ebenbürtigen, doch seiner würdigen Partnerin bis weit über Mitternacht vierhändig zu spielen, zum Hochentzücken des Präsidenten und zum nicht geringen Aerger des Hausfreundes. Denn diese musikalischen Abende wiederholten sich, setzten sich noch nach dem Souper, nicht selten bis zum grauenden Morgen fort, und Ludmilla betrieb die langentbehrten Kunstübungen mit gewohnter Leidenschaftlichkeit, während der galante Maestro nicht minder an dem geistreichen Vortrag der Dilettantin, als an ihr selber Gefallen fand. „Vous jouez comme un ange, vous avez les grâces d'une déesse et la causerie d'une femme d'élite!“ sagte er ihr. Welche Frau hört derlei nicht gern? Aber den Mann, der an dieser Frau Antheil nahm, schienen diese banalen Schmeicheleien nicht wenig zu verschnupfen, eigentlich schlechterdings zu empören.

„Sie lassen sich von dem Menschen den Hof machen!“ haranguirte er Ludmilla des Morgens darauf.

„Was ist daran Uebles?“ erwiderte sie ihm guter Laune. „Jedenfalls ein Zeichen, daß die Matrone noch gefallen kann.“

„Zweifelten Sie daran?“

„Beinahe. Seit gestern nicht mehr. Der Künstler hat Geschmack."

„An allen schönen Frauen!"

„Ich zähle also mit? Tant mieux!"

„So leichtsinnig sah ich Sie noch nie!"

„Und ich Sie niemals so erregt, mein Freund!"

„Ihr Freund! Bin ich's denn? Ein Künstler, ein Gaukler gilt Ihnen mehr als ich! Ist das wirklich Ludmilla? Ist das möglich?" rief der Baron leidenschaftlich aus, trat auf sie zu und wollte ihre Hand ergreifen.

Sie wich einen Schritt zurück, blickte ihn ernsthaft an. „Sie maßen sich Rechte an, die Ihnen nicht zukommen", sagte sie ruhig, beinahe kalt. „Sie tadeln mein Benehmen einem Fremden gegenüber, der mir ein paar Artigkeiten sagte. Mein Mann fand darin nichts Anstößiges — so wenig als ich selbst. Wie hätt' ich Ihnen darüber Rechenschaft zu geben? Sagen Sie selbst!"

„Freilich nicht!" versetzte der Baron nach einer Pause, nicht ohne Bitterkeit. „Was zähle ich denn auch? Ich bin ja nichts als Ihr Freund! Auf mich haben Sie keine Rücksichten zu nehmen. Sie kennen nur Ihre Pflichten — dem Präsidenten und der Welt gegenüber. Nun ja! Sie sind eben eine tugendhafte Frau. Das seid Ihr ja alle! Das ist Euer Ruhm. Die Liebe, die herzzerreißende Leidenschaft kennt Ihr nicht, wollt Ihr nicht kennen. Ihr haltet fest an Eurer Sitte, an dem häuslichen Schlendrian und an der eiskalten Convenienz!"

Bevor Ludmilla erwidern konnte, war Besuch eingetreten, welcher jede weitere Discussion abschnitt.

Hatte der Baron eine erste und ernsthafte Attaque wagen wollen? Oder war ihm der Kopf mit dem Herzen davongelaufen? So scheint es beinahe. Die Frau saß dem Liebemann wirklich im Herzen und er hatte sich vor der Zeit verrathen. So schwebte nun der irrgänglich klug minirende Feuerwerker in höchster

Gefahr, ſchon mit ſeiner erſten Rakete in die Luft zu fliegen. Das Wort „Liebe" war zwar noch nicht eigentlich ausgeſprochen, allein die Sache, worauf man ausging, genugſam angedeutet worden, wenn auch in verblümter Weiſe. Eine wahrhaft ſittſame Frau iſt aber wie eine Somnambule, die man ja nicht anrufen, nicht aufſchrecken darf. Ludmilla ging auch von nun an dem Liebeskünſtler aus dem Wege, vermied das tête-à-tête mit ihm.

Der im Hauſe gefeierte Muſiker hatte daher völlig freie Bahn, und zwar bei beiden Damen, die um die Wette bemüht waren, ſich ihm angenehm zu erweiſen. Ludmilla geſtattete ihm ſogar, ſich ſeine Cigarre in ihrem Salon anzuzünden; die ſchöne Madeleine brachte ſtets dienſtfertig den Aſchenbecher herbei. Ob ſie dieſes Symbol der Vergänglichkeit zugleich mit den Cigarrenſtumpfen auch als Heiligthum, wie andere Wiener Damen jener frivolen Tage, unter ihren Schmuckſachen aufbewahrte, darüber wiſſen wir keine beſtimmte Auskunft zu ertheilen. Der Kunſt- und Lebensvirtuoſe war eben nicht der Mann, ſich mit derlei ſentimental-ſymboliſchen Huldigungen begnügen zu laſſen; der Damenliebling aller Hauptſtädte Europas ging aufs Reelle aus. Mit Ludmilla ein Verhältniß anzuknüpfen, fiel ihm nicht von weitem ein; ſie war nichts weniger als kokett und verehrte nur den Künſtler und geiſtreichen Geſellſchafter in ihm, das war ihm bald klar geworden. Mit Madeleine ſtand die Sache anders. Beide fingen zu gleicher Zeit Feuer, der vielerfahrene Mann, wie das überreife Mädchen. Vielleicht kokettirte ſie auch nur mit dem neuen Anbeter, um den früheren Verehrer, den Baron, zu reizen oder zu ärgern. Jedenfalls war es ein Glück für die Schöne, daß den verführeriſchen und ſieggewohnten Virtuoſen eine Eildepeſche plötzlich nach Petersburg berief. So war das Mädchen für diesmal gerettet, und der junge Gutsbeſitzer, der „eingekühlte" Freier, der endlos fortſchmachtete, konnte wieder ein wenig frei aufathmen, ſich auch bisweilen wieder ausſchlafen.

Baron Norbert hatte den Plänkeleien Madeleinens mit dem Virtuosen in aller Gemüthsruhe zugesehen.

„Er hat sie für mich präparirt", — dachte er lächelnd bei sich selbst. — Gegen Ludmilla äußerte er sich aber: „Wollen Sie noch, daß ich Ihre Freundin heirate?"

Die Frau fand es nicht nöthig, darauf zu antworten.

III.

Das frühere gute Verhältniß zwischen Ludmilla und dem Baron schien sich nicht wieder herstellen zu wollen. Beide verhielten sich reservirt gegen einander. Das war die Zeit, in welcher der Freund den Präsidenten in die gelehrten Gesellschaften zog, oder in der er tagelang aus dem Hause wegblieb. „Aha! Er hat was Neues auf dem Korn" — dachte Madeleine bei sich selbst. — Ludmilla wurde nachdenkend, sinnend, verdrießlich. Die zurückhaltende Artigkeit, mit welcher der Baron seit dem letzten Rencontre ihr entgegentrat, fing an, sie zu wurmen. Sie schlich um ihn herum, erwartete eine Erklärung. Er sprach aber immer nur von gleichgiltigen Dingen. Da faßte sie sich ein Herz, trat auf ihn zu.

„Sie haben mich damals beleidigt! Und darüber grollen Sie mir?" redete sie ihn barsch und entschlossen an.

„Ich hatte befürchtet, Sie würden mir niemals verzeihen!" erwiderte der Baron, der das sanfteste Flötenregister seines schmelzenden Organs aufzog. „Darum zog ich mich zurück und ging bereits mit dem Gedanken um, Ihr Haus, Ihre Nähe für immer zu meiden. Aber soll uns ein Mißverständniß trennen? Soll ich die Freundin verlieren? Und das um ein paar unbedachte Worte, die mir im Unmuth entschlüpft waren und denen Sie eine schlimmere Bedeutung beilegten, als sie gemeint waren? Bedenken Sie eins, Liebe, Gute! Ich bin ein einsamer und unsteter Mensch, der sich nicht so leicht anschließt, der aber an dem, was er mit dem

Gemüth ergriffen hat, mit allen Herzensfasern hängt. Ihr Haus wurde mir zum Asyl. Wollen Sie mich daraus vertreiben, so sei's! Allein ich sag' es Ihnen offen heraus: Ihr Mann, Sie selbst — und warum nicht auch die heitere Madeleine? Ihr Alle gehört zu meiner Existenz. Ihr seid mein einziges Leben und Sein. Mit beinahe neununddreißig Jahren schafft man sich kein neues, kein zweites. — Wollen Sie durchaus, daß ich mich binde, so geschieht es. Ein Wort, ein Wink von Ihnen, und ich bin bereit, Ihrer Freundin meine Hand anzutragen. Allein verheiratet oder nicht! Ich bin, der ich bin, bleibe, der ich bin — durch Sie geworden bin. Ihr Umgang hat mich veredelt, das ewig Weibliche in Ihnen hat mich hinangezogen. Sind Sie es müde, mein rauhes Gemüth zu sänftigen, es von seinen wilden Schlacken zu befreien? Mehr verlang' ich ja nicht. Und noch ein Mal: auch Madeleinens Gatte würde nicht aufhören, wie es ihm auch gestattet sein müßte, Sie, das Muster aller Frauen, sein Lebelang als seinen guten Engel zu verehren."

Was war darauf zu erwidern? Des Vogelfängers Pfeifchen lockt so süß! Ludmilla fühlte nicht die Stärke, den gefährlichen Schmeichler kurzweg aus dem Hause zu schaffen. Die problematische Verbindung des Barons mit Madeleine wurde neuerdings der Gegenstand der Unterhaltung zwischen dem Hausfreunde und dem „Muster aller Frauen". Ludmilla versprach, das Mädchen gelegentlich auszuforschen, ohne sich besonders mit der Sache zu beeilen. — Inzwischen ging das gemüthliche Leben im Hause fort. Conversation, Lektüre, Musik hatten bisher die Abende ausgefüllt, ein paar Mal in der Woche sah man Gäste, bisweilen auch bei Tisch, ab und zu wurde ein Theater besucht. Jetzt im Frühjahre machte man Ausflüge. Die Gatten waren gewohnt, den Sommer auf dem Lande zuzubringen. Man mußte aber eine Wohnung in einer der näheren Umgebungen der Stadt wählen, um es dem Präsidenten zu ermöglichen, sein beinahe alljährlich wechselndes Tusculum nach der Bureauarbeit noch zu guter

Stunde erreichen zu können. Mit den Landwohnungen haben die Wiener leider ihre liebe Noth. Die vorjährige hatte sich als unzulänglich erwiesen. „Wenn sich nur was Passendes findet!“ klagte der gerne zögernde Gemahl.

„Darum muß man bei Zeiten suchen!“ erwiderte die energische Frau und kutschirte den Bureaumann rastlos in Döbling, Hietzing, Dornbach auf Wohnungssuche herum. Allenthalben ohne Resultat. Eine kleine nette Villa bei Hütteldorf stand noch in Aussicht.

„So weit von der Stadt, liebe Milli!“ seufzte der Gatte.

„Gut! So bring' ich den ganzen Sommer in Ischl zu und nehme Madeleine mit!“

Das wirkte. Der Präsident versprach sein Möglichstes zu thun, um sich der heiß begehrten Villa zu versichern.

Der Baron, zu Tische geladen, kam ein wenig vor der Zeit. Die lebhafte Dame plauderte dem Freunde von ihren angenehmen Landaussichten vor. Er hörte zerstreut und schweigend zu, war heute überhaupt gegen seine Gewohnheit wortkarg.

„Drückt Sie Etwas?“ fragte die Frau.

„Gewissermaßen, ja.“

„Also heraus damit!“

„Ich sag' es Ihnen später. Nach Tisch. Da kommt Ihr Mann!“

Das Mittagessen wurde schleunigst abgethan. Der Bediente servirte der eilenden Frau nicht rasch genug. Sie jagte den Präsidenten aus dem Hause, kaum daß er den letzten Bissen verschluckt hatte. Es galt mit dem Eigenthümer der Villa heute noch abzuschließen, der eigentlich mit dem Gedanken umging, sein Besitzthum zu verkaufen.

„Was beunruhigt Sie also?“ fragte Ludmilla den Hausfreund.

„Daß ich mich vielleicht auf einige Zeit von Ihnen trennen muß!“ antwortete der Baron in gedrückter Stimmung „Ich

ſoll nach meiner ſchleſiſchen Heimat. Sie wiſſen, ich beſitze dort ein Rittergut. Ich hatte mich bisher wenig darum bekümmert. Es iſt ziemlich verwahrloſt und ich mußte jährlich dabei zuſetzen. Nun ſoll es unter den Hammer kommen, wenn ich nicht ſchleunigſt Hilfe ſchaffe. Allein meine Lebensweiſe, mein Herumzigeunern, das kommt etwas zu theuer! Und da ich das Geld nicht achte, es eigentlich verachte — ich ſchäme mich, der Freundin einzugeſtehen —"

„Sie ſind in Verlegenheit gerathen?" unterbrach ihn Ludmilla raſch. „Wenden Sie ſich an Wilhelm. Er iſt Geſchäftsmann ſondergleichen, er wird Ihnen rathen, hat auch Verbindungen, er kann Ihnen vielleicht helfen —"

„Beileibe! Die Sache muß vor der Hand geheim bleiben. Sagen Sie ihm nichts davon, ich bitte Sie inſtändigſt!"

„Sie müſſen fort? Bald fort?"

„Es hat noch Zeit. Ich correſpondire vorläufig noch hin und her, mit meinem Gutsverwalter, auch mit meinem Berliner Agenten."

„Armer Freund! Ihre Sache ſteht ſchlimm?"

„Doch iſt's immer nur eine Sache! Eine Geldſache! Weiter nichts. Ich hätte Ihnen nichts davon ſagen ſollen. Ich wollte Sie aber vorbereiten, mich ſelbſt — auf den Abſchied, der mir bevorſteht, auf die Trennung von Ihnen, von Allem, woran ich hänge. Ich hatte mich hier ſo eingelebt!"

„Fort alſo? Auf lange doch nicht?" forſchte Ludmilla ängſtlich in der Miene des Freundes.

„Wer kann's wiſſen? Der Wirrwar iſt groß. Und ſollt' ich ein Bettler werden, ſollt' ich Sie nicht wiederſehen dürfen — — nein, ich komme wieder! Muß wieder kommen! So oder ſo! Lieber eine Kugel durch den Kopf, als Sie nicht wiederſehen!"

„Karl, Sie ſind außer ſich!" rief die Frau und ergriff ſeine Hand. „Sie verachten das Geld und thun ſo verzweifelt! Sind Sie ein Mann?"

Der Baron ſchlug ſich vor die Stirne. „Sie haben Recht!“ ſagte er gefaßt. „Auch iſt's nicht darum, daß ich mich erhitze! Ich war bisher ein Verſchwender. Im ſchlimmſten Falle werd' ich mich einſchränken müſſen. Voilà tout. Man lernt das, man gewöhnt ſich daran. Und geht mein ſchleſiſches Gut in die Brüche, ſo kehr' ich mit dem Reſt meiner Habe nach dem lieben Wien zurück, lebe ſo ſchlecht und recht, miethe mich in einem ſtillen Bürgerhauſe ein —“

„Und warum nicht bei uns?“ entſchlüpfte es der Frau unbedacht und unwillkürlich.

„Bei Euch?“ wiederholte der Baron mit einem feurigen Blick auf die Freundin. „Bei Euch?“

„Alles überlegt — nein“, erklärte ſich Ludmilla nach einer Pauſe. „Aber Sie werden uns oft beſuchen, werden zu Hauſe arbeiten, fleißig ſein, werden Ihre Talente verwerthen —“

„Ja, ich werde ſchriftſtellern, werde ſchreiben!“ rief der Baron lebhaft. „Aber nicht zu Hauſe, ſondern bei Ihnen! Wie Clavigo zu Mariens Füßen!“

Er faltete ſeine Hände, beugte ſein Knie vor ihr.

„Sie verfallen in den alten Ton. Das iſt nicht recht, mein Freund!“ ſagte die Frau mit ſanftem Vorwurf. Der Baron bat demüthig um Vergebung.

Der Präſident trat langſam und ſchweigend ein, hatte eine ernſte Miene angenommen. Ludmilla kannte ſeine Art und Weiſe.

„Alſo nichts mit der Villa?“ fragte ſie gelaſſen. „Ich ſehe Dir's an, Wilm!“

„Nimmſt du das ſo ruhig, liebe Milli?“ verſetzte der Präſident mit einem ſchlauen Blick. „Das iſt ſonſt nicht Deine Gewohnheit. Aber beruhige Dich! Die Villa iſt unſer.“

„Unſer? Wirklich?“

„Mehr als unſer! Das heißt — ganz und gar unſer.“

„Was ſoll das heißen?“

„Längst dachte ich daran, einen kleinen Landsitz zu erwerben, Du weißt es. Die Villa gefällt Dir, morgen ist der Erinnerungstag unserer achtjährigen Ehe, und so —"

„Versteh' ich Dich recht? Du hast das Landhaus gekauft?"

„Ja, liebes Kind!" fuhr der Präsident mit wärmerem Tone fort. „Und ich werde den Besitz auf Deinen Namen anschreiben lassen, Du kannst frei damit schalten und walten" — Ton und Miene des Sprechenden zeigten von innerer Rührung — „und die freundliche Villa soll — da es mir gewiß bestimmt ist, vor Dir zu scheiden — sie soll auch der Witwensitz meines lieben, lieben Weibes werden!"

Die letzten Sätze wurden unter lautem Schluchzen kaum vernehmbar hervorgebracht, indem der treffliche Mann seiner Frau laut weinend um den Hals fiel. Auch sie war bewegt und gerührt über seine Herzensgüte. Der Baron war ein stummer Zeuge dieser häuslichen Scene geblieben. Nun wendete sich der Präsident zu ihm.

„Karl! Du stehst so fern. Nun, ein Gastzimmer soll immer bereit sein um einen Freund aufzunehmen. Die neue Chatelaine wird wohl nichts dagegen haben, gelt? Abgemacht! In vierzehn Tagen ziehen wir Alle miteinander hinaus. Auch für die gute Madeleine ist ein charmantes Gartenzimmer da. Wird das ein Leben sein! Wie im Elysium!" — Der gute Mann rieb sich seelenvergnügt die Hände.

„Vorher werden Sie abreisen!" flüsterte Ludmilla dem Hausfreunde zu, welcher stillschweigend mit dem Kopfe nickte.

Tag um Tag verging, Woche um Woche. Der Baron machte keine Reiseanstalten, so sehr die Freundin ihn daran mahnte, ihn dabei auch um den Stand seiner Angelegenheiten theilnehmend befragte. Sie benahm sich überhaupt freundlich und zutraulich gegen ihn, milder als je. Kein Zweifel, die nahe Trennung lag ihr im Gemüth. Der Tag der geheimen Abreise ward endlich zwischen ihnen festgesetzt. Morgen sollte er scheiden,

den Tag darauf die Villa bezogen werden. Der Zufall wollte es, daß der Präsident heute zu einer Whistpartie mit Souper bei einem Collegen geladen war.

„Sie sind heute Abend allein zu Hause?“ fragte der Baron bei Ludmilla an.

„Madeleine hat sich ansagen lassen.“

„Schreiben Sie ihr ab!“

„Warum?“

„Weil ich mich mit Ihnen noch ein letztes Mal aussprechen will. Wann sollten wir sonst auch Abschied nehmen?“

„Adieu ist bald gesagt!“ meinte Ludmilla. — Madeleine erhielt dessenungeachtet eine Absage für den Abend. Die Damen haben immer eine Migräne bei der Hand, wenn sie sie brauchen.

Ludmilla und der Baron nahmen den Abendthee tête à tête. Dabei herrschte eine eigene, beklommene Stimmung. Das Gespräch stockte bisweilen. Von gleichgiltigen Dingen wollte man nicht reden, und was ein Jedes vielleicht insgeheim auf dem Herzen hatte, das wollte nicht heraus. Ludmilla sprach zuletzt viel und mit Wärme von ihrem Mann, wie gut er sei, wie er Alles nach ihren Wünschen einrichte, was er ihr nur an den Augen absehen könne.

„Ja, er liebt Sie wahrhaft!“ bestätigte der Baron. „Aber lieben Sie ihn denn auch?“

Er sah ihr scharf ins Gesicht. Sie erröthete.

„Wie er's verdient, wie es meine Pflicht ist!“ versetzte Ludmilla, ein wenig zögernd.

„Sprechen wir aufrichtig, Ludmilla!“ Norbert rückte der Freundin näher. „Sie waren kein junges Mädchen mehr, als Sie diese Heirat eingingen. Sie hatten den Mann schätzen lernen, schätzen ihn noch immer. Gut. Allein von Leidenschaft konnte Ihrerseits nicht die Rede sein. Und nun sieht er mehr wie Ihr gut conservirter Papa aus. — Aber früher! Hat die feurig

junge Polin — und das ſind Sie noch immer — haben Sie niemals geliebt?"

„Als ganz junges Mädchen. Ich erzählte Ihnen ja! Auch daß ich meinen Bräutigam verlor — und in welcher traurigen Weiſe!"

„Ihren — Bräutigam. Ja. Und ſeitdem — liebten Sie nicht wieder?

„Ich hatte kein Recht dazu!" ſagte Ludmilla.

„Sie zählten kaum achtzehn Jahre, als er im Kampfe für die Freiheit fiel. Und erſt Jahre darauf entſchloſſen Sie ſich zu einer Vernunftsheirat! Und dazwiſchen —?"

„Liegt das Chaos, das Nichts!"

„Und der geſtorbene Geliebte — nein, Bräutigam — war Ihre einzige Leidenſchaft? Iſt es noch immer?"

„Sie fragen zu viel!" fuhr Ludmilla auf. „Mein Mann war beſcheidener. Als er mir ſeine Hand antrug, wollt ich ihm meine ganze Liebes- und Leidensgeſchichte mittheilen, ihm auch keinen meiner Fehler oder Irrthümer verſchweigen. Er verzichtete aber auf meine Bekenntniſſe."

„Wollten Sie dieſe nicht mir als Reiſezehrung mit auf den Weg geben?"

„Ihnen? Wahrhaftig, Sie wären der Letzte" — — Sie unterbrach ſich ſelber, ſtand raſch auf, ſah nach der Uhr auf dem Kamin. „Schon ſo ſpät! Bald Mitternacht. Wilhelm ſollte längſt zurück ſein —"

„Ich will ihn erwarten", ſagte der Baron und erhob ſich langſam aus dem Armſeſſel. „Warum der Letzte, Ludmilla?"

„Wie? Was?" brachte ſie verwirrt hervor, fühlte an die Stirn, an die heißen Wangen. Sie war im Abend-Negligé, ihr reiches Haupthaar nur loſe gebunden — nun löſte ſich der Knoten und die ſchwarzen Schlangen ringelten ſich über den blendend weißen Nacken, über den ſchlanken Rücken. Mit ärgerlicher Haſt trat ſie vor den Spiegel und neſtelte die ſchönen Flüchtlinge in

einen neuen festeren Knoten zusammen. In dieser anmuthig-häuslichen Verrichtung mochte sie reizender als je erscheinen. Norbert verschlang das bezaubernde Weib mit seinen Blicken. Er trat in ihre Nähe.

„Sagen Sie ein Wort", rief er ihr zu, „und ich reise nicht, bleibe hier, für immer hier!"

„Mit meinem Willen nicht!" erwiderte sie rasch und sah ihn groß an.

„Also gegen Ihren Willen! — Sie wollen mir nichts Näheres von Ihrem Geliebten erzählen, dem sein Schicksal versagte, Sie vor dem Altar und gesetzlich die Seine nennen zu dürfen. Sie waren das aber geworden, durch Liebe und volle Hingebung — ja, Du warst seine Geliebte! Gesteh es nur."

Ludmilla's Antlitz war wie mit Blut übergossen, ihre Brust wallte, sie griff nach dem laut pochenden Herzen, als wollte sie es zusammenpressen. Ihre Lippen bebten, sie wollte sprechen, vermochte es nicht. Ein schmerzliches Aechzen, dann warf sie sich in den Armsessel, verhüllte ihre glühenden Wangen mit beiden Händen. Norbert stürzte zu ihren Füßen nieder, umschlang ihre Knie.

„Ja, Du hast geliebt!" rief er überströmend aus — „und Du kannst, Du sollst aufs Neue lieben, himmlisches Weib! Lange Jahre hattest Du Deinen Verlust beweint, Deinen vermeintlichen Fehltritt — kann Liebe je fehlen? — bejammert, Dein junges Leben vertrauert, andere lange Jahre an der Seite eines alternden Mannes ein Schein- und Traumleben geführt. Doch Du sollst jetzt erwachen, zu neuem Leben, neuer Liebe! Und an meiner Seite, in meinen Armen, Du, das einzige Weib, das mich beglücken kann, wie ich Dich — ich weiß es, ich fühl' es! Du, der ich Leben, Herz und Seele widmen will!"

Ludmilla schnellte von ihrem Sitze empor, Norbert hatte sich gleichfalls erhoben, wollte sich ihr nähern.

„Fort, fort!" hauchte die Frau mit erstickter Stimme.

„Was soll das, Ludmilla?“ rief der Baron, etwas Letreten. „Bin ich nicht mehr Ihr Freund? Sind Sie nicht meine Freundin?“

„Ihre Freundin! Ich war's, das ist nun vorüber, Alles vorüber! — verlassen Sie mich —“

„Diese Heftigkeit! Was sieht Sie an? Sie zürnen mir? Weil ich Sie liebe?“

„Genug, genug! Verlassen Sie mich.“

„So nicht, meine Gnädige!“ rief der Baron gereizt. „So nicht!“

„Also ich —“

„Nein, bleiben Sie! — Warum fliehen Sie? Vor wem wollen Sie fliehen? Vor dem Freunde Norbert? Oder —?“

„Oder?“ Die Frau sah ihn mit zornglühenden Blicken an.

Der Baron schien ein Wort zu unterdrücken. „Vergessen Sie einstweilen meinen leidenschaftlichen Ausbruch“, sagte er dann nach einigem Bedenken. „Ich will mich auch mäßigen. Sagen Sie, wie wir in Zukunft zu einander stehen wollen.“

Ludmilla fuhr auf. „Wie wir zu einander stehen? Sie wissen das nicht? Ich, die unbescholtene Frau eines wackeren Mannes, der Sie für seinen Freund hält! Ich, die Ihnen im thörichten Zutrauen von meiner ersten jugendlichen Neigung gesprochen! Von meiner ersten Liebe — meiner ersten Schuld — sei's! — Und wenn ich aufs Neue liebte, wenn ich Sie liebte, wie Sie sich's einzubilden scheinen — aber ich liebe Sie nicht, bei Gott nicht — wahrhaftig, die stolze Polin würde sich eher das Herz aus dem Leibe reißen, als diesem Herzen gestatten, nur einen Moment für einen Mann zu schlagen, der mich in Unruhe und Verwirrung gebracht, mich mit Schmach und Hohn überhäuft, mich mit seinem Liebchen von ehedem verwechselt — den ich jetzt hasse, den ich verwünsche, verabscheue — ja, den ich verachte! Und nun, zum letzten Mal, verlassen Sie mich!“

Der Baron brauſte auf. „Sie verachten mich? Widerrufen Sie das Wort!“ rief er ihr entgegen.

„Ich bin bereit, es Ihnen in Gegenwart meines Mannes zu wiederholen“, erwiderte ihm die Frau.

„Und ich nehm' es für verſteckte Liebe!“ verſetzte Norbert kalt.

Die beiden leidenſchaftlich Aufgeregten hatten die Thorglocke überhört. Der Präſident trat ins Zimmer.

„Schön, daß ich Dich noch finde!“ rief er dem Freunde entgegen. „Morgen ziehn wir in die Villa. Du biſt unſer Gaſt, vergiß es nicht!“

„Bedaure, daß ich die freundliche Einladung nicht annehmen kann“, verſetzte der Baron. „Ich muß fort von hier.“

„Was? fort? Du mußt? Er muß?“

„Ja, lieber Wilhelm“, erklärte Ludmilla dem Gatten mit angenommener Ruhe. „Dein Freund wird morgen von hier abreiſen, und zwar für immer. Glückliche Reiſe, Herr Baron!“

Damit begab ſie ſich in ihr Boudoir.

„Für immer!“ Der Präſident ſtand wie verſteinert. Der Baron ſtürmte zur Zimmerthür hinaus.

Zweite Abtheilung.

IV.

„Herrſchaft gewinn' ich, Eigenthum!“

Alſo ruft der alt gewordene Fauſt, für einen Moment halb befriedigt, wie jubelnd aus. Ein ähnliches Entzücken überkam auch den Präſidenten auf ſeiner jüngſt erworbenen Villa. Und er fühlte ſich weit glücklicher, als jener einſame ſcholaſtiſche Skeptiker, dem es nicht vergönnt war, ſein Beſitzthum mit ſeinen Lieben zu theilen. Der alte Fauſt hatte keine Lieben, nur einen ſpöttiſchen und ewig negirenden Geiſt zur Seite — das ver-

zerrte Spiegelbild seines eigenen ruhelosen Innern. Wenn es zufriedene Menschen gibt, so sind sie nicht unter den Genies aufzusuchen, sondern nur unter dem besseren Mittelschlag, welchem Ludmilla's Gatte unbestritten beizuzählen war. Welche Lust, nach vollbrachtem Tagewerk mit den Seinen des ländlichen Mahles, des schönen Abends und Morgens, der blühenden Natur sich zu erfreuen! Und das auf einem grünen Fleck Erde, den man sein nennen darf. Man würde dem Präsidenten Unrecht thun, wenn man ihm nachsagte, er wäre ein anderer Mensch, sobald er den Actentisch verließ. Er blieb unverändert derselbe, war human, freundlich, gefällig, in wie außer dem Bureau; er war zufrieden, auch bei der Arbeit und eigentlich durch die Arbeit, denn er war ein geborener Beamter. Allein die Muße und Ruhe im Kreise der Familie gibt doch noch ein ganz anderes Behagen als die Befriedigung über ein glücklich erledigtes Actenstück. Und dieses otium wurde dem wackern Manne nun überdies auf eigenem Grund und Boden zu Theil! Unser Freund gehörte unter die liebenswürdige Gattung Menschen, welche sich über fremdes Glück freuen können, als wär es ihr eigenes; er entzückte sich auch an allem Guten und Schönen überhaupt, an einer edlen Handlung wie etwa an einem Lied, einem Gedicht, einer Blume. An seinem niedlichen Eigen hing aber sein Herz beinahe nicht minder als an seiner Frau.

Nach den ersten acht Tagen kannte der Präsident jedes Fleckchen seines kleinen Landbesitzes auswendig. Er dachte auch bald an Verbesserungen und Verschönerungen. Das Glashaus wurde erweitert, die Anzahl der exotischen Pflanzen vermehrt, der Teich bekam seinen Kahn und seine Schwäne, für Ludmilla wurde ein Pony besorgt, auch ein eleganter Hühnerhof angelegt, so wenig sie sich aus dem Federvieh machte. Allein ihr Wilm ließ es sich durchaus nicht nehmen, diese vielleicht überflüssige Schöpfung ins Leben zu rufen; da er den Tag über, die Sonntage ausgenommen, vom Hause fern war, so sollte seine gute

Milli, in Ermanglung andern Verkehrs, wenigstens an Schopfhühnern und Truthenten eine schnatternde Gesellschaft haben, wie er scherzend bemerkte.

„Warum ist unser Norbert nicht hier!“ rief er bedauernd aus. „Er ist's, der uns abgeht! — Er hat Dir noch nicht geschrieben?“

„Nein.“

„Auch mir nicht. Und er hatte mir's doch feierlich versprechen müssen. — Du hast mir eigentlich noch nichts Näheres mitgetheilt, mein Kind! Ist er denn wirklich —?“

„Ruinirt. Nun ja!“

„Und er will nicht wieder kommen?“

„Ich denke kaum.“

Die Frau war im Tiefinnersten empört über den ehemaligen Freund, der sich im letzten Moment als Liebhaber entpuppte. Er hatte auch die noch immer nicht völlig vernarbte Herzenswunde in ihr aufgerissen. Ach, diese selig-unselige Jugendliebe! In Krakau war's. Sie und ein junger, bildhübscher Pole waren als Kinder mit einander aufgewachsen. Der Jüngling und das kaum fünfzehnjährige Mädchen, wie's denn geht, verliebten sich zum Sterben in einander, schworen sich zu, dereinst als Mann und Frau einander anzugehören. Beide waren arm und verwaist, Beide hatten eine Kunstrichtung. Ludmilla, bei entschiedenen musikalischen Anlagen, besaß auch einen eisernen Fleiß. Schon als Kind klimperte sie unablässig auf einem kleinen Querflügel, suchte und fand Accorde und Rhythmen; sie sang auch kleine Liedchen mit einem Ausdruck, der weit über ihr Alter ging; da war's, daß sich ein tüchtiger alter Musikus der talentvollen Waise annahm. Ludmilla verlegte sich nun mit aller Leidenschaft aufs Pianoforte, studirte auch Generalbaß, übte sich zugleich Tag und Nacht in der Technik wie im Vortrage mit einer Hartnäckigkeit, die sich bei Allem, was sie unternahm, an ihr kundgab. Mit dreizehn Jahren konnte sie bereits Unterricht

ertheilen. Fünf, ſechs Stunden des Tages galt es, ſich dieſer Frohne zu unterziehen; dabei wurden die eigenen Uebungen und Studien fortgeſetzt. Sie wollte in der Folge nach Wien, als Virtuoſin in Concerten auftreten, ſich auf dieſem Wege ihre Brautausſtattung gewinnen. Das war ihr geheimer Plan. — Der junge Mann war Maler. Sein Talent fand aber Mühe, ſich in dem der Kunſt wenig günſtigen Freiſtaat geltend zu machen. Zur Noth brachte er ſich durch. Auch er dachte an Wien.

„Wie wär's, wenn wir mit einander dahin gingen?“ ſchlug er der nun bereits ſechzehnjährigen Geliebten vor.

„Jetzt ſchon?“ verſetzte dieſe. „Ich fühle mich als Künſtlerin noch lange nicht fertig. — Und als was würden wir denn vor der Welt auftreten?“ fügte ſie ſchelmiſch lächelnd hinzu. „Sollen wir uns etwa als Bruder und Schweſter ausgeben?“

„Warum nicht als Bräutigam und Braut? Als Mann und Frau, wenn Du's willſt! Wir ſollen das ja auch werden!“

„Daran iſt vor Jahren nicht zu denken! Wovon ſollen wir leben, exiſtiren? Von meinen und Deinen paar hundert Gulden, die wir uns erſpart haben, doch nicht? Das genügt etwa für ſechs, acht Wochen! Und dann?“

„Weißt Du, Kind — ich habe mir's genau ausgerechnet“, erklärte ihr der hübſche Pole bedächtig. „Ich habe ein paar bedeutende Beſtellungen bekommen. Große Kirchenbilder. In Jahr und Tag kann ich damit zu Stande kommen. Auf das hin heiraten wir. Das Honorar für meine Heiligen, nebſt unſern Erſparniſſen, und dann, was Du inzwiſchen noch erwirbſt, wird zur Reiſe genügen und zur erſten Wiener Einrichtung. Dann gibſt Du gleich ein Concert, und ich componire und male, was das Zeug hält. So geht's weiter. Verhungern werden wir nicht. Ein wenig hungern vielleicht! Aber wenn man jung und friſch iſt wie wir! Ein bischen Noth leiden ſchadet nicht. Wollen wir's darauf ankommen laſſen? Haſt Du den Muth dazu, mein Herz?“

„Sind wir nicht Landsleute? Bin ich nicht eine Polin?“ ward mit Bewußtsein erwidert.

„Das ist's! Noch ist Polen nicht verloren!“ sang der muntere junge Mensch mit lauter Stimme und in dem vaterländischen Idiom.

„Stille doch!“ mahnte das Mädchen. „Denk' an meine immer lauernden Wandnachbarn. Die Polizei hat bei uns ihr Ohr allenthalben, und das Lied ist streng verboten!“

„In einem Freistaat! Das wäre mir!“

„Nur ein Schutzstaat, mein Freund!“

„Unter drei politischen Hofmeistern, nun ja! Hole sie alle mit einander — —“

„Einverstanden. Amen. — Wir sollen also heiraten?“

„In Jahr und Tag! Wären wir doch schon so weit! Nun, einstweilen Verlobte! Ist immer Etwas. — Einen Kuß zum Siegel und als Trangabe!“

„Einen einzigen, lieber Sigmund!“ — Sie bot ihm die Wange dar. Er umarmte sie stürmisch. Sie entzog sich ihm. „Geh' jetzt!“

„An die Arbeit also!“ seufzte er. „Heute darfst Du mich noch davon jagen. Doch übers Jahr! Wenn Du mein bist, völlig mein! Wer faßt das Glück, die Seligkeit? Wenn wir's nur erleben! — Kein zweiter Kuß?“

„Geh', sag ich!“ befahl das energische Mädchen und stampfte anmuthig grollend mit dem Füßchen.

„Wie reizend bist Du, wenn Du zürnst! Wie himmlisch wirst Du erst in Deiner Liebe sein!“

Sie blickte ihm nach mit einem eigenen Ausdruck des feinen Gesichtchens. Ein tiefer sehnsuchtsvoller Seufzer schwellte die jungfräuliche Brust.

Mehr als ein Jahr ging vorüber. Sie zählte nun über siebzehn, war reif und voll geworden. Der Sparschatz der Beiden hatte über Erwartung zugenommen. Die Wiener Reise war nun

beſchloſſene Sache, und man traf alle Vorbereitungen dazu. Auch zur hocherſehnten Heirat. Doch bis dahin vergingen noch Wochen und Monate durch die Umſtändlichkeit der Behörden. Endlich war Alles in Ordnung. In acht Tagen ſollten die Liebenden zum Altar treten.

„Jetzt wirſt Du doch mit Deinen Küſſen nicht länger ſparen?“ meinte der verliebte Sigmund. „Jetzt, wo wir einander ſo gut wie angehören?“

Ludmilla ſparte dennoch. Drei Küſſe wurden geſtattet, des Morgens, des Mittags, des Abends. Mag ſein, daß man ſich bisweilen verzählte — doch das Mädchen überwachte ſich.

Der junge Mann gehörte längſt einer jener geheimen Geſellſchaften an, von denen der polniſche Boden überwucherte. Seine Braut wußte darum und billigte den freiheitlich-patriotiſchen Zweck. Die Verſchwörer hatten mit Nächſtem einen Handſtreich vor.

„Es wäre doch ſchön, wenn die Freiheit und Du mir zu gleicher Zeit eigen würden!“ äußerte er ſich zu ſeiner Verlobten. Er hatte vielleicht ein ahnungsvolles Wort ausgeſprochen.

Den Abend vor der Hochzeit, den ſogenannten Polterabend, brachten die Liebenden, die ſich ſelber genug waren, einſam und allein in Ludmilla's Kämmerchen zu, ſoupirten mit einander, tranken ſich zu, ſcherzten und lachten, ſchmiedeten roſige Pläne für die Zukunft. Es war eine lauwarme, ſchwüle Sommernacht. Sie traten ans offene Fenſter. Der Vollmond war eben aufgegangen.

„Himmliſch!“ rief Sigmund, lief zum Tiſch und löſchte die Lichter aus.

„Was thuſt Du?“ rief Ludmilla, wie erſchrocken.

„Was brauchen wir Kerzen?“ verſetzte er munter. „Haben wir nicht das Himmelslicht? Sieh' nur! Die kleine Kammer iſt hell wie am Tage!“

Die Mondeshelle iſt aber gefährlich, für Diebe wie für Liebende.

„Komm', holde Nacht!“ mochte Ludmilla bald mit der zärtlichen „Julia“ ausrufen.

„Verhülle mit dem schwarzen Mantel mir
Das wilde Blut, das in den Wangen flattert,
Bis scheue Liebe kühner wird, und Nichts
Als Unschuld sieht in inn'ger Liebe Thun.“

Das Mädchen lag aufgelöst in des Mannes Armen, an welchen der nahende Morgen es für immer binden sollte. Da — horch! Ein wilder Trommelwirbel, Waffengeklirr, Lärm und Geschrei aus der Ferne, ein paar vereinzelte Schüsse. Dazwischen ertönte der Nationalgesang:

„Noch ist Polen nicht verloren!“

Mit eilender Hast riß sich Sigmund aus den Armen der Geliebten.

„Das sind die Brüder!“ rief er aus. „Sie hielten in dieser Nacht geheime Versammlung. Gewiß, man hat sie überrascht. Und ich war fern geblieben — Deinetwegen, der Liebe wegen! Gott verzeihe mir! — Aber das Vaterland ruft! Ich muß zu ihnen, muß ihre Gefahren theilen, ihre Kämpfe. Eine Waffe wird sich finden. Leb' wohl, mein Herz, meine Seele, mein trautes Weib!“

Damit drückte er einen letzten brennenden Kuß auf die Lippen des todtenbleich gewordenen Mädchens.

Der Hochzeitsmorgen brach an — der Bräutigam fehlte aber. Er war, wie er's vorgeahnt, frei geworden. Der Schuß eines Gendarmen hatte ihn in der Nacht hingestreckt. Der Tod ist die wahre Freiheit. So dachten auch seine polnischen Brüder, die ihn überlebten — in Ketten. Der Putsch war mißlungen.

Ludmilla's Seelenzustand von damals zu schildern, maßen wir uns nicht an. Mit ihrem Verlobten hatte sie ihr Alles verloren — sich selbst obendrein. In der ersten Verzweiflung war sie nahe daran, Hand an sich zu legen. Die Religion, ihre Frömmigkeit hielten sie ab. — Sie übersiedelte in der Folge

nach Wien. Nahrungssorgen zwangen sie dazu. An Concerte dachte sie nicht mehr, sie fristete ihr Leben durch Stundengeben. So mancher Freier warb vergebens um das reizende, doch tiefernste Mädchen.

„Ich bin eine Verlorene!“ erklang es dumpf in Ludmilla's Innern. Neun Jahre — traurige Jahre — waren dahingestrichen. Die Zeit und die Gewohnheit des Daseins umziehen auch den tiefsten Seelenschmerz mit einer harten Kruste. Da näherte sich der Präsident der Einsamen, Verlassenen.

„Ich kann nicht mehr lieben!“ hatte sie ihm in ihrer bisweilen schroffen Weise erklärt. Da er aber auf seiner Werbung bestand, war sie bereit und entschlossen, ihm die ganze Tragödie ihrer Jugendliebe aufrichtigen Herzens mitzutheilen. Der zartfühlende Mann, welcher die volle Wahrheit ahnen mochte, verzichtete auf jedes Bekenntniß. Baron Norbert aber hatte die Katastrophe errathen. — Wie die Gatten miteinander lebten, wie der Mann glücklich war, die Frau wenigstens nicht unzufrieden (bis zum Erscheinen des Hausfreundes), das haben wir vernommen. Ludmilla, die als Mädchen von fünfzehn Jahren zum ersten und einzigen Mal geliebt hatte, erschrak, als sie nach zwanzig Jahren entdecken mußte, daß die Glut in ihrem Herzen noch nicht völlig ausgebrannt war. „Ich bin eine Matrone!“ — Vergebens hatte sie den Freund wie sich selbst mit der Hinweisung auf ihr herannahendes Alter zu beschwichtigen gesucht. Die dreißig! Das sind für die Frauen gar gefährliche Jahre. Die Herbststürme sind nicht selten verderbenbringender als die Frühlingsgewitter.

Das Leben auf der Villa war ziemlich einförmig, aber behaglich, besonders für den neuen Eigenthümer. Bisweilen kam Besuch. Meistentheils Beamte. Der Präsident wurde nicht müde, Collegen und Untergebene mit den Reizen seines Besitzthums ziemlich umständlich bekanntzumachen. Natürlich, daß auch Madeleine sich wiederholt eingefunden hatte. Sie brachte beinahe

jede Woche ein paar Tage bei der Freundin zu, die sich mit ihr im Gartenhäuschen einquartierte und dieses Nestchen im Grünen zuletzt auch für sich allein beibehielt, obgleich der Gemahl mit dieser neuen Hauseintheilung nicht besonders einverstanden schien. Ludmilla kränkelte aber ein wenig, trank den Brunnen und behauptete, die völlige Ruhe und Zurückgezogenheit sei ihr wohlthätig und nothwendig.

So oft Madeleine sich einfand, konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß in der nächsten Stunde ihr Verehrer, der junge Gutsbesitzer Arthur von Seldern, auf hohem Rosse sich einstellen würde, um am nächsten Morgen abermals heranzutraben. Nach dem plötzlichen Verschwinden des Baron Norbert hatte der hartnäckige Freier neue Hoffnung geschöpft, so wenig auch die in ihrem Gleichmuth oder ihrer Gleichgiltigkeit verharrende Schöne seine matrimonialen Bestrebungen beachtete oder sie auch nur zu gewahren schien.

„Wie lange willst Du ihn noch warten lassen?“ fragte Ludmilla.

„So lange er daran ein Vergnügen findet“, versetzte lachend die muntere Wienerin.

Baron Norbert hatte endlich dem Freunde geschrieben. Seine Verhältnisse hätten sich ziemlich geklärt, und er dürfte die Hoffnung hegen, sich sein Rittergut, wenn auch nicht völlig schuldenfrei, zu erhalten. „Nur mein Weltwandern werde ich wohl aufgeben müssen“, hieß es in dem Briefe, „oder doch für eine Weile einstellen. Ich muß mich gründlich rangiren, eine Reihe Jahre als Landjunker meinen Kohl pflanzen. Dem herrlichen Wien sage ich aber nicht für immer Valet. Am wenigsten Dir und Deiner liebenswürdigen Frau. Auch Fräulein Madeleine und ihren frischen Humor nicht zu vergessen! Hier im schlesischen Ackerboden wächst und gedeiht derlei poetische Frucht durchaus nicht: Rufe mich beiden Damen ins Gedächtniß. Ich lebe hier einsam, zwischen Hanf- und Hopfenstangen, ohne menschliche

Seele, und nähre mich von Oderkrebsen und Gänsebrüsten. Wie glücklicher bist du! Ich hab's leider versäumt. Meine Gesundheit ist etwas angegriffen. Der Doctor will mich durchaus in eines der Taunusbäder schicken. Warum liegt Wien an der Donau und nicht am Rhein?

„P. S. Sage Deiner lieben Frau, daß ich auch literarisch fleißig sein werde. Und denkt sie noch immer daran, mich zu verheiraten?"

„Wolltest Du das wirklich, Milli?" unterbrach sich der Präsident im Vorlesen. „Gescheidt wär's von ihm, wenn er darauf hörte. Aber er hat's ja versäumt!" setzte er mit einem schlauen Blick auf Madeleine hinzu. „Derlei läßt sich freilich nachholen. Ich, der bald Fünfzigjährige, damals schon über die Vierzig, als ich dich heimführte, bin ein lebendiges Beispiel. Und mein eleganter Freund sticht mit seinen acht oder neunundreißig noch alle jungen Männer aus, wenn er's nur will! Avis à la lectrice!"

Madeleine mußte insgeheim lachen. Dem klugen Mädchen war die Leidenschaft Norbert's für Ludmilla, von der der gute Präsident keine Ahnung hatte, längst völlig klar geworden. Und kein Zweifel, die Frau theilte diese Neigung, wollte sie aber bekämpfen — darum ward der Freund aus ihrer Nähe verbannt, darum zog sie eine kraus Miene, wenn sein Name genannt wurde, und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Jener Paradiesvogel hatte sich aber auch dem Mädchen genähert. Zu welchem Zwecke? Um das eine Verhältniß durch das andere zu decken. Die Frau wollte aber nicht Ernst machen. Wenn nun Madeleine ihn der Freundin völlig wegfischte? Daß der reife Mann nicht abermals in fremde Netze geriethe, dafür würde man sorgen. Zudem — er ist bedrückt, ist in Verlegenheiten gerathen, aus denen sie ihn für immer befreien kann, denn sie ist wohlhabend, ja reich. Doch er muß sich erklären — und zwar bald, recht bald! Denn man zählt volle siebenundzwanzig Jahre

und ist des Tändelns nachgerade müde. Eine kleine Weile wollte man noch zuwarten — sonst, im Nothfall, Frau von Seldern werden. Hätte der gute Arthur ahnen können, wie nah' er vielleicht bereits seinem Glücke stand! Denn Madeleine hatte zwar der Antwort des Präsidenten an Norbert ein paar mehr als freundliche Worte beigeschrieben, war aber in der Rückantwort an den Freund einfach mit einem artigen Gruß abgespeist worden. Darüber erzürnte sich das lebhafte und verzogene Mädchen, und als der junge Seldern der Hochverehrten eben damals einen kleinen Ritterdienst erwies, stand sie nicht an, ihn mit dem Epitheton ihres „lieben Jugendfreundes" zu beehren, in Begleitung eines beinahe zärtlichen Blickes, über welchen der junge Mann vor Entzücken außer sich gerieth.

Dagegen wurde der Präsident fast ärgerlich, als seine Frau sich weigerte, seinen Briefen an den Freund doch wenigstens eine theilnehmende Zeile beizufügen.

„Ich schreibe nie an einen Mann!" lehnte sie diese Zumuthung ab, kurz und barsch.

„Du bist wirklich krank, liebes Kind!" erlaubte sich der nachsichtige Gemahl in einem etwas gereizten Ton zu bemerken.

Der Mutter Madeleinens war die Cur in Wiesbaden verordnet worden. Der Papa, alt und bequem, vom Geschäft zurückgezogen, führte längst nur ein Casino- und Junggesellenleben und war allem Ortswechsel abgeneigt, die Tochter dagegen augenblicklich bereit, sich zur Begleiterin der Mama anzubieten, oder besser gesagt: ihr die Gnade zu erweisen, sie herumzuschleppen. Die Mutter war eine gute Frau, die keinen Willen hatte als den ihres Töchterleins. Der Hochsommer war hübsch weit vorgerückt, der August bereits vor der Thür, als die Badereise angetreten wurde. Der junge Seldern durfte die Damen ein paar Stationen begleiten und Madeleinens schneeweißes Händchen beim Abschied küssen. Die dicke Mama lächelte ihm freundlich zu, wie sie alle Welt anlächelte und sich nichts dabei dachte.

Wir wollen nicht behaupten, Ludmilla habe ſich über die Abreiſe der Freundin gefreut — doch ihr Verlangen nach Einſamkeit war ſo lebhaft geworden und ihr Trieb nach Mittheilung ſo gering, daß ihr Madeleine und deren Geplauder nicht eben abgingen. Sie las viel, ſchrieb an ihrem Tagebuch, phantaſirte halbe Nächte auf ihrem Klavier. Der Präſident erlaubte ſich ab und zu eine leiſe Bemerkung über dieſes etwas wunderliche Treiben.

„Laß mir doch meine Weiſe!“ erwiderte ſie gereizt. „Du haſt Dein Bureau und Deine Whiſtpartie, ich meine Bücher und mein Piano. Ein Jeder, was ihm taugt!“

„Aber Deine Geſundheit, liebes Kind“, wollte der fürſorgliche Gatte einwenden.

„Nenne mich doch nicht Kind!“ fuhr ſie ihn an. „Ich bin eine Matrone, bald eine alte Frau! Und wär' ich doch ſchon ein graues Mütterchen! Es iſt nichts unerträglicher, als ſich altern ſehen und es fühlen!“

Sie verſchloß ſich in ihr Gartenhäuschen, ſchob den Riegel vor und ſtürmte über die Taſten.

„Sie ſpielt wie ein Engel!“ ſagte ſich der Präſident, zuhorchend. „Aber es wird ſie noch umbringen! Und ſich ſo Tag und Nacht abzuſperren, iſt und bleibt eine Marotte.“

Es war ein regneriſcher Abend. Der Pfarrer und ſein Gutsnachbar fanden ſich bei zweifelhaftem Wetter gern zur beliebten Whiſtpartie auf der bedeckten Veranda ein. Und ſo auch heute. Ludmilla's Phantaſiren, das aus der Ferne herüberklang, ließ den liebenden und muſikliebenden Gatten manchen Trick vergeben.

V.

Wir müſſen uns einen kleinen Rückblick auf eine Hauptperſon dieſer simple story geſtatten. Ein Mann wie Baron Norbert, welcher als Eheſtörer auftritt, erſcheint jedenfalls in einem etwas gehäſſigen Lichte: ihn völlig reinzuwaſchen, wird

dieſer Darſtellung kaum gelingen, wohl aber ihn zu erklären und ſo vielleicht manchen ſeiner Fehler oder Irrthümer, wenn nicht zu entſchuldigen, doch wenigſtens begreiflich zu machen. Baron Norbert gehörte unter die problematiſchen Naturen, die weder mit der Welt, noch mit ſich ſelber fertig werden. In ſeinen jüngeren Jahren hatten ſich dem wahrhaft männlich ſchönen, feurigen und formgewandten Cavalier und Officier eine Fülle der wünſchenswertheſten Verhältniſſe, auch manche vornehme und reiche Partie, dargeboten. Zur Ehe fühlte ſich aber der beſtändig reiſende, wandernde, platzwechſelnde Frauenfreund weder geneigt noch geeignet. Der Mann kannte und beurtheilte ſich ſelber zu genau. Wenn der Baron ohne Abenteuer nicht leben konnte, ſo füllten ſie doch ſeine Tage und Stunden nicht völlig aus, auch gab es Intervalle und Brachzeiten, die er gewiſſenhaft zu ſeiner weiteren Ausbildung und ſeinen Studien benutzte. Dem erotiſchen Hange in ihm war auch ein emſiger Forſchungstrieb beigeſellt und eine gewiſſe künſtleriſche Begabung; ſein gebildeter Dilettantismus brachte es freilich nur zu Verſuchen und Anfängen. Als Norbert in die reiferen Jahre gelangte, hatte ſich ſeine Unruhe gemildert, ſein unſtetes Weſen bedeutend abgenommen. Man ſpricht häufig von Männern in den beſten Jahren. Das ſind die zwiſchen dreißig und vierzig, welche den Frauen, wie wir früher angedeutet, ſo gefährlich werden können. Der Mann hingegen darf ſich ſeiner Reife bei vollſter Kraft und Genußfähigkeit in aller Behaglichkeit erfreuen; er hat manche gefährliche Täuſchung, manche tobende Leidenſchaft überwunden und kann ſich nun ſeinem Streben und Wirken ganz und ungeſtört hingeben, ohne darum das Anmuthige und Holde, das ſich ihm darbietet, die Blumen an ſeinem Lebenswege, verſchmähen zu müſſen. Ein ähnliches Gefühl des Wohlbehagens regte ſich auch in Norbert, als er den Wiener Boden betrat. Er war damals frei von jeder Herzensneigung oder Phantaſie und hatte ſich ernſtlich vorgenommen, zu ſtudieren und zu arbeiten. Da war's, daß ihm Ludmilla entgegentrat.

Wenn der Mann, durch das anfangs kühle Benehmen der Frau gereizt und geärgert, auf Rache ſann und an Eroberung dachte, ſo war er inzwiſchen ſelber unterjocht worden. Er war ernſthaft in Ludmilla verliebt, in ihre Perſon, in ihr Eigen und Weſen, in ihre Tugenden wie ihre Fehler und Schwächen. Und ſie war nicht kalt! Er wußte das. In ihrem einſamen Herzen glimmte noch im Stillen die Naphthaflamme der Liebe. Ein Hauch, ſie anzublaſen, und ſie bricht wohl aufs Neue hell auflodernd empor! Er wurde eiferſüchtig auf ihre Jugendliebe, und in einem Moment des Ueberſtrömens vergaß er aller Zurückhaltung, hatte er den Muth, ſich an die Stelle ihres Sigmund ſetzen zu wollen. Die Folge war — ſeine Verbannung aus der Nähe der heiß Begehrten.

Die Liebesleiden eines Jünglings ſind groß und ſcheinen unheilbar; wenn er ſich aber nicht erſchießt, wie der junge Werther, ſo hat er noch eine lange und breite Zukunft vor ſich und kann nach überſtandenem Liebesfieber in andere, minder bedenkliche Banden gerathen, ſeine Lebenstage glücklich, zuletzt wohl gar als philiſtröſer Ehemann behaglich und bequem zu Ende bringen. Anders der reife Mann, für welchen Amor vielleicht ſeinen letzten und ſpitzigſten Pfeil zugeſchliffen. Wohl auch das letzte Weib, für das er entbre.nt! Und die Begehrenswertheſte verſagt ſich ihm! In allen ihren geiſtigen Vollkommenheiten, bei allen ihren Reizen, wie in jener Mitternacht, ſtand ſie vor ihm, mit dem weißen Nacken, dem nur halb verhüllten wallenden Buſen, den aufgelöſten Haaren! Norbert konnte des Anblickes nicht vergeſſen, noch ſeine Niederlage überwinden. Kopf wie Herz waren gleich dabei betheiligt; der Verſtand machte ihm das vorzeitige Erklären ſeiner Gefühle zum Vorwurf, das Herz blutete dabei. Der nach Schleſien Verwieſene aß nicht, ſchlief nicht und ſollte rechnen, calculiren, ſich mit ſeinen Gläubigern, mit Agenten und Advocaten herumzanken und zurechtfinden. Der ſo vielfach in Anſpruch Genommene that ſein Möglichſtes, um ſeinen

schwierigen Aufgaben zu genügen — freilich mit Anstrengung, denn er war krank, schlich matt und erschöpft im Hause herum. Wenn er in den Spiegel blickte, erschrak er über sich selber. Wie bleich und hager! Welche Falten und Runzeln! Durch das noch volle, bisher dunkelbraune Haupthaar schimmert hie und da bereits ein bedenkliches Grau, und der prächtige Vollbart erscheint in ähnlicher Weise gesprenkelt.

„Ich bin ja um zehn Jahre älter geworden!“ rief er bestürzt aus.

„Darum nur gleich fort ins Schlangenbad!“ mahnte der Hausarzt. „Bewegung, frische Luft, Zerstreuung, das Bad, der Brunnen! Das wird Sie wieder verjüngen.“

Erst gegen Mitte August konnte der Baron seine Badecur beginnen. Vierzehn Tage vorher war Madeleine mit der dicken Mama in Wiesbaden eingetroffen. Eine Wohnung war bestellt, die ihr nicht genügte. Sie mußte überall das Beste haben, wußte das auch immer durchzusetzen. Ein bel etage mit Balcon in dem vornehmsten Hotel wurde rasch erobert, mit den Trinkgeldern dabei nicht gespart. Die Bade-Saison war im Jahre 1845 glänzend, an der table d'hôte herrschte ein munter geselliger Ton, Bekanntschaften zwischen Tischnachbarn und vis-à-vis waren bald und leicht angeknüpft. Madeleine hatte mit kundigem Blick eine vereinzelte ältere Dame entdeckt, die als Gesellschafterin für die „gute Mama“ vollkommen geeignet schien. Die beiden Matronen fanden auch Gefallen an einander und hielten die ganze Saison über treulich zusammen. Madeleine schloß sich dagegen an eine englische Familie und machte im Parliren mit den jungen Misses ihrem Sprachmeister alle Ehre. Natürlich, daß es auch an jungen Elegants nicht fehlte, welche sich der lebhaften und hübschen Wienerin angelegentlichst zu nähern suchten, die bei den häufig improvisirten Tanzunterhaltungen im Curhause mit ihrem Walzen und Polken die Männerwelt bezauberte und den schmalen Lippen der steifen und blonden Töchter Albions ein „oh“ der

Bewunderung oder Verwunderung entlockte. Das dralle, aber queckſilberne bewegliche Mädchen flog wie ein Kautſchukball von Hand zu Hand. Auch auf Ausflügen in die reizende Umgegend, auf Fußpartien und Eſelsritten war die geſuchte Schöne hoch gefeiert und galt unbeſtritten als die Vienne der Saiſon, ſowohl den Civiliſten, den jungen Banquiers, Diplomaten und Literaten, als naſſauiſchen, badiſchen und preußiſchen Lieutenants. Auch dieſer und jener chevalier d'industrie mit täuſchend vornehmem Anſtrich wurde auf das Mädchen aufmerkſam. „Die einzige Tochter einer unermeßlich reichen Wiener Firma! Meier und Compagnie!“ flüſterte man ſich einander ins Ohr und verdoppelte ſeine Artigkeiten. War es Madeleinen um einen Mann zu thun, hier hatte ſie die Auswahl. Sie freute ſich aber nur, daß ſie gefiel. Kein Wunder! Die nun bald Achtundzwanzigjährige konnte für kaum zwanzig gelten. Ihre fraicheur, die beauté de diable hatte ſich erhalten. Nur ihr Embonpoint war im Zunehmen. Wenn ſie neben ihrer Mama ſtand, mochte ein Phyſiologe mit einiger Sicherheit prophezeien: dieſes mehr als blühende Mädchen wird ſich völlig auf das dicke Mütterchen dort auswachſen.

Eines Abends trat die Badegöttin mit ihrem engliſchen und anderen Cortège in den Spielſalon, um ſich zur Abwechslung ein wenig der Aufregung des Pointirens zu ergeben. Fröhlich lachend und von ihren Verehrern bedauert, hatte ſie etwa ein Dutzend Louisd'ors nach und nach daran geſetzt und verloren. „Rien ne va plus!“ ſagte ſie in einem tragiſch-komiſchen Ton und wies auf ihre völlig geleerte Börſe. „Rien ne va plus!“ erklang es von Seite der Croupiers. Eine plötzliche Stille. „Noir perd, rouge gagne!“ ertönte es abermals, und ein Haufen Goldes wurde dem glücklichen Spieler zugeſchoben, welchem eben ein Hauptcoup gelungen war. Ein hochgewachſener Herr in elegantem Touriſtenkoſtüme hatte die Goldfüchſe eingeſtrichen. Ein Fremder. Niemand kannte ihn — als Madeleine. Baron Norbert hatte einen Abſtecher aus ſeinem Schlangenbade gemacht. Die

Begegnung in der Fremde hat für Menschen, die sich daheim mehr oder minder nahe stehen, immer etwas besonders Angenehmes. Beide Freunde freuten sich auch herzlich des unvermutheten Zusammentreffens. Madeleine stand keinen Augenblick an, Norbert's Arm anzunehmen und ihren und Ludmilla's Freund zu ihrer Mama und zum Souper nach Hause zu bringen. Man hatte sich eine Menge zu erzählen. Die dicke Mama ergab sich bald nach dem Dessert einem kleinen Verschlummer, eigentlich einem festen und gesunden Schlafe mit dazu gehörigem Schnarchen.

Norbert hatte sich während seiner kurzen Badecur nicht nur körperlich erholt, er hatte auch seinen früheren Lebensmuth, jedenfalls die Elasticität seines Geistes wieder gefunden, und wenn noch ein Wurm an ihm nagte, so wußte er doch seine geheimen Schmerzen im Verkehr mit Anderen durch sein savoir faire geschickt zu verbergen. Er wollte heute noch heimkehren. Da schlug es Mitternacht. „Nun ist es wohl zu spät!" sagte er lachend. „Doch warum heute? Warum morgen? Warum soll ich überhaupt zurück? Ich kann hier so gut den Brunnen trinken als anderwärts, und unter Ihrer Aegide wird mir die Cur gewiß besser anschlagen. Ich sende meinen Diener morgen nach Schlangenbad, er soll mir mein Gepäck herüber holen. Allein der Ort ist überfüllt, alle Hotels sind besetzt! Wo soll ich übernachten?"

„Wo anders als hier!" versetzte Madeleine rasch. „Ein paar hübsche Zimmer, dicht neben uns, sind heute Morgen leer geworden. Warten Sie!" Sie klingelte dem Kellner. „Lieber Jean!" redete sie ihn schmeichelnd an, „der Herr Baron übernimmt Nummer zwölf und dreizehn von heute an und für unbestimmte Zeit."

„Unmöglich, Fräulein!" versicherte der gewandte Jean mit Wichtigkeit. „Die Appartements sind von morgen an bestellt für den Herrn Grafen von —"

„Wir wollen keinen Fremden als Wandnachbarn!" unterbrach das herrische Mädchen den Schlankopf. „Entweder der

Herr Baron wird neben uns einlogirt oder wir übernehmen die Zimmer selbst. Keine Widerrede! Sie kennen mich!" wurde mit einem süßen Blick beigefügt. Sie wollte nach ihrer Börse langen, entsann sich aber deren Inhaltsleere und machte Miene, die Mama zum Succurs aufzuwecken. Der Baron, ihre Absicht erkennend, kam ihr aber zuvor, drückte dem „Herrn Oberkellner" ein paar Louisd'ors in die Hand. „Das ist das Aufgeld für Sie! Die Zimmer sind mein —" sagte er kurz und bestimmt.

„Der Herr Graf wird freilich Augen machen! Uebermorgen werden andere Gemächer leer —" beschwichtigte sich Jean. „Beliebt es vielleicht gleich hier hinein, Herr Baron?" setzte er pfiffig lächelnd hinzu, indem er nach einer halb versteckten Tapetenthür wies.

„Was fällt Ihnen ein! Von hier aus bleibt es verriegelt", bemerkte Madeleine. „Führen Sie den Herrn Baron hinüber. Schlafen Sie wohl, mein Freund, und träumen Sie süß!"

„Ich hoffe, so süß, als mir diese Begegnung war!" erwiderte der galante Norbert und küßte die weiche und warme Hand des Mädchens, welches die schlaftrunkene Mama aufrüttelte und in ihr Nest jagte. —

Von dem Fremden, welcher gestern Abend der Bank eine so tüchtige Wunde beigebracht und sich noch in der Nacht dicht neben der Badegöttin einzuquartieren gewußt, war am nächsten Morgen in ganz Wiesbaden ein großes Gerede, und es entstand kein geringes Zischeln, als Norbert Arm in Arm mit Madeleine am Brunnen erschien. Das Mädchen, die Aufregung gewahrend, flüsterte dem Freund ins Ohr: „Wir machen Aufsehen. Ich werde Sie zur Noth für meinen Cousin ausgeben müssen."

„Besser für Ihren Onkel!" erwiderte Norbert bescheiden, „das klingt glaubwürdiger."

Madeleine stellte nun den Freund ihren Bekannten vor, auch den jungen Misses, welche er in ihrem Idiom sogleich auf das Artigste unterhielt. Auch mit den Herren hatte der We[illegible]mann

bald ein angenehmes Verhältniß herzustellen gewußt, sogar mit Madeleinens jüngeren Verehrern, indem er ihnen durchaus freies Feld bei der Schönen überließ, sich selbst aber mehr zu den gesetzten Männern und älteren Damen hielt. Auch bei der table d'hôte saß er ziemlich weit von seiner schönen Wandnachbarin entfernt, zwischen einem pensionirten Major und einem Oekonomen und conversirte mit ihnen über Fachgegenstände. Hatte er den Tag über kaum ein paar Worte mit Madeleine gewechselt, so entschädigten ihn die traulichen Gespräche beim Souper, mit der schnarchenden Mama als unfehlbarer, jedoch unbedenklicher Zugabe. Bisweilen ward auch ein Morgenspaziergang mit Madeleine unternommen, und zwar in einer Frühstunde, zu welcher selten ein Badegast sichtbar wurde. Von Ludmilla war ab und zu die Rede zwischen ihnen, doch mit Reserve. „Sie kränkelt und ist häufig übler Laune", bemerkte Madeleine gelegentlich.

„Das macht", meinte Norbert, „weil keinem Mann und keiner Frau die Jahre erspart werden, in denen die Natur uns zuruft: Du mußt nun aufhören, zu gefallen!"

„Sie sind noch nicht auf diesem Gefrierpunkt angelangt?"

„Ich? Warum fragen Sie?"

„Weil Sie mir gestern beim Souper so viel Complimente sagten, daß ich schon nahe daran war, die Mama aufzuwecken."

„Ist's wahr, daß Sie den jungen Seldern heiraten wollen?" fragte der Baron, ohne zu antworten.

„Vielleicht. Wenn mich keiner von denen nimmt, die mir besser gefallen als er!"

„Sind deren viele?"

„Denen ich gefalle? Ihre Zahl ist Legion! Sie sehen das täglich am Brunnen. Wer mir gefällt? das braucht vorläufig Niemand zu wissen!"

„Und wissen Sie denn nicht —?" Der Baron hielt inne.

„Was soll ich wissen?"

„Es gab eine Zeit — Ludmilla dachte damals daran, aus uns ein Paar zu machen —"

„War das ernsthaft gemeint? Und dachten Sie denn jemals —?"

„An Heirat? Ich? Aufrichtig, nein."

„Sie glauben an kein Glück in der Ehe?"

„Warum nicht? In Nummer eins oder zwei ist es vielleicht zu finden."

„Was? Sie numeriren die Ehen?"

„Es gibt ja eigentlich nur drei Arten."

„Da wär' ich denn doch begierig —"

„Soll ich Sie mit meinem Schema bekannt machen?"

„Ich bitte darum!"

„Nun gut. Da ist erstens die patriarchalische oder absolute Ehe. Der Mann herrscht und regiert unbeschränkt —"

„Ueber eine beschränkte Frau! Das ist so Euer Ideal —"

„Unterbrechen Sie mich nicht. Der Mann seiner Frau quand même ist die Nummer zwei. Das weibliche Element vorherrschend, wie dort das männliche. Sie setzen sich aber nach und nach in ein gewisses Gleichgewicht, nach dem Gesetze der Trägheit. Das gibt dann eine ziemlich erträgliche Mittelexistenz. Die Kinder sind der Kitt. Das sind so, was man die glücklichen Ehen nennt.

„Und die unglücklichen?"

„Fast alle übrigen, die die Balance nicht finden können, die hunderttausend zusammengekoppelten Paare von Alltagsleuten. In den oberen Kreisen ist Gleichgiltigkeit an der Tagesordnung, im Mittelstand das Keifen und Zanken; beim tiers-état geht's bisweilen noch etwas derber zu."

„Bleibt noch eine dritte Gattung —"

„Das sind die Ausnahmsmenschen, die an einander gerathen — nicht selten zu ihrem gegenseitigen Unheil. Denn zwei geistreiche Leute, selbst Mann und Frau, vertragen sich am aller-

wenigſten — zwei Ganze, denen ſich keines zur Hälfte des Anderen hergeben mag. Das iſt ſogar bei Liebesleuten der Fall. Denken Sie an George Sand und Alfred de Muſſet. Man geht ſich da am beſten discret aus dem Wege. Die Gegenwart hat immer etwas Abſurdes, wie Goethe ganz richtig bemerkt. Die Ehe iſt aber die ewig dauernde, folglich die unerträglichſte Gegenwart."

„Freilich, wenn die Liebe fehlt, die Leidenſchaft —" warf Madeleine ein, diesmal ernſthafter als gewöhnlich.

„Was wollen Sie, liebes Kind?" fuhr Norbert fort. „Die Leidenſchaft iſt eine Hoffnung ins Unendliche; aber e'n Ding, welches anfing, muß das nicht auch ein Ende haben? Sich einander ewige Liebe und Treue ſchwören, heißt das nicht: den Andern zum Zeugen nehmen, daß man den Schwur nicht halten wird? Was iſt denn ewig? Den ſchönen Moment, kann man ihn feſthalten? Alles Reizende hat Flügel zum Davonflattern — das Glück wie die Liebe. Die Menſchen hatten ſchöne Stunden, denn ſie liebten ſich; da erfanden ſie das Heiraten, und mit der Schönheit ‚war's alle', wie die Berliner ſagen."

„Eine triſte Theorie, mein Freund", ſagte das Mädchen nachdenklich. „Auch weiſt Ihr Schema manche Lücken auf. In welche Ihrer Nummern paßt zum Beiſpiel die Ehe des Präſidenten mit Ludmilla? Der Mann eine beſſere Gattung Alltagsmenſch, die Frau ein halbes Genie."

„Jedes Syſtem geſtattet Ausnahmen", meinte der Baron ausweichend. „Und wenn die Beiden zufrieden ſind —"

„Der Mann gewiß! Die Frau aber — — gerade heraus, Baron! Meine Freundin ſcheint ſich in ihrer bürgerlichen Ehe nicht ſo recht behaglich zu fühlen —"

„Kann ich dafür?" rief Norbert brüsk.

„Hab' ich Sie denn angeklagt? Sind Sie böſe?" Das Mädchen reichte ihm die Hand.

Norbert hielt Madeleinens Händchen fest und sah ihr in die Augen. „Wir ein Paar! Was sagen Sie zu Ludmilla's Vorschlag?"

„Ich weiß nicht. Sind Sie denn in mich — was man verliebt nennt?"

„Noch nicht."

„Das ist wenigstens aufrichtig!"

„Aber man kann's werden! Beide Theile mein' ich."

„Wir wollen's abwarten."

Sie entzog ihm ihre Hand.

„So viel ist gewiß", versicherte Norbert, „ich werde nie wieder nach Wien kommen als an der Hand einer Gemahlin!"

„Also niemals wieder!" rief Madeleine.

Die einsamen Spaziergänge wiederholten sich, und das Paar wurde immer vertraulicher.

Die Saison näherte sich ihrem Ende. Ein großer Ball sollte den Schluß machen.

„Sie haben mich bei den kleineren Unterhaltungen niemals zum Tanze aufgefordert", haranguirte die Schöne den Baron.

„Zum Tanzen gibt es hier junges Völkchen genug!" bemerkte dieser.

„Sie sind nicht mehr jung? Nun, wahrhaftig, ich auch nicht!" sagte das Mädchen lustigen Muthes. „Aber ich will und muß mit Ihnen tanzen. Ich habe mir das in den Kopf gesetzt. Und mehr noch! Sie sollen morgen mein einziger Tänzer sein."

„Wollen Sie durchaus mit mir ins Gerede kommen?"

„Wenn ich nun Ja sagte?"

„Auf Ihre Gefahr! Ich bin wie der ‚Müllerknecht'. An mir ist nichts zu verderben."

Sie tanzten also in der Festnacht oder saßen flüsternd zusammen. Beim gemeinschaftlichen Souper mit der Badegesellschaft war Madeleine ausgelassen lustig, der Baron credenzte ihr ein Glas Champagner um das andere, und sie ward nicht

müde, es auszuschlürfen, zum Entsetzen ihrer englischen Freundinnen. Norbert brachte das Mädchen, das von Pessen überströmte, nach ihrem gemeinsamen Hotel. Die Mama schlief längst, und zwar für diesmal in dem Schlafzimmer, welches sie mit dem Töchterlein theilte. Die Beiden waren Arm in Arm in den Salon getreten.

„Schwöre mir, daß Du Ludmilla nicht mehr liebst!“ verlangte Madeleine von dem Freunde.

„Mehr als das! Ich will Dir das sogar beweisen!“ versetzte dieser, indem er das liebeglühende Mädchen zärtlich in die Arme schloß.

„Wie will der Verräther das anfangen?“ lallte Madeleine, sich dem Baron völlig überlassend.

„Auf diese Weise, mein Herz!“ Damit preßte er die feurigsten Küsse auf die Lippen der nur schwach Widerstrebenden.

„Madeleine, bist Du's?“ rief eine verschlafene Stimme aus dem Zimmer gegenüber, dessen Thür halb geöffnet geblieben war, was die erhitzten Liebenden in ihrem Taumel nicht geahnt hatten.

„Die Mama!“ Madeleine entzog sich erschrocken den Armen des Freundes mit einem raschen derben Ruck.

„Madeleine, mein Kind —“

„Gleich, Mama! Fort, Karl, ums Himmels willen“ — flüsterte das Mädchen.

„Nur wenn Du versprichst, die Meine zu werden, wenn Du mir schwörst —“

„Ja doch! Nur fort, fort!“

„Meine Braut also!“ Ein letzter brennender Kuß. Der Baron schlich auf den Zehen in sein Zimmer.

Madeleine war inzwischen zur Besinnung gekommen und eilte in das Schlafzimmer zur Mama.

Einer ſo großen Gefahr entronnen, blieb nun das Mädchen auf ſeiner Hut. Eine im Grunde kalte Natur läßt ſich nicht zweimal überliſten.

Wenige Tage nach dieſem verhängnißvollen Abend erhielt Ludmilla einen Brief von der Freundin, voll Poſſen, Uebermuth und Badeklatſch.

„In acht Tagen kehre ich nach Wien zurück“ — hieß es im Poſtſcript — „an der Hand eines Bräutigams. Rathe, wer es iſt?“ Zweites Poſtſcript: „Die Sache iſt noch ein tiefes Geheimniß. Nur für Dich. Du haſt den Mann doch errathen!? Deine unwandelbar treue Freundin Magdalena Meier, einzige Tochter von Meier und Compagnie.“

VI.

Man vernimmt häufig die Behauptung, der Menſch verwandle ſich nach jedem Stufenjahre ſowohl phyſiſch als moraliſch. Das Letztere ſcheint vorzugsweiſe der Fall bei feiner organiſirten Naturen, bei denen die Nerventhätigkeit vorherrſcht und ſomit eine erhöhte Empfindung oder auch Empfindlichkeit, auf welche dann jeder Eindruck, jeder äußere oder innere Reiz um ſo mächtiger reagirt. Bei Frauen in einem gewiſſen Alter zumeiſt; das vollendete fünfte Stufenjahr führt nicht ſelten eine totale Umwandlung bei ihnen herbei.

Ludmilla war den Sommer über in einer eigenen Stimmung. Sie hatte in den vielen einſamen Stunden ihr ganzes Leben recapitulirt und war zu einem betrübenden Reſultate gelangt. Ein verlorenes Daſein! mußte ſie ſich ſagen. Sie kramte emſig unter alten Papieren, zog einige vergilbte Briefe hervor, auch das Aquarell-Porträt eines jungen Mannes. Sie las die naiven Herzensergüſſe, betrachtete die verblaßten Züge des Jünglings, mit welchem ſie den erſten ſüßen Traum der Liebe geträumt und den ein unerbittliches Geſchick von ihrer Seite geriſſen, kaum

daß sie sein geworden. Sein! Aber gegen Sitte und Gesetz. Sie verlor sich in Erinnerungen, auch in schmerzlichen Reflexionen und Selbstanklagen. Einzelne und schwere Zähren träufelten über die bleichen Wangen der Büßerin. Denn das war sie in diesem Moment! „Meine erste Liebe war meine erste Schuld!“ So erklang es unaufhörlich in ihrem Innern, und ihre Thränen strömten reichlicher, die beängstigte Brust erleichternd, wenn auch nicht befreiend.

Da klopfte es an der Thür des Gartenhäuschens, welche, wie jeden Abend, von innen verschlossen war.

„Willst Du nicht zum Souper kommen, liebe Ludmilla? Wir warten nur auf Dich!“

„Wer wartet?“ wurde nach einer kleinen Pause im trockenen Tone gefragt.

„Einer meiner Herren Hofräthe, der Herr Pfarrer und —“

„Die Whistpartie! Gebt nur zu Tisch ohne mich. Ich bin erhitzt, nicht ganz wohl, will nicht mehr an die Luft, sondern frühzeitig zu Bett.“

„Nun, wie es Dir beliebt, mein Kind! Gute Nacht.“

Der Gatte entfernte sich, diesmal entschieden ärgerlich über die launische Frau. Auch Ludmilla war unzufrieden mit sich selbst und nichts weniger als zufrieden mit ihrem Mann. Sie kannte seine Art und Weise. Seit Wochen war er um sie herum geschlichen. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. Sie wußte bisher jede Erklärung zu vermeiden, doch jetzt würde er darauf dringen — das sagte ihr sein kurzes: Gute Nacht.

„Warum hab' ich geheiratet!“ rief die bedrängte Frau in Unmuth aus. „Das war meine zweite, meine größere Schuld! Ach, und warum durfte mein armes Kind nicht am Leben bleiben? Das hätte mich gegen Alles gesichert und gestählt.“

Es mahnte sie an gewisse Aeußerungen Norbert's.

„Ja, ich führe nur ein Schein- und Traumleben!“ rief es in ihr. „Und ich habe den armen Wilhelm betrogen, als ich mit

ihm zum Altar trat — mich ſelber belogen! Meinen Sigmund im Grabe verrathen! Meine wahre Liebe, meine einzige Leidenſchaft —"

Hier verwirrten ſich Ludmilla's Gedanken, und ein Bild trat ihr vor die Seele, welches ſie die ganze Zeit hundert und hundert Male von ſich gewieſen, das ſich ihr immer von Neuem wieder aufgedrängt. Jetzt aber glaubte ſie des fernen Freundes ohne Selbſtvorwürfe gedenken zu dürfen. Die erſte Empörung über ſeine damalige leidenſchaftliche Erklärung war längſt einer milderen Auffaſſung gewichen. Sie wußte, daß er ſie liebte. War er doch ihrer Ruhe wegen ins Exil gewandert, war leidend, krank, verzehrte ſich in der Einſamkeit — ihretwegen! Und ſie!

„Ja, ich liebe ihn!" rief ſie laut aus und erſchrak über den Schall ihrer eigenen Stimme. „Und wenn ich ihn liebe, wer macht mir's zum Verbrechen? Mein Mann doch nicht?" dachte ſie bei ſich ſelbſt, indem ſie anfing, ſich langſam auszukleiden. „Ich glaube faſt, ich dürfte ihm meine geheime Neigung frei eingeſtehen, und der gute Wilm wäre im Stande, mit mir zu weinen und es zu beklagen, daß ich ſeinen vortrefflichen Freund nicht früher kennen lernte, als ihn ſelber. Wenn ich frei wäre!" lief es ihr durch das Köpfchen. „Und was dann?" Sie dachte daran, ſich ausſchließlich der Kunſt zuzuwenden, für welche ſie ſich einzig und allein geſchaffen fühlte. Mit dieſen und ähnlichen Gedanken warf ſie ſich gebrochen und noch halb angekleidet auf ihr Himmelbett.

Den Morgen darauf, beim Frühſtück, erklärte ihr der Präſident, daß er ein großes und wichtiges Elaborat zur Bearbeitung geſtern Abends mit herausgenommen habe und daher heute nicht nach der Stadt und ins Bureau fahren werde.

„So können wir früher eſſen", meinte Ludmilla und wollte aufſtehen.

Der Präſident hielt ſie zurück. „Bleib' nur, liebes Kind!" ſagte er. „Ich hätte ein vertrauliches Wort mit Dir zu ſprechen

Aufrichtig, liebe Ludmilla. Ich besorge fast, daß Du Dich hier auf dem Lande langweilst!"

„Ich? Warum? Weil ich viel lese, arbeite, auf dem Klavier übe? Kurz, mich mit mir selbst beschäftige, ohne an Euren Whistpartien theilzunehmen!"

„Du ziehst Dich aber von mir zurück, mein Herz!" klagte der gemüthliche Gatte, indem er seiner Frau näher rückte und ihre Hand ergriff. „Das Gartenhäuschen ist Dir eine Art Festung oder Verschanzung, in welche ich nur selten und nur auf Momente eindringen darf. Sonst, in der Stadt wie auf dem Lande, hausten wir immer dicht neben einander, mit einander —"

„Sonst!" wiederholte Ludmilla, beinahe ironisch. „Sollen alte Eheleute, wie wir, noch Zärtlichkeit spielen?"

„Wir sollen gar nicht spielen, mein Kind" — versetzte der Präsident mit Ernst. „sondern sein, was wir sind. Treue, einander liebende Gefährten. Mein Gefühl für Dich hat sich nicht vermindert. Warum das Deine für mich?"

„Du irrst, mein Freund" — wollte Ludmilla (nicht ohne einige Verlegenheit) erwidern.

„Dein Freund! Nun gut. Ich will mich damit begnügen. Wenn ich das nur auch bin."

„Warum zweifelst Du?"

„Weil Du mich nicht in Dein Herz blicken lässest!" antwortete der Präsident mit gerührter Stimme. „Ich sehe Dich sinnen und grübeln und weiß nicht, erfahre nicht, was Dich insgeheim quält und bedrückt."

„Du kennst mich lange genug, um mich völlig zu kennen!" meinte Ludmilla, einer näheren Erklärung ausweichend. „Du weißt, ich habe meine melancholischen oder hypochondrischen Zeiten. Das ist so seit Jahren. Auch verfolgen mich gewisse traurige Erinnerungen, und wenn man älter wird, fällt uns das oft am schwersten aufs Herz."

„Wenn es weiter nichts ist" — meinte der Präsident.

„Nichts weiter! Doch, doch!“ Ludmilla griff ſchmerzhaft an die Stirne — — „Gut denn! Ich will Dir beichten, Du ſollſt Alles erfahren!“ ſagte ſie nach einer Pauſe mit entſchloſſenem Ton.

„Was willſt Du mir beichten, kindiſches Weib?“ verſetzte der Präſident halb ſcherzend und ſtrich Ludmilla die etwas zerrauften Haare zurecht. „Was vor ſiebzehn oder achtzehn Jahren zwiſchen Dir und einem jungen feurigen Polen —? Als ob ich das nicht längſt errathen hätte! Schon damals, als ich Deine Bekenntniſſe zurückwies!“

„Ja?“ hauchte Ludmilla gedehnt. „Und Du haſt mir meinen Fehltritt verziehen?“

„Daß Du liebteſt? Gewiß! Von ganzem Herzen! Darum kein Wort mehr davon! Ich ſchließe Dir den Mund.“ Er küßte die Frau zärtlich.

„Traufſt Du mir ſo ganz und gar?“ ſagte Ludmilla bewegt. „Und wenn ich Dir noch etwas zu geſtehen hätte?“

„Was denn, Du Närrchen? Absolvo te! Im verbinein.“ Er ſtand auf. „Genug davon. Jetzt an die Arbeit. Ein wunderbarer Septembertag! Kernige Luft, wolkenloſer blauer Himmel, angenehme warme Sonne. Aber die Acten! Nun, es muß ſein. — Nach Tiſch promeniren wir ein wenig?

„Wenn Du es wünſcheſt —“

„Gewiß, Madame!“ verſetzte der Präſident guter Laune. — „Des Abends kommen ein paar Freunde aus der Stadt. Du wirſt uns die Ehre beim Souper erweiſen?“

„Gut, daß wir die Rebhühner im Hauſe haben —“

„Mein Lieblings-Wildpret! Du denkſt an Alles.“

Er küßte ihr die Hand und hielt im Gehen inne.

„Weißt Du, was uns Beiden fehlt?“ bemerkte der treffliche Mann. „Der gute Norbert iſt es, der uns abgeht! Damals war Leben im Hauſe! Durch ihn und Madeleine! Wie wär's, wenn er das reiche, längſt nicht mehr gar ſo junge Mäd-

chen heimführte? Dann hätten wir ihn für immer! Im Vertrauen! Ich hab' ihm deshalb geschrieben, ihm die Partie angerathen, und wenn Madeleine zurückkehrt, wollen wir auch ihr ein wenig zureden. Wir Beide, nicht?"

Ludmilla fühlte sich erst unangenehm berührt durch dieses Heiratsproject, an welchem sie aufgefordert wurde, theilzunehmen; dann mußte sie unwillkürlich darüber lächeln. War sie doch eben auf dem Punkte, ihre Neigung für Norbert dem Gatten einzugestehen, dieser dagegen tausend Meilen davon, derlei Unheimliches zu ahnen. Es gibt eben Ehemänner, welche an Blindheit das Unglaublichste leisten.

Ludmilla war in den nächsten Tagen heiterer geworden, bemühte sich wenigstens, es zu scheinen. Sie machte Morgenspaziergänge mit ihrem Gatten, ritt des Abends mit ihm durch die Wälder, war gesprächig und freundlich mit ihm wie mit den Gästen. Der Präsident fühlte sich dabei wie im Himmel. Das hartnäckig behauptete Gartenhäuschen blieb der einzige schwarze Punkt, der ihm Sorge machte. Da erhielt die Frau an einem Vormittag, während er im Bureau war, Madeleinens Brief mit dem eminösen Postscriptum. Ludmilla las wie mechanisch: „An der Hand meines Bräutigams. Rathe, wer es ist! Du hast den Mann doch errathen?"

„Norbert!" rief sie aus mit einem Schrei der Empörung und zerknitterte den Zettel. „Ist's denn möglich?" Sie stand einen Moment wie erstarrt, dann lachte sie laut auf. Sie erinnerte sich der glühenden Worte, welche Norbert ihr damals zugerufen: „Du, der ich Leben, Herz und Seele widmen will!" apostrophirte sie sich in seinem Namen höhnisch. „Und nun heiratet er die Kokette! Weil sie ihn angeschmeichelt! Nein, weil sie reich ist! Doch was kümmert's mich? Hätt' ich denn dem Abenteurer auch nur die Fingerspitze jemals gewähren wollen? Hab' ich ihn nicht verjagt, ihn mit Schmach aus dem Hause gestoßen? Wie er's verdiente! Ihr Bräutigam! Ist's denn denk-

bar, daß ich jemals etwas für ihn gefühlt? Für ihn, der seinen besten Freund verrathen wollte? Armer Wilhelm! Der diese Schlange an seinem wohlwollenden Busen nährte! Doch jetzt darf ich den Menschen verachten! Das thut wohl!"

Dieses Wohlsein äußerte sich aber zunächst durch einen Thränenstrom, den freilich mehr der Zorn erpreßte, als eine andere, mildere Leidenschaft. Die heftig aufgeregte Frau beruhigte sich nach und nach. Sie hatte im Hause zu schaffen, die Fremdenzimmer einzurichten und dergleichen. Das kam ihr gelegen. Der Präsident würde heute nicht zu Tisch, erst spät Abends nach der Villa kommen, vielleicht Gäste mitbringen. So galt es, auch ein besseres Abendbrot vorzubereiten. Und in der That traf der Hausherr erst mit dem Abenddunkel ein, den jungen Arthur von Seldern und einen seiner Hofräthe zur Seite, einen besondern Verehrer der Hausfrau.

„Die Herren sind so gefällig, uns Zweisiedlern Gesellschaft zu leisten", rief er seiner Frau entgegen — „und bitten um einen Imbiß und um ein Nachtquartier. Morgen ist Sonntag. Da wollen wir, wenn's meiner Milli recht ist, frühzeitig einen Ausflug in die Wälder machen, um uns frischen Appetit für den Mittag zu holen."

Ludmilla war mit Allem und Jedem einverstanden, und bald saß man auf der lampenhellen Veranda beim Souper.

„Darf man fragen, gnädige Frau?" erkundigte sich der junge Seldern. „Sind neue Nachrichten von Fräulein Madeleine —?"

„Ich habe eben heute einen ihrer flüchtigen Zettel erhalten" — erwiderte Ludmilla mit vollkommener Ruhe. „Wir dürfen meine Freundin in den nächsten Tagen erwarten."

„Wirklich?" entschlüpfte es der Brust des verliebten Arthur, mit einem Ausdruck des Entzückens.

„Er brennt noch immer lichterloh!" flüsterte der Präsident seiner Frau ins Ohr.

„Sie unterhält sich in dem eleganten Wiesbaden vortrefflich", berichtete Ludmilla, „ist auch dort mit Deinem Freunde zusammengetroffen."

„Mit Norbert? Aha!"

„Mit dem Herrn Baron?" — stotterte der junge Seldern und ließ Messer und Gabel fallen.

„Er wollte eigentlich nach Schlangenbad, wie er mir schrieb", bemerkte der Präsident.

„Das lebhafte Wiesbaden sagte ihm vermuthlich besser zu", meinte Ludmilla.

„Der Kochbrunnen soll auch ganz vorzüglich sein", bemerkte der Hofrath.

„Daß er darin ertrinken möchte!" dachte Arthur und biß in ein Stück Rebhuhn.

Das Gespräch lief nun hin und her. Von Seite des Hofraths, der allerwärts zu Hause, über alle Tagesneuigkeiten unterrichtet war und gerne Anekdoten erzählte, gelegentlich auch nicht ungern kleine Scandälchen mit einflechten ließ, wurde in halb mystischer Weise einer Geschichte erwähnt, die sich erst unlängst in der vornehmen Welt abgespielt und damals in Wien großes Aufsehen verursacht hatte.

„Um was handelt sich's denn eigentlich?" fragte Ludmilla.

„Um nichts Geringeres, schöne Frau", beeilte sich der Hofrath mitzutheilen, „als um die Ehetrennung des Grafen und der Gräfin E. Ich lasse den Namen errathen. Sie ist eine noch immer stattliche Dame, obgleich bereits ziemlich hoch in den Dreißigern. Sie hatte zwei Kinder und einen nicht besonders lebenswerthen Mann. Ein hübscher junger Maler macht ihr seit Jahr und Tag insgeheim den Hof und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg, da der Graf auf Scheidung dringt und sie damit einverstanden ist. Vorläufig macht die Frau Gräfin eine gezwungene Reise, man weiß nicht recht wohin. Auch der Maler ist unsichtbar geworden. Man vermuthet, daß die Vielenden wohl

irgendwo zusammentreffen dürften. Die Ehescheidung ist jedenfalls so gut wie ein fait accompli."

„Und was geschieht mit den Kindern?" fragte der Präsident.

„Die verbleiben dem Papa. Wie finden Sie die Geschichte?" wendete sich der Hofrath zur Hausfrau und naschte vom Dessert.

„Sie ist an und für sich abscheulich!" erklärte Ludmilla. „Man müßte freilich die Personen kennen, um ein vollkommen unparteiisches Urtheil auszusprechen."

„Ich kenne sie alle Drei!" versetzte der Hofrath in leichtem Ton. „Der gräfliche Roué, welcher die verwaiste, damals nicht mehr ganz junge, dafür blutarme Baronesse aus Familienrücksichten heiraten mußte, hatte sie gleich anfangs vernachlässigt und seine stets wechselnden Liebschaften bis zum heutigen Tage fortgesetzt. Er ist obendrein ein Knicker, seiner Frau gegenüber ein vollkommener Geizhals. Auch an der gehörigen Brutalität fehlt es ihm nicht. Kurz, alle schönen Eigenschaften vereinigt er. Man mag sich vorstellen, was die Gräfin in zehnjähriger Ehe ausgestanden!"

„Arme Frau!" warf der Präsident mitleidig dazwischen.

„Es scheint, Sie wollen ihren Anwalt machen, Hofrath?" forschte Ludmilla.

„Gewissermaßen, ja. Denn sie benahm sich in den ersten acht oder neun Leidensjahren musterhaft. Ich selbst, der damals häufig in das Haus kam, kann das bestätigen. Aber da mußte ein unglücklicher Zufall den feurigen und bildhübschen Künstler in die Nähe der bisher tadellosen Gräfin führen, deren Herz so lange geschlummert hatte. Der junge Mann gab ihr Unterricht im Zeichnen und Aquarellmalen. So fing die Geschichte an und endete comme à l'ordinaire. Der Graf war übrigens froh, daß sich seine Frau mit der Kunst beschäftigte, fuhr fort, sie bei Seite zu lassen und sich selber in gewohnter Weise zu amüsiren, bis der hinkende Bote nachkam, worauf er die schöne Sünderin Knall und Fall aus dem Hause jagte. Mit einem Proceß ver-

ſchonte er ſie, denn das hätte Geld gekoſtet. Nun hat ſie nichts als ihren Maler, der ſelbſt ſo viel wie nichts hat.“ Der Hofrath knackte eine Haſelnuß, um zu zeigen, daß er noch im Vollbeſitz ſeiner feſten und weißen Zähne war. „Wollen Sie nun einen Stein auf die Schuldige werfen, gnädige Frau?“ ſchloß er ſeine Erzählung.

„Ja!“ erwiderte Ludmilla mit Entſchiedenheit. „Eine Frau, die ihren Mann betrügt, iſt eine Nichtswürdige.“

„Aber bedenken Sie! Selbſt eine Betrogene! Dabei ein unbefriedigtes, liebebedürftiges Herz“, wendete der Hofrath ein.

Ludmilla beſann ſich. „Sie haben Recht. Ich vergaß die allmächtige Liebe!“ ſagte ſie nicht ohne Bitterkeit. „Doch ich verharre dabei, ſeinen Mann täuſchen, mit einem Andern insgeheim liebeln, iſt und bleibt eine Abſcheulichkeit.“

„Je nun, die Gelegenheit, die Schwäche dieſer Weltdamen“, ſuchte der Hofrath abermals zu entſchuldigen.

„Die Schwäche kann in Verſuchung gerathen“, unterbrach ihn Ludmilla, „doch ſie darf keine Schlechtigkeit begehen. Liebte die Gräfin den jungen Mann wirklich, und war ihr die Ehe mit dem Grafen widerwärtig und unerträglich — —“ ſie hielt abermals inne.

„Nun! was hätte ſie thun ſollen?“ fragte der Hofrath neugierig.

„Ehrlich und aufrichtig ſein. Vor Allem: rein bleiben. Dann in Himmels Namen vor den Grafen hintreten und ihm offen ſagen: Du weißt, ich habe Dich nie geliebt! Aber nun liebe ich einen Anderen, mit freiem, vollem, ganzen Herzen. Darum ſei barmherzig, löſe die Bande, an die Du mich geſchmiedet, die ich nicht länger zu ertragen im Stande bin!“

„Das klingt ein bischen romantiſch!“ meinte der Hofrath.

„Aber es iſt ehrlich!“ ſagte der Präſident bedächtig. „Ludmilla hat im Grunde Recht!“

„Ich habe nur Recht, wenn der Freund der Gräfin ein rechter Mann ist, lieber Wilhelm! Doch der Maler des Herrn Hofrath ist wohl wie die meisten jungen oder auch reiferen Männer- und Frauenliebhaber. Wißt ihr, was geschehen wird? Der junge Mann wird, stolz auf seine Eroberung, mit seiner Gräfin eine Weile herumzigeunern, dann ihrer genug haben, sie schließlich verlassen und die bedauernswürdige Frau in Schmach und Elend zurücklassen. Und er? Wie glaubt ihr wohl, daß sich sein Leben gestalten werde?"

„Je nun, er wird sich ein anderes Liebchen suchen!" scherzte der vierzigjährige Hofrath und strich sich die Kopfhaare über die werdende Glatze zurecht. „Und noch Eins, und wieder Eins! So sind die Junggesellen. Den völligen Schluß macht dann eine reiche Partie."

„Getroffen, Hofrath!" rief Ludmilla laut auflachend. „Eine reiche Partie! Das ist's! Damit schließen alle diese Abenteurer!" Sie stand vom Tische auf. „Es ist spät. Mitternacht vorüber. Hohe Zeit zum Schlafengehen."

„Und da wir morgen bei Zeiten aufstehen müssen! Unserer Landpartie wegen", bemerkte der Präsident.

„Willst Du die Herren hinaufgeleiten, lieber Wilm? Die Zimmer mit den grünen Tapeten sind vollkommen hergerichtet."

„So kommt, Ihr Herren!" mahnte der Präsident und nahm einen Armleuchter zur Hand. „Ich darf Dir dann noch eine gute Nacht sagen?" flüsterte er seiner Frau im Abgehen zu.

Ludmilla nickte zustimmend.

„Ihre Gemahlin ist heute wieder schöner wie jemals, Herr Präsident!" versicherte der Hofrath, als sie die Treppe hinaufstiegen. „In den geheimnißvollen Augen ein besonderer Ausdruck! Ein Feuer! Und der feine Teint! Die frische Gesichtsfarbe! Wie ein junges Mädchen!"

„Finden Sie?" versetzte der Präsident geschmeichelt „Sie hat sich durch Sprechen erhitzt. Hat auch ein Glas Bordeaux getrunken, das steigt ihr gleich zu Kopfe."

Die beiden Gäste ließen sich's in den bequemen Gemächern behaglich sein, warfen sich in die Armsessel und zündeten ihre Cigarren an. Der Hofrath schwatzte munter von Diesem und Jenem, der Andere trug gelegentlich sein Redescherflein bei. „Unter Anderm, lieber Seldern! Darf man Ihnen gratuliren?" fragte der Hofrath, die Beine der Länge nach ausstreckend.

Der junge Mann fuhr auf, wie erschrocken. „Mir, Herr Hofrath?"

„Nun ja! Zu Ihrer Heirat, die vor der Thür stehen soll."

„Ach Gott! Meine Heirat! Mit wem denn?" fragte Arthur ängstlich.

„Mit wem sonst als mit der Erbin von Meier und Compagnie? Alle Welt spricht ja davon!"

„Bester Herr Hofrath, die Sache ist leider noch im weiten Felde."

„Jedenfalls zieht sie sich sehr in die Länge!" lachte der Hofrath dampfend. „Die Schöne zierte sich ein bischen? Was? Aber nun wird ein Ende werden, bis zum Spätherbst."

„Ein Ende? Im Spätherbst? Woher vermuthen Sie —?" brachte der junge Seldern, der im Momente der Aufregung oder Erwartung ein bischen stotterte, mühsam hervor.

„Weil mir's der alte Meier im Kaufmannscasino selber gesagt hat, in seiner etwas derben Weise. ‚Das Mädchen zettelt mir seit Jahren herum, und die Mutter läßt ihrs angehen', hieß es, ‚aber nun hab' ich das endlich satt. An dem jungen Seldern ist Nichts auszusetzen, obwohl's ein verliebter Narr ist. Nun, nach Michaelis soll sie ihn nehmen, die Gans, und damit Punktum.'"

Narr, Gans! Das klang unserem Arthur wie süße Musik und befreite ihn des Bangens vor seinem Nebenbuhler. Der derbe Vater will mich zum Schwiegersohn, dachte er, folglich wird sie meine Frau. Mit dieser Ueberzeugung legte er sich vergnügt aufs Ohr und träumte wiederholt von einem buntscheckigen

und neckischen Gesellen, der einem schneeweißen Täubchen oder Gänschen nachlief und es glücklich beim Flügel erhaschte. —

Ludmilla war in der That erhitzt und aufgeregt. Die Geschichte von der ehebrecherischen Gräfin summte ihr, während sie ihre Nachttoilette machte, unablässig im Kopfe herum. „So weit hat mich der Verräther bringen wollen!" dachte sie und sann auf ein Mittel, sich auf das empfindlichste an ihm zu rächen. Da klopfte es an die Pforte des Gartenhäuschens.

„Darf man gute Nacht sagen?"

Eine kleine Pause, dann öffnete sich die Thür. Ludmilla im Negligé trat auf die Schwelle, that ein paar Schritte vorwärts. Der Vollmond stand am Himmel und warf ein eigenes, wie zauberhaftes Licht auf die zarten, etwas blassen Züge der schönen Frau. In den langen weißen Gewändern schwebte die schlanke Gestalt wie ein seliger Geist dahin. Der Präsident stand mit offenem Munde. Seine Frau war ihm niemals so reizend erschienen. Er näherte sich ihr mit offenen Armen. „Liebe, liebe Ludmilla!" hauchte er bescheiden. Sie ergriff seine rechte Hand und küßte sie, trotz seinem Abwehren.

„Mein guter Wilhelm!" lispelte sie.

Der verliebte Gatte machte Miene, sein Weibchen in die Arme zu schließen. Sie entzog sich ihm aber leise, rief ihm ein freundliches „gute Nacht" zu und schlüpfte in ihr Asyl zurück. An der Thüre hörte man den Riegel vorschieben.

Der Präsident blickte der so rasch entschwundenen holden Erscheinung seufzend nach.

Dritte Abtheilung.

VII.

Der Herbst und Spätherbst waren eingetreten, die ersten rauhen Novembertage mit ihren Nebeln und gelegentlichen Stürmen, die um die Hütteldorfer Villa brausten. Madeleine,

von ihrer Badereise längst zurückgekehrt, hatte die Freundin ein paar Mal besucht, des Baron Norbert, mit welchem sie correspondirte, aber nur nebenbei erwähnt. Der Baron war damit beschäftigt, seine Verhältnisse in Schlesien nach Möglichkeit zu ordnen, hierauf wollte er nach Wien kommen und ohne Zögern um die Hand des Mädchens anhalten. Inzwischen bemühte sich auch der junge Seldern, durch Papa Meier unterstützt, auf das Angelegentlichste um das Jawort der Schönen, die ihm merkwürdiger Weise durchaus nicht ohne Hoffnung ließ und ihn nur auf ihren nahen (achtundzwanzigsten) Geburtstag vertröstete, wo sie ihren endlichen Entschluß kundgeben wolle.

„Das ist der siebenundzwanzigste November", sagte der alte Meier, welchem der junge Mann Madeleinens Ultimatum mittheilte. „Gut. An dem Tage soll sie Ihre Braut werden, oder . . . . . " Auch seinem Töchterlein hatte der grimme Papa ganz entsetzliche Dinge in Aussicht gestellt, falls sie sich seinen Wünschen noch länger widerspenstig erweisen sollte; Madeleine war aber gewohnt, stets ihre eigenen Wege und ihrem Köpfchen nachzugehen, unbekümmert um den polternden Alten, wie um die weiche, dicke, ja zuweilen auch thränenreiche Mama. Inzwischen hatte Baron Norbert seine Ankunft angekündigt und seinen Kammerdiener, den pfiffigen Pierre, vorausgesendet, den Leporello dieses Don Juan's Tenorio. Madeleine hatte bereits in Wiesbaden mit dem Vertrauten seines Herrn Bekanntschaft gemacht und, freundliche Worte wie klingende Münze nicht sparend, ihm manches kleine Geheimniß zu entlocken verstanden. Das kluge Mädchen hielt es für gerathen, sich einigen Aufschluß über das frühere, voraussichtlich etwas abenteuerliche Leben und Treiben ihres künftigen Lebensgefährten zu verschaffen. Sie erfuhr mehr als genügend, da sie die Kunst verstand, den Vertrauten sprechen zu machen. „Tirer les vers du nez", wie der Franzose das nennt.

Die Frau des Präsidenten machte noch immer keine Miene, ihr einsames Gartenhäuschen aufzugeben, so wenig ihr

Gemahl, den es nach der Stadt und nach seinen Geschäften drängte, mit dieser Zurückgezogenheit einverstanden schien. „Laß mich noch etwa acht Tage hier", bat sie dringend.

„Aber die scharfe Luft, liebes Kind!" wendete er ein.

„Sie wirkt gerade so wohlthätig auf meine Nerven. Auch muß man sich den ewig langen Winter abkürzen. Vor Mitte November bringst Du mich nicht nach der Stadt zurück."

„Und meine Geschäfte, beste Milli?"

„Brauchst du mich dazu? Laß mich hier allein. Willst Du mir das Opfer bringen, im Abenddunkel heraus, im Morgennebel wieder hinein zu fahren? Beziehe morgen unsere Stadtwohnung, sie ist vollkommen eingerichtet. Ich folge Dir nächste Woche."

Der gute Gatte gab nach alter Gewohnheit auch dieser Laune nach.

Die Frau fühlte sich fast behaglich in ihrer völligen Einsamkeit. Sie ritt des Vormittags, auch bei Sturm und Regen, durch die herbstlichen Wälder, kam ermüdet und durchnäßt nach Hause, kleidete sich um, und speiste allein oder in Gesellschaft eines Bauernmädchens, dem sie Unterricht im Nähen ertheilte. Lektüre und das Pianoforte füllten den Abend genügend aus. Sie hätte beständig so fort leben mögen.

Wie würde sich aber ihr künftiges Leben gestalten! Sie allein mit dem Gatten, Madeleine verheiratet oder nicht, ihr vollkommen gleichgiltig geworden, die Wiener Geselligkeit ihr ein Grauen, ja ein Abscheu. In ihrem fünften Stufenjahre fühlte die arme Frau das ganze Ungenügen, die Hoffnungslosigkeit eines liebeleeren Daseins, über das sie sich bisher getäuscht hatte. Sie hätte nicht heiraten, hätte eine Künstlerin werden sollen, wozu sie eigentlich berufen war. Sie dachte an den Virtuosen, der Aehnliches gegen sie geäußert. „Und ist es denn zu spät, diesen Weg einzuschlagen?" Sie stürmte über die Saiten des Claviers, hielt wieder inne. Verworrene Gedanken zuckten ihr

durch die Seele, undeutliche Pläne und Entschlüsse, die keine rechte Gestalt gewinnen wollten. In Thränen gebadet, saß das unglückliche Weib und stierte in die verlöschenden Flammen des Kamins.

Da pochte es wiederholt an die Pforte des Gartenhäuschens. Sie fuhr aus ihren wachen Träumen empor. „Was soll das?“ rief sie ärgerlich. „Du kommst noch heraus? So spät! In der Nacht! Du bist es doch, Wilhelm?“

„Nein, Karl!“ erscholl eine nur zu bekannte Stimme.

„Norbert! Sie wagen es —?“

„Lassen Sie mich ein, Ludmilla! Ich komme, von Ihnen Abschied zu nehmen, vielleicht fürs Leben. Seien Sie barmherzig, hören Sie mich an!“ flehte er mit rührender Sttmme.

Sie besann sich eine Weile und drehte dann zögernd den Thürschlüssel. Norbert stürzte herein, warf sich ihr zu Füßen, umklammerte ihre Knie. „Ludmilla!“ rief er, heftig bewegt, und wie er zu ihr aufblickte, füllten sich seine Augen mit Thränen.

Sie blieb ruhig, kalt, unbeweglich.

„Stehen Sie auf!“ sagte sie nach einer Pause. „Hier ist nicht Ihr Platz. Was würde Ihre Braut dazu sagen?“

Der Baron erhob sich langsam. „Ich wollte Sie sehen, Ludmilla, mußte Sie sehen. Es litt mich nicht länger fern von Ihnen. Sie kennen die Leidenschaft, die mich verzehrt —“

„Ist die so groß?“ erwiderte die Frau ironisch. „Darum wollen Sie wohl Madeleine heiraten?“

„Vielleicht nur als Vorwand, um wieder in Ihre Nähe kommen zu dürfen! Ich würde nur Ihretwegen diese Ehe eingehen.“

„Wie das? Meinetwegen?“

„Mit Ihnen in derselben Stadt, mit Ihnen täglich zusammen — mehr verlang' ich nicht! Vorausgesetzt —“

„Vorausgesetzt?“

„Wozu von Dingen ſprechen, die unausführbar ſind!“ meinte der Baron ablehnend.

„Erklären Sie ſich deutlicher! Was iſt unausführbar?“ forſchte die Frau.

„Nichts! wenn Sie mich lieben. — Doch nein! Ich bin einer Chimäre nachgegangen. Nun ich Sie ſehe, iſt Alles anders. Ich der Ehemann einer Andern und nur im freundſchaftlichen Umgang mit Ihnen. Thorheit! Wer ertrüge das? Ich wäre unglücklich, meine Frau — und Sie!“

„Ich? Wer ſagt Ihnen das?“ verſetzte Ludmilla mit anſcheinender Kälte.

„Sie ſind alſo glücklich?“ fragte Norbert kurz und blickte ihr ſcharf ins Auge.

Die Frau bedachte ſich einen Moment. „Von Glück oder Unglück iſt hier nicht die Rede!“ bemerkte ſie dann wie gleichgiltig. „Und Heirat oder nicht! Machen Sie das mit Madeleinen aus und mit ſich ſelber. — Sie wollten Abſchied nehmen? Das iſt geſchehen. Leben Sie wohl.“

„Sie lieben mich alſo nicht?“

„Und wenn es nur eine Phantaſie geweſen wäre! Was weiter?“

„Nichts weiter. Sie haben Recht. — Und was wird Ihr künftiges Schickſal ſein, Ludmilla?“

„Sie haben kein Recht, darnach zu fragen!“

„Ich nicht? Wer ſonſt? Ich, dem Du Alles biſt, mein Sinnen und Denken —“

„Nun freilich! Das Weib, dem Sie Leben, Herz und Seele widmen wollten!“

„Das wollt' ich, das will ich noch!“ rief Norbert erhitzt. „Und wenn Du den Muth hätteſt —“

„Was für einen Muth?“

„Mir anzugehören! Mir allein! Der Welt vergeſſend, aller der beengenden Verhältniſſe! Nur uns angehörend. Eines dem Andern!“

„Eines dem Andern!“ wiederholte Ludmilla in sich gekehrt.

Norbert wurde dringender. „Sage ja — und ich bin Dein für immer!“ rief er leidenschaftlich aus. „Daß Du mich liebst — ich weiß es längst, und wie ich für Dich glühe, das braucht keiner Betheuerung. Die Trennung ist mir unerträglich, uns Beiden, sie hat uns Eins dem Andern nur näher gebracht, die Flammen, die in uns loderten, nur noch lebhafter angefacht. Wenn ich sage: ich kann nicht weiter leben ohne Dich, so ist das keine leere Redensart, und wenn ich die gleiche Empfindung bei Dir voraussetze, fändest Du den Muth, mir zu erwidern, ich hätte mich in Dir getäuscht? Kannst Du es aber über Dich bringen, mir frei heraus zu sagen: Karl, Du bist mir gleichgiltig — wohl und gut! Dann schreite ich aus diesem Gemach — und wir sehen uns niemals wieder. — Niemals! Kannst Du diesen Gedanken ertragen, der mich mit Schaudern erfüllt! Auch Dich. Oder nicht?“ — Nein, Du Liebe, Gute, mit dem edlen und warmen Herzen, Du wirst, Du darfst, Du kannst mich nicht zurückstoßen! Im Rahmen der All-Liebe, die einen Funken ihrer beseligenden Glut in uns Beiden entzündet, Du mußt mein werden, mein — ja, Himmlische, Du bist die Meine!“

Mit diesem wilden Ausbruch seiner Leidenschaft schloß er das heftig zitternde schöne Weib in seine verlangenden Arme, denen sich Ludmilla bebend und mit schwachem Widerstand hingab. Wie sich aber ihre Lippen in brennenden Küssen zusammenfanden, ihr heiße Thränen aus den Augen schossen, die er begierig wegküssen wollte, da fand sie sich selbst wieder. Sie entzog sich den Armen des Freundes, die sie aufs Neue umklammern wollten, mit sanfter Gewalt, hielt ihn von sich und mahnte mit rührender wie kindlicher Betonung: „Nicht so, Karl! Ich bin das Weib meines Mannes. Vergiß das nicht.“

„Und läßt sich diese Fessel nicht lösen?“ rief Norbert erhitzt und unbedacht.

„Lösen!“ wiederholte Ludmilla wie betroffen.

„Sie ist gelöst! wenn du mich wahrhaft liebst. Die Liebe macht frei!“ Damit wollte er die Frau aufs Neue in seine Arme schließen.

„Ruhig, mein Freund!“ beschwichtigte ihn Ludmilla. „Kann ich die Deine sein, so lange ich eines Andern bin? Nimm an, ich hätte den Muth und die Kraft, mich zu befreien, wolltest Du mir dazu helfen, mir treu und ehrlich beizustehen?“

Der Baron stutzte. „Was hast du vor? liebes, kindisches Weibchen?“ fragte er wie harmlos und streichelte tändelnd ihre wallenden Haare.

„Kindisch?“ Ludmilla sah ihn groß an. „Handelt sich's nicht um ein neues Leben, das wir beginnen sollen? Noch aber binden mich Verhältnisse, mit denen man abrechnen muß. Kennst Du die Geschichte der Gräfin E . .?“ — Sie nannte den Namen. — Eines Ehebruchs, wie sie, werd' ich mich nun und nimmer schuldig machen.“

„Was also sonst?“ fragte Norbert naiv.

„Ja, ich habe nur ein Schein- und Traumleben geführt“, rief Ludmilla, ohne zu antworten, wie zu sich selbst, „allein das soll anders werden. Durch Dein Erscheinen ist ein Entschluß in mir gereift, den ich bisher im Stillen und unklar in meinem Innern getragen. Nun soll geschehen, was muß!“

„Noch einmal, was hast Du vor?“ fragte der Baron beinahe ängstlich.

„Komm' morgen in unsere Stadtwohnung, dort sollst Du's erfahren. Ich will Dein werden, doch in einer Art und Weise, die unser Beider würdig sei. Und auch eines Dritten, dem ich große Schmerzen bereite. Ich weiß das, allein ich kann nicht anders. Jetzt geh', mein Freund!“

„Du weisest mich von Dir, und ich soll glauben, daß Du mich liebst?“

„Weil ich Dich liebe und weil Du mich achten sollst — auch in Zukunft. — Geh'!"

„So kalt? Ohne Umarmung zum Abschied?"

„Deine Küsse brennen, und ich bin nur ein Weib."

„Ein liebendes Weib! Eben darum!"

„Das Weib eines Andern! Ich bitte Dich, Karl!"

Sie kreuzte wie flehend die Hände über der Brust zusammen. Diese holde Demuth reizte das Verlangen des Mannes nur um so mehr.

„Ich bin nur ein Mensch!" rief er wie außer sich. „Wer widerstände da?" Damit wollte er neuerdings auf seine schöne Beute losstürmen. Mit einem leisen Aufschrei entzog sich ihm Ludmilla rasch und flüchtete in den dunkeln Alkoven. Norbert hörte eine Thür abschließen, stampfte mit dem Fuß, verlegte sich dann aufs Bitten. Vergebens! Die Thür blieb verschlossen.

„Du liebst mich nicht?" rief er zürnend. „Adieu also und für immer!" drohte er.

„Ich erwarte Dich morgen zur Mittagsstunde in der Stadt", ward erwidert und kein Wort weiter.

Der leidenschaftlich Liebende, der sich bereits am Ziel seiner Wünsche wähnte, war endlich genöthigt, abzuziehen, wie ein Feldherr nach verlorener Schlacht. Er dachte an eine gewisse Parallel-Scene mit Madeleine in Wiesbaden und knirschte mit den Zähnen.

„Ich bin alt geworden! Bald vierzig, das ist's. Dem Dreißiger hätte keine von Beiden widerstanden", dachte er bei sich selbst.

Als Norbert durch die dunkle Park-Allee wandelte, glaubte er Schritte zu vernehmen. Er hielt inne. „Wer da?" Keine Antwort. Es rührte und regte sich nichts als der kalte Herbstwind, der über die dürren Aeste der entlaubten Bäume raschelte.

Daß sich den beiden Liebenden, von einander getrennt, in dieser Nacht der süße Schlaf nicht einen Moment auf die ungeschlossenen Augen senken wollte, wird man uns wohl ohne weitere Versicherung glauben müssen.

VIII.

Der Präsident war bereits im Bureau, als Ludmilla in der Stadtwohnung eintraf. Sie zog sich nun in ihr Boudoir zurück, suchte unter alten Papieren und Briefschaften, deren sie eine Menge zerriß und verbrannte. Da ward die Thür leise geöffnet. Ludmilla blickte auf. Madeleine stand vor ihr.

„Ich vernahm von Deiner plötzlichen Heimkehr", redete diese die Freundin wie unbefangen an.

„Du vernahmst?" versetzte Ludmilla, indem sie sichtbar nach Fassung rang.

„Ja. Einer unserer Bedienten sah Dich hereinlutschiren und ich eilte schnurstracks zu Dir, um Dir ein ‚Willkommen' zu sagen."

„Du bist so gut", erwiderte Ludmilla verlegen.

„Ich bin aber auch hier, um mich bei Dir Raths zu erholen."

„Bei mir? Raths?"

„Was sonst? Das — freilich nicht mehr junge Mädchen bei der erfahrenen Frau."

„Erfahren! Du spottest —"

„Nichts weniger, mein Engel, wie Du gleich vernehmen sollst: Norbert ist gestern mit dem Mittagszuge angekommen, erschrick nur nicht, und hat den Nachmittag und einen Theil der Abendstunden mit mir und den Eltern zugebracht, die er bald für sich zu gewinnen wußte. Die Mama schwärmte zwar schon in Wiesbaden für ihn, aber auch mein mürrischer Papa war entzückt von den feinen Manieren, der Conversation und Suada des Cavaliers. Der arme Arthur zeigte sich minder begeistert, c'est de rigueur. Du weißt — und nur Du allein weißt es — daß Karl mein Bräutigam ist, daß er mein Mann werden soll."

Ludmilla nickte schweigend und ungewiß mit dem Kopf.

„Nun ist aber der Edle so gut wie völlig ruinirt —"

Ludmilla ſchnellte raſch empor. „Du willſt die Partie aufgeben!“

„Ja und nein. Nach Umſtänden. Bleib' nur ſitzen.“ Madeleine drängte die Freundin in den Armſtuhl zurück, pflanzte ſich dicht neben ihr auf. „Die Tochter von Meier und Compagnie iſt reich genug, um einem ruinirten Cavalier wieder auf die Beine zu helfen“, verſicherte ſie mit einigem Selbſtbewußtſein. „Vorausgeſetzt, daß es ſonſt ein Mann iſt, auf den man ſich verlaſſen kann, dem man ſich mit einiger Sicherheit anvertrauen darf. Das ſcheint aber hier nicht der Fall —“

„Nicht?“ Ludmilla wagte kaum aufzublicken.

„Sein Pierre hat mir einen kleinen Auszug aus der Lebensgeſchichte ſeines Herrn mitgetheilt“ — fuhr Madeleine kaltblütig fort — „und mir Hiſtorien von ihm erzählt, die einem Lovelace Ehre machen würden, die aber nicht beſonders nach meinem Geſchmacke ſind. Nun fragt es ſich: kann aus einem ci-devant René noch ein guter Ehemann werden? Wie denkſt Du über die Sache?“

„Ich?“ ſtotterte Ludmilla. „Ich bin der Meinung“, ſetzte ſie mit mehr Feſtigkeit hinzu, „daß die wahre Liebe läutert, ſo Mann als Frau. Wenn Du ihm aber nicht die Beſtändigkeit, Dir nicht den Muth zutrauſt, den Mann für immer an Dich zu feſſeln —“ ſie hielt inne.

„So wär's klüger, ihn aufzugeben, nicht? Nun, das hab' ich bereits im Stillen gethan —“

„Wirklich?“

„Nach reiflicher Ueberlegung. Allein, er weiß es noch nicht. Du würdeſt mir daher einen Gefallen erweiſen —“

„Wenn ich ihm Dein Nein mittheilte?“

„Dich um dieſen Freundſchaftsdienſt zu erſuchen, kam ich her“

„Es ſoll geſchehen“ — erwiderte Ludmilla tonlos.

„Ich danke Dir“, ſagte Madeleine und ſtand auf. „Von Dir eile ich nach Hauſe und erkläre mich als die Braut des

braven Seldern. Seine Treue verdient Belohnung. Ich lade Dich vorläufig zu unserer Hochzeit. Adieu — aber halt! Eins noch. Du hältst mich für Deine Freundin, nicht wahr?"

„Ich hoffe, daß Du das bist!" sagte die Frau mit einiger Erbitterung über den leichtfertigen Ton des Mädchens.

„Ich will Dir beweisen, daß Du auch wirklich auf meine Freundschaft zählen kannst", fuhr Madeleine fort, „wie auf meine Verschwiegenheit. Norbert war gestern Nachts bei Dir im Gartenhäuschen —"

„Du weißt —?"

„Sein Pierre, durch mich bestochen, war dem Baron nachgeschlichen, hatte ihn belauscht. Sei aber ohne Sorge! Der Mensch ahnt nicht, wer die Dame ist, bei welcher sein abenteuernder Herr sein gutes Glück gesucht — und vielleicht auch gefunden hatte. Und Dein Geheimniß soll nie über meine Lippen kommen. Hierauf mein feierlicher Eidschwur!"

„Erhitze Dich nicht!" versetzte Ludmilla kaltblütig. „Ich erwarte eben meinen Mann, um ihm meine Begegnung mit dem Baron mitzutheilen."

„Dem Präsidenten?" rief Madeleine erstaunt aus.

„Wundert Dich das? Und hat dieser nächtliche Besuch Deines Ex-Bräutigams vielleicht Deine Eifersucht geweckt und Dich veranlaßt, ihm Dein gegebenes Jawort zu entziehen, so läßt sich die Sache wohl noch gut machen. Von mir und meinem eigentlichen Verhältniß zu Norbert später. Daß ich mir Nichts vorzuwerfen habe, darfst Du einstweilen glauben. Jetzt sage mir aufrichtig, wie Du damals so über Hals und Kopf seine Braut wurdest?"

Madeleine wollte anfangs nicht recht mit der Sprache heraus, erzählte aber nach und nach das Abenteuer aus Wiesbaden so ziemlich mit allen Details, und gab als Zugabe einen Abriß aus des Barons Lebensgeschichte in humoristisch-boshafter Weise zum Besten. An betrogenen Mädchen und Frauen wimmelte es in dieser biographischen Skizze.

„Kann man ſich einem ſolchen Menſchen anvertrauen? Oder auch nur „auf Zeit?“ um mich eines Geſchäftsausdruckes zu bedienen. Du haſt ihm alſo widerſtanden? Wie ich?“

„Und ohne Beihilfe einer erwachenden Mama obendrein“, verſetzte Ludmilla.

„Eine Jede hat ihre Manieren“ — meinte Madeleine. „Nun gut. War er mir gefährlich, Dir, uns Beiden — ſo iſt's wohl am gerathenſten, ihn für immer abzuſchütteln, nicht? Hie Präſident! Hie Arthur! Wir ſind ja zur Noth verſorgt. Oder nicht? In Dich iſt er verliebt. Verlor'ne Liebesmüh'! Das ſei ſeine Strafe. Auf mich, auf die reiche Erbin, hatte er es aber in einer ſchwachen Stunde angelegt — nun iſt mir's klar, und das verzeih' ich ihm nie. Und mein Bräutigam, der in der Nacht zu meiner Freundin ſchleicht! Iſt das ein Ausbund von Verräther! Ein Lauzun, ein Richelieu! Völlige régence. Wollen wir Front machen gegen ihn? Jedenfalls danken wir dem Himmel, daß wir ihn los ſind! Umarme mich, Milli — et sans rancune.“

Die weibliche Natur iſt ſeltſam. Madeleine war in der Ueberzeugung hergekommen, zwiſchen dem Baron und ihrer Freundin beſtehe ſeit geſtern ein Verhältniß. Aus Eiferſucht wollte ſie ihr einen Stachel ins Herz drücken. Um ſie zu demüthigen, hatte ſie ihr Verſchwiegenheit angelobt. Da ſie aber nichts Rechtes zu verſchweigen vorfand, ſo fand das Mädchen ſeine gute Laune wieder und freute ſich dagegen der Rache an dem ſchuldigen und verſchuldeten Bräutigam, der nun in einem Ruck ſeine reiche Braut, die er eigentlich nicht liebte, und zu gleicher Zeit den eigentlichen Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft verlieren ſollte. Denn Ludmilla mußte nun den Menſchen verachten und war gegen ihn gefeit.

Dieſe aber ſaß nach dem Verſchwinden der Freundin eine geraume Zeit ſchweigend und in ſich gekehrt, wie über einem Entſchluſſe brütend.

Der Präſident ſtürzte ins Zimmer. „Milli! Liebſte Herzens-Milli!“ rief er ſeiner Frau freudeſtrahlend entgegen. „Du biſt wieder hier? Kehrſt nicht mehr in das fatale Gartenhaus zurück?“

„Nein, mein Freund!“ erwiderte Ludmilla und ſtand langſam auf.

„So wollen wir uns nach und nach einwintern? Das gewohnte freundliche Leben fortſetzen?“

„Willſt Du mich ruhig anhören, Wilhelm?“

„Was iſt Dir, mein Kind? Du ſiehſt blaß aus, ſcheinſt aufgeregt —“

„Das kommt daher, weil ich in letzter Zeit viel über mich nachgedacht. Auch über Dich. Wie Du mich liebſt, weiß ich, und daß ich Dir von Herzen gut bin, davon biſt Du wohl überzeugt Allein meine zunehmende Melancholie, die ich nicht zu überwinden vermag, macht das Zuſammenleben mit mir unerquicklich — ja unausſtehlich! Auch für Dich.“

„Mein Gott! Wie kannſt Du glauben —?“

„Was ſagt' ich Dir, bevor ich die Deine wurde? Ich klagte mich meiner Schwäche an, meiner Heftigkeit, meines auffahrenden Weſens, ließ auch merken, daß ein Jugendfehler ſchwer auf mir laſte. Du gingſt darüber hinweg, erklärteſt Dich befriedigt durch das Stück von meinem Herzen, das ich Dir bieten konnte. So ward die arme Klavierlehrerin Deine Hausfrau, verdankt Dir eine neue, behagliche, mir von manchem jüngeren Mädchen beneidete Exiſtenz. Ich fühlte mich auch wie neu geboren, fing wieder an, an mich ſelbſt zu glauben, und als uns der kleine Sigmund geſchenkt wurde“ — ſie hielt inne.

„Ach, warum mußten wir das Kind verlieren!“ rief der gute Präſident voll Rührung.

„Ich hatte das Kind auf den Namen des Geliebten meiner Jugend taufen laſſen —“ berichtete Ludmilla kurz und barſch.

„Das hatteſt Du mir damals verſchwiegen, liebe Frau!“

„Gott hat mich auch für meinen Frevel geſtraft, mir den Knaben wieder genommen. — Eine Reihe von Jahren lebten wir friedlich miteinander", fuhr Ludmilla fort, „und ich gab Dir keinen Anlaß zu ernſter Klage."

„Da Du mich ſo vollkommen glücklich gemacht haſt, mein Herz —" unterbrach ſie der Präſident.

„Weil Du gut und beſcheiden biſt. — Ich aber — was bin ich für ein wunderliches Gemiſch? Mitten in meinen Alltagspflichten, die ich gewiſſenhaft zu erfüllen bemüht bin, ergreift mich ein Gefühl des Unbehagens, der Unruhe, das ich nicht zu bemeiſtern im Stande bin. Ich grüble über mich ſelbſt, über mein Inneres, laſſe mein ganzes Daſein an mir vorüber ziehen, entdecke nichts als Fehler, Schwächen, Gebrechen — ach, Du kennſt ſie nicht, dieſe Leiden der Phantaſie! Und der Funke, der in mich gelegt iſt — dieſer Kunſttrieb, der mein geiſtiges Leben nährt, aber es auch verzehrt! Die Himmelsgabe, das Talent, das ich mir nicht abſprechen kann. Doch iſt es gehörig ausgebildet, durchgebildet? Nein, o nein! Mit der ſchmerzlichſten Empfindung muß ich mir ſelber eingeſtehen: Du haſt Dein Pfund vergraben!"

„Sage das ja nicht, mein Kind!" fiel ihr der Präſident ins Wort. „Die Kunſt iſt Dein eigentliches Element, Du lebſt und webſt in der Muſik, in ihren Rhythmen, ihrer Melodie und Harmonie. — „Ihre Frau iſt eine gottbegnadete Künſtlerin!" ſo ſagte mir damals der große Componiſt. Und der verſteht's!"

„Lies dieſen Brief." — Ludmilla reichte dem Gatten ein offenes Schreiben dar.

Der Präſident las und ſtutzte. — Wie? Man macht meiner Frau derlei Anträge?" rief er unwillig aus und lief erregt durch das Zimmer.

„Nicht der Gemahlin des Präſidenten, ſondern der Virtuoſin Ludmilla Baratinski. Denn nur unter dieſem meinem Familiennamen würde ich vor der Welt auftreten."

„Vor der Welt? Du?“ — Der Mann schob seine Augengläser zurecht, durchlas das Schreiben noch einmal mit mehr Aufmerksamkeit. — Dieser Herr Impresario will Dich durch ganz Europa und halb Amerika begleiten, bietet Dir für seine Monstre-Concerte große Summen an“

„Ein Beweis, daß er überzeugt ist, ich werde sie ihm einbringen — und mehr noch.“

„Ludmilla! Nein, es ist nicht Dein Ernst —“

„Mein voller, mein bitterster Ernst! betheuerte die Frau mit Leidenschaft. „Ich kann, ich darf nicht länger in Deinem Hause weilen!“

Der Präsident öffnete den Mund, ohne ein Wort zu finden.

„Dein Freund ist hier —“ unterbrach die Frau das Stillschweigen.

„Norbert?“ rief der Präsident wie erfreut.

„Er hat mich gestern Nachts im Gartenhäuschen besucht und mir seine Liebe erklärt.“

„Seine — ?“

„Seine Liebe, ja. Und ich ahnte seine Leidenschaft längst, theilte sie sogar. Nicht nach dem Vorbilde jener Gräfin! Darin kennst Du mich. — Kann ich aber noch länger in Deinem Hause bleiben? Sage selbst! Wir müssen von einander scheiden.“

Der Mann stand wie vom Schlage gerührt.

Der Bediente trat ein, meldete den Baron.

„Laß mich mit ihm allein, Freund!“

Der Präsident ergriff beide Hände seiner Frau, blickte ihr wehmuthvoll in die Augen und sagte mit von Thränen erstickter Stimme: „Nein, Ludmilla, Du wirst mich nicht verlassen!“ — Hierauf begab er sich in sein Arbeitscabinet.

Die Frau öffnete die Eingangsthür. „Treten Sie ein, Norbert!“ sagte sie mit anscheinender Ruhe.

Der Baron näherte sich ihr zögernd und ungewiß. — „Er ist — zu Hause?“ fragte er.

„Ja. Da drinnen. — Nehmen Sie Platz. — Diese Stunde entscheidet über unser Aller Schicksal", erklärte sie ihm.

„Es ist entschieden. Wenn Du mich liebst —"

„Lassen wir das Du einstweilen. — Ich bin fest entschlossen, mich von meinem Manne zu scheiden", fuhr Ludmilla mit derselben Ruhe fort.

Der Baron nickte wie zustimmend mit dem Kopf, schien aber über eine solche gewaltsame Katastrophe nicht eben erfreut und war daher in ängstlicher Erwartung über den Inhalt der weiteren Mittheilungen der geliebten Frau.

„Ich weiß nicht, wie Sie sich unser künftiges Verhältniß vorstellen", nahm Ludmilla nach der Pause wieder das Wort. — „Doch nein! Nur durch eine Heirat kann ich natürlich die Ihre werden. In Amerika etwa. Mit der Gräfin E. gab's eine abnliche Geschichte"

„Ich bin zu Allem bereit —" versetzte Norbert, um eine zweite Pause nicht länger andauern zu lassen.

„Sie sind nicht reich und ich bin arm", fuhr Ludmilla fort. „Wir müssen daher, wenn mit einander verbunden, auch gemeinschaftlich arbeiten und unser Brot verdienen. Ich durch die Kunst, in deren Ausübung ich zugleich ein Bedürfniß meines Herzens und Geistes befriedige. Ich werde in New-York Concerte geben. Sie sollen sich jenseits des Oceans durch Ihre Talente eine Stellung begründen. — Sind Sie damit einverstanden?"

Norbert nickte abermals schweigend, ohne von diesen Aussichten in die Zukunft besonders erbaut zu sein.

„Wie wollen Sie aber Ihre Verbindung mit meiner Freundin Madeleine lösen?" fragte Ludmilla wie unbefangen.

„Ich habe mich gegen die Eltern noch nicht erklärt —" meinte der Baron ausweichend.

„Wohl aber gegen das Mädchen. Und zwar ziemlich deutlich. Damals in Wiesbaden."

„Sie ſelbſt hat Ihnen geſagt —? Der Augenblick riß mich hin, die Gelegenheit —"

„Ich will Ihnen dieſe halbe Untreue gegen mich verzeihen!" warf die Frau ironiſch hin. — „Aufrichtig, Norbert!" fuhr ſie fort, „Sie hatten viele Verhältniſſe mit Mädchen und Frauen. Man behauptet, ſo manche verlaſſene Schöne ſeufze Ihnen nach —"

„Sie klagen meine Vergangenheit an, liebe Ludmilla?" verſetzte der Baron mit einem ſcharfen Blick auf die Frau. „Wer hat nicht ſeine — Jugendfehler?"

„Die wir uns gegenſeitig verzeihen wollen. — Allein vor Jahr und Tag, kurz bevor Sie nach Wien kamen, waren Sie nicht mehr gar ſo jung. Und da war's — in ihrer eigenen Heimat war's — wo Sie ein Verhältniß mit einer jungen Frau anknüpften und das unerfahrene Weſen beſtrickten. Sie beredeten die Aermſte, das Haus ihres Gatten zu verlaſſen, reiſten mit ihr nach Venedig, wo Sie die leichtſinnige Frau nach ein paar verträumelten Wochen hilflos zurückließen."

„Nicht gar ſo hilflos!" ſuchte der Baron zu berichtigen. „Die Frau wußte ſich ſelber zu helfen. Sie coquettirte, noch an meiner Seite, mit einem reichen Marcheſe und lebt wohl noch heutigen Tages in Saus und Braus mit ihm fort."

„Mag ſein!" erwiderte Ludmilla und ſtand auf. „Ich könnte Sie noch an manche ähnliche Ihrer Abenteuer erinnern. Genüge der eine Fall für alle übrigen."

„Sie haben das ausſpionirt? Und was hat dies Alles mit uns Beiden zu ſchaffen?" meinte der Baron und erhob ſich gleichfalls von ſeinem Armſeſſel. „Ich habe mein Leben zum Theil verbracht, habe das auch niemals geleugnet. Daß meine Liebe zu Ihnen anderer Art iſt, als jene flüchtigen Abenteuer, wiſſen Sie ſo gut, wie ich ſelbſt. — Sie wollen ſich ſcheiden laſſen? Gut. Was hindert, daß wir ſpäter ein Paar werden? Iſt Ihr Wilhelm mit der Trennung à l'amiable einverſtanden,

ſo bringe ich Sie einſtweilen nach Ungarn, wo ich eine Tante habe, mit deren Beihilfe wir auch die weiteren Schritte zu unſerer künftigen Verbindung einleiten können."

„Ich verzichte darauf!" erwiderte Ludmilla kurz.

„Sie haben ſich ſeit geſtern verwandelt, ſind ein anderes Weſen geworden."

„Das hoffe ich! — Laſſen Sie mich jetzt. Ich muß zu meinem Manne."

„Ich darf doch wiederkommen?"

„Wenn Sie den Muth dazu haben. Wilhelm weiß Alles.'

„So? Will er ſich mit mir ſchlagen?"

„Der Fünfziger mit dem jugendlichen Vierziger? Für eine Frau im fünften Stufenjahr. Sollen Euch die jungen Leute auslachen?"

„Was alſo ſonſt? — Er ſoll Sie doch nicht vor mir beſchützen?"

„Nicht nöthig. Ich bin mein eigener Schutz."

„Sie ſind gegen mich erbittert. Ich errathe, woher das kommt. Madeleine hat Sie aufgehetzt. Aber Ihr Zorn wird ſich legen. — Wie ſagten Sie? „Ich verzichte." — Das war nicht Ihr letztes Wort, Ludmilla! Ich komme wieder."

Der Baron entfernte ſich mit dem unbehaglichſten Gefühl von der Welt. Seine Leidenſchaft für Ludmilla fand keine Befriedigung, ſein Heiratsproject mit Madeleine ſchien gefährdet. Das ward ihm klar, als er ſeine Braut beſuchen wollte und nicht empfangen wurde. Er ſchrieb ihr, einmal, zweimal. Keine Antwort. Auch dem Hauſe des Präſidenten hatte er ſich ein paar Mal genähert, kam aber nur bis ans Hausthor. Mit welcher Miene ſollte er dem Präſidenten entgegentreten? Er hatte die Empfindung, als ſäße er zwiſchen zwei Stühlen in der Mitte. — Endlich ein Brief mit den bekannten Schriftzügen! Er erbrach das Couvert raſch. Ein gedrucktes Blatt fiel heraus: „Madeleine Meier und Arthur von Seldern empfehlen ſich als Verlobte."

Norbert zerriß den Zettel und ſtampfte mit beiden Füßen. Auch ſeine Briefe an Ludmilla waren unbeantwortet geblieben.

IX.

Ludmilla hatte ihrem Gatten den Inhalt ihrer Unterredung mit Baron Norbert mitgetheilt. Dieſer war ihr ein Fremder geworden. Ihr Entſchluß, die Kunſtreiſe anzutreten, blieb deſſenungeachtet unerſchütterlich. Wenn der Präſident auch dieſer Caprice nachgab (an deren Verwirklichung er übrigens im Stillen nicht recht glauben wollte), ſo ließ er ſich doch durchaus nicht dazu bewegen, in die gleichfalls angedeutete Eheſcheidung einzuwilligen. Ein weicher und nachgiebiger Menſch hat ſeine Charakterpunkte, auf denen er umſo feſter beſteht.

„Ich war Dir untreu — wenn auch nur im Gedanken", ſetzte ihm ſeine Frau auseinander. — „Du kannſt mir nie völlig mehr vertrauen, und mir ſtehſt Du als ein lebendiger Vorwurf vor den Augen, vor meiner Seele! Das ertrag' ich nicht."

„Wenn ſich Deine Phantaſie für einen Moment verirrte", erklärte ihr der Präſident dagegen, „ſo iſt das nun vorüber. Der Mann war Deiner nicht würdig. Du ſelbſt haſt das eingeſehen, und ein Rückfall iſt bei Dir nicht zu beſorgen. Ich aber will meine liebe Frau einſtweilen wie ein krankes Kind betrachten und ſie danach behandeln und pflegen."

Das wurde bald nöthig. Die Seelenkämpfe der letzten Monate, zumeiſt der letzten Tage, hatten auf Ludmilla's Nervenleben verderblich eingewirkt; der höchſten Aufregung folgte bald die tiefſte Abſpannung. Die Folge war ein ſchleichendes Fieber mit mehr als bedenklichen Symptomen, welches ſchließlich in eine heftige entzündliche Krankheit überging. Die arme Frau lag bewußtlos, die Eiskappe auf dem Kopf-, und raſte in wilden Phantaſien. Daß der Präſident Tag und Nacht nicht von ihrem

Krankenbette wich, versteht sich wohl von selbst. Sie erkannte weder ihn, noch Madeleine (dermalen Frau von Seldern), welche die Pflege der kranken Freundin mit dem verzweifelnden Gatten theilte. Wenn die Aerzte wenig Hoffnung gaben und als letztes Mittel auf der Patientin gute Natur hinwiesen, so that diese zuletzt auch ihre Schuldigkeit. Man kann zwar nicht sagen, daß die Kranke genas, aber sie blieb am Leben. Damit mußte man sich vorläufig zufrieden geben. So ging der lange Winter und das Frühjahr dahin. Gegen Ende Mai wurde Ludmilla nach der Hüttelsdorfer Villa gebracht. Sie weinte vor Schwäche, wenn man sie in die warme Sonne setzte und ihr die Blumen brachte, nach denen sie Verlangen geäußert hatte. Doch in vier Wochen war Alles anders. Sogar ein Riesenappetit hatte sich eingestellt, den die Patientin nur mäßig und in medicinisch festgesetzten Hungerpausen befriedigen durfte.

„Was ist doch der Mensch!“ rief sie bei diesen Diätqualen aus. „Ich, die sonst nur für Beethoven und Schubert schwärmte, ich fühle jetzt keine andere Sehnsucht als nach — — einem saftigen Beefsteak.“

Diese Sehnsucht wurde bald hinlänglich befriedigt, was der Reconvalescentin zu frischen Wangen und zu ihrer früheren Lebhaftigkeit verhalf. Von der eminösen Kunstreise war nicht die Rede mehr. Ihrer Krankheitsphasen erinnerte sich dagegen die beinahe Genesene mit Vorliebe.

„Es hat sich wohl seit lange vorbereitet und brannte in mir“ — bemerkte sie — „wie auch die Melancholie und anderes Zeug. Nun ist mir zu Muth, als wär' ich wieder geboren. Zu einer zweiten Jugend freilich nicht! Du mußt mit dem alten Kinde vorlieb nehmen, guter Wilm, mit der Matrone.“

„Ich, der alte Mann!“ erwiderte der Präsident mit Humor. „Philemon und Baucis! Das paßt ja zusammen.“

„Nein, Du bist frisch und jung!“ unterbrach ihn Ludmilla rasch und lebhaft.

„Wir Muſikſchwärmer und Idealiſten altern überhaupt nicht ſo bald!“ meinte der Präſident. „Und wo's nicht überkocht, da iſt nicht ausgekocht.“

„Und ich!“ rief die Frau. „Ich war ein altes Mädchen, ſchon als Du mich heirateteſt. Verſauert, vertrocknet. Und was war ich Dir? Gab ich Dir!“

„Dich!“ Er betrachtete die Frau mit Wohlgefallen. „Die Landluft hat Wunder an Dir gethan. Du warſt ſeit lange nicht ſo ſchön wie heute. So jung und ſchön —“

„Ich war ſchön, und es iſt wohl noch ein Reſt da. Aber hätteſt Du mich vor ſiebzehn, achtzehn Jahren gekannt —“

„Als Du zum erſten Mal liebteſt —“

„Ein ſchöner Jugendtraum! Die Liebe iſt zuletzt doch nur für die Jugend, mein Freund!“

„Um Vergebung! Die Liebe iſt für die, die ſich lieben —“ ſagte der Gatte und erlaubte ſich, ſein wieder geborenes Frauchen zum erſten Mal wieder zu umarmen.

Im Auguſt brachte er ſie nach Scheveningen. Das Seebad ſchlug ihr vortrefflich an. An der table d'hôte fand ſich eine angenehme Geſellſchaft zuſammen, die ſich bald in einander einlebte. Im Salon ſtand ein Klavier, und die jungen Leute wollten tanzen. Ludmilla, die ſeit ihrer Krankheit ihr Piano nicht mehr geöffnet hatte, ſetzte ſich raſch an den Flügel und ſpielte Strauß'ſche Walzer, zum Entzücken der Badegäſte, beſonders aber des Präſidenten. „Jetzt iſt ſie erſt vollkommen geneſen!“ dachte er bei ſich, händereibend. Die Frau gab auch die „Mondſchein-Sonate“ zum Beſten. („Wer Beethoven ſo ſpielt!“ hatte der Präſident vor Zeiten ausgerufen und um die Virtuoſin flugs geworben.) Ludmilla ſpielte ferner Schubert, Chopin, was ihr in die Finger kam, ohne ſich viel bitten zu laſſen. Die Virtuoſin hatte ſich wieder gefunden. Man bewunderte ihr Spiel, wie ihre Liebenswürdigkeit, ihre Converſation, ihren Geiſt, welcher milder geworden war und viel von ſeiner vormaligen Schroffheit verloren hatte.

Der Präsident nahm gewöhnlich die Seebäder mit ihr. Eine Depesche aus Wien, welche ihm eines Morgens zukam und die schleunigst beantwortet werden mußte, hatte ihn einmal verhindert, seine Frau zu begleiten.

„Wem bin ich wohl begegnet?“ rief sie ihm bei ihrer Rückkehr ins Hotel entgegen. „Du errathst es nicht!“

„Norbert?“ sagte der Präsident und richtete die Augengläser zurecht.

„Dem Baron — und seiner Frau. Er hat eine reiche und ziemlich alte und häßliche Gräfin geheiratet, die ihn rangirt hat und die er dafür in allen Bädern herumschleppen muß.“

„Du hast ihn gesprochen?“

„Ihn und seine Dame, die mir höchlich mißfällt. Sie scheint ihren Mann vollkommen zu beherrschen. Sie kneipte ihn in den Arm und machte mir eifersüchtige graue Katzenaugen. — Und wie ist der Mensch gealtert! Du bist ein Jüngling gegen ihn! Die Leute bleiben nicht. Der Frau Gräfin ist hier Alles zu schlecht. Sie gehen heute noch nach Ostende.“

„Und wie war Dir zu Muth?“

„Ich fühlte Mitleid mit ihm und freute mich im Stillen, daß unsere Madeleine nicht das Opfer dieser Menschenruine geworden.“ —

Im October kehrten die Gatten nach Wien zurück. Die junge Seldern war inzwischen eines Mädchens genesen. Ludmilla herzte und küßte das Kind und tanzte mit ihm im Zimmer herum. Arthur, als neuer Papa, trat ängstlich hinzu

„Ohne Sorge, lieber Seldern!“ rief ihm die Frau munter entgegen. „Ich weiß mit kleinen Kindern umzugehen. Ich war ja selbst Mutter! Das ist freilich schon hübsch lange her —“

Im Sturmjahr 1848 wurde der Präsident zum zweiten Male Vater.

Eine weibliche Natur, welche groß und leidenschaftlich angelegt ist und in welcher sich zugleich eine Kunstanlage mächtig erweist, ohne sich völlig entwickeln zu können, wird im bürgerlichen Leben selten glücklich. Ein derartiger weiblicher Titan geräth häufig auf Abwege, zerreißt jedes beengende Verhältniß, um ein neues anzuknüpfen, das ihn ebenso unbefriedigt läßt, wie jedes nachfolgende, stürmt dann rastlos durchs Leben, seine Kräfte, sich selbst vergeudend und verzehrend. George Sand, in ihren Anfängen eine Art weiblicher Byron, hielt sich nur aufrecht durch ihr großes Talent. In älteren Jahren wandelte sich die Schöpferin der „Lelia", milde, weich und weiblich geworden, in eine gute Mutter und Großmutter um. Unsere Ludmilla, dem Zerflattern nahe, gelangte dicht vor einem Abgrund zur Umkehr. Eine Frau, welche nach dem fünften Stufenjahre noch Mutter wird, erfüllt ihr Liebesbedürfniß durch das Kind und den Mann, dem sie ihre Wiedergeburt verdankt. Der Knabe wurde auch weder „Sigmund" noch „Karl", sondern „Wilhelm" getauft.

Die Schuhheiligen.

Mittelalterliche Novellette.

I.

Eine Erſcheinung aus urälteſter Zeit.

Es war zwiſchen Oſtern und Pfingſten. Ein junger Rittersmann in Schwaben ſchritt in der hellen Mondnacht ſinnend und in ſich gekehrt durch den frühlingduftenden Wald. In der ſtillen Waldesnacht laſſen ſich aber bisweilen gar wunderliche und geheimnißvolle Stimmen und Töne vernehmen. Rauſchten nur die Bäume ſo ſeltſam? War's nur der Specht, der in den Baumſtamm hackte? Und jenes krauſe Gekrächze, kam es aus dem Schnabel eines gewöhnlichen irdiſchen Schuhu oder ſonſtigen Nachtvogels? — Der im Uebrigen furchtloſe Junker blickte nach jedem derlei zweifelhaften Geräuſch wie ſcheu hinter ſich, ob ihm nicht etwa ein Geſpenſt oder Waldgeiſt auf der Ferſe wäre.

Im Mittelalter war der Glaube noch ſtark, nicht minder der Aberglaube.

Kein frommer Chriſt zweifelte damals an der Exiſtenz der Feen, Hexen und Zauberer. In jeder Bedrängniß wurde eifrig gebetet; dagegen erwartete man auch unmittelbare Hilfe „von oben", und ging's nicht mit dem lieben Gott, ſo ergab man ſich wohl auch gelegentlich „dem Gottſeibeiuns", falls der vielleicht zu helfen geneigt wäre.

Auch unſer Ritter war nahe daran, ſich zu einem derlei verzweifelten Schritte zu entſchließen. Blutarm und in die Tochter eines reichen Freiherrn zum Sterben verliebt, wußte er ſich keinen Rath in ſeiner heißen Pein. Und ſo konnte er denn ſchließlich nicht

umbin, nach der Sitte und dem Herkommen der Liebenden aller Zeiten in einen der kläglichsten Monologe auszubrechen.

„Ich armer Hans von Kauffungen!“ rief er mit lauter Stimme in den brausenden Wald hinein. „Stern meines Lebens! Allersüßeste Maid! Gisela! die mir Dein grausamer Vater schnöde verweigert! Und ohne Dich kann ich und will ich nicht weiter leben!“

Unter diesen Worten war er zu einem Kreuzwege gekommen, wo er zögernd und wie brütend innehielt, sich den Angstschweiß von der heißen Stirne wischte. Sein verdüstertes Gemüth schien von allerlei bösen Gedanken durchschauert. Die unheimliche Stelle, an welcher er anhielt, war ihm genau bezeichnet worden. Soll er die Mitternacht heranwarten und den Fürsten der Hölle herbeirufen, daß er ihm beistehe in seinen Nöthen? Der Zauberspruch, den ihm ein in der Magie erfahrener Doctor zu diesem Behufe gelehrt hatte, und wofür der Gläubige seinen letzten Goldgulden hergegeben, schwebte ihm bereits auf den Lippen. Da erklang das Glöcklein aus einer nicht fernen Einsiedelei. Der junge Mann fuhr aus seinen wilden Träumereien empor, horchte den leisen, wie klagenden Tönen. Er seufzte tief auf. „Wozu wollte ich mich verleiten lassen!“ murmelte er in sich hinein. „Mich der Hölle ergeben, der ewigen Verdammniß! Und hundert Schritte von mir betet ein frommer Einsiedel zu dem Herrn des Himmels und der Erde, bei dem allein Trost und Hilfe ist! Wie konnt' ich das je vergessen? — Verzeih' mir, lieber Gott!“ flehte der naive Jüngling unter heißen Zähren, fiel auf die Knie und hob die Hände zu den Wolken empor. „Vergib mir meine große Sünde! Ich will zur Buße hundert „Vater Unser“ beten, und noch tausend dazu, wenn deine himmlische Gnade bewirken will, daß ich das holde Weib heimführen darf, welches ich so inbrünstig liebe!“

Der verliebte Ritter war so sehr in seine Minnegedanken vertieft, daß er die Gestalt nicht gewahrte, welche längst vor ihm

ſtand und ihn aufmerkſam betrachtete. Es war ein gar gewaltiger Geſelle, an die ſechs Schuh hoch und von tüchtigem Leibesumfang, in ein graues, ziemlich unſcheinbares Gewand gehüllt, eine Art Talar oder Kreuzfahrerkittel, welcher der ganzen Erſcheinung einen etwas ſeltſamen und fremdländiſchen Anſtrich verlieh. Das dunkle Haupthaar des räthſelhaften Mannes umwallte in reichen Locken ein ausdrucksvolles, dabei nicht unangenehmes Geſicht mit hellfunkelnden Augen, und der lange und gekräuſelte Bart reichte dem Pilger und Prophеten ſchier bis an die Mitte des kräftigen Leibes.

„Heda, guter Freund!“ rief die Erſcheinung dem Ritter zu und berührte ihm die Schulter mit ihrem Stecken oder Prügel. — Der Jüngling fuhr empor. — „Wer biſt Du?“ fragte er ungewiß, nicht ohne leiſen Schauer.

„Das ſollſt Du ſpäter erfahren!“ verſetzte der Fremde dumpf und heftete ſeinen blitzenden Augen wie ſtarr auf die des Ritters.

„Wie kommſt Du hieher? Und ſo plötzlich?“ forſchte der junge Menſch, beinahe ängſtlich. „Ich habe Deinen Schritt nicht vernommen. Du biſt da, als wärſt Du aus den Tiefen der Erde heraufgeſtiegen!“

„Vielleicht iſt es ſo!“ erwiderte der unheimliche Geſelle mit einer tiefen Baßſtimme.

„Vielleicht?“ wiederholte der Andere und ſah betroffen.

„Und wenn ich nun derjenige wäre, den Du eben herbeirufen wollteſt?“ ſagte der räthſelhafte Mann und trat dem Jüngling einen Schritt näher. Dieſer wich raſch zurück. „Mein Gott! Du weißt alſo?“ — hauchte er beſtürzt.

Der Mann drohte mit dem Finger. „Ich weiß, daß Du der Sünde nahe warſt, mein junger Freund“ — ſagte er mit ſicherer Betonung — „allein ihr bisher noch nicht völlig verfallen biſt. Du haſt Reue empfunden, und das ſchützt und rettet Dich, Junker Hans von Kauffungen!“

„Wie? Du kennſt auch meinen Namen?“

„Und noch einen anderen.“ — Der Geſell ſchmunzelte. „Es gibt da eine gewiſſe Giſela.“

„Die Rothenburgerin!“ rief der junge Menſch, wie entzückt.

Der Mann ſtutzte, faßte ſich aber ſogleich. — „Ganz recht. Die Tochter des Freiherrn von Rothenburg, die Du Dir vom lieben Gott erbeten haſt.“

„So weißt Du denn Alles?“ meinte der Junker mit naiver Beſtürzung.

„Ich blicke in Dein Inneres, als wär' es von Kryſtall“, belehrte ihn der Andere mit Entſchiedenheit.

„So biſt Du ein Zauberer?“

„Nicht doch! Weit davon!“

„Wer alſo ſonſt? Und wie nenn' ich Dich?“

Der Unbekannte zögerte einen Moment. — „Mein Name iſt — Gabriel!“ ertheilte er dann mit Würde die Auskunft. „Ich war einer von den Beiden, welche damals gen Sodom zu Lot kamen und von ihm aufs Beſte bewirthet und gepflegt wurden.“

„So biſt Du ein Engel?“

„Du haſt es geſagt! Und der Herr ſendet mich Dir zum Troſte und zur Stärkung. Und wiſſe: das Weib, das Du liebſt, es iſt Dir beſtimmt zur Geſponſin.“

„Giſela! — doch wie iſt das möglich?“

„Bei dem Herrn iſt Alles möglich! Darum habe Zuverſicht auf Ihn, der die Sterne regiert und die Herzen der Menſchen leitet und lenkt.“

„Giſela! Sie ſoll die Meine werden? Der liebe Gott gibt ſie mir?“

„Früher oder ſpäter. Wenn Du Dich ihrer wie Deiner würdig erweiſeſt, wenn Du als Mann und Ritter Dir das Freifräulein erwirbſt.“

„Du lieber Himmel! das hab' ich ja längſt verſucht! Leider vergebens!“

„So versuch' es wieder und wieder, und zwar unter des Allerhöchsten Schirm und Schutz, den ich Dir hiermit verkünde. Du mußt Dich aber regen und rühren. Der Mensch darf seine Hände nicht unthätig in den Schoß legen. Doch fasse Muth! Denn also spricht der Herr: Siehe, ich will Dir geben, wonach Dein Herze begehrt. — Darum ziehe gen Rothenburg, umkreise die Burg Tag wie Nacht. Der Tag wird kommen, wo Du darin einziehen magst, wie seinerzeit das gottgewählte Volk in das blühende Land Kanaan."

Junker Hans fühlte sich freudig angeregt [illegible] hoffnungsvollen Verheißungen des Engel Gabriel. Im Weiterschreiten waren die Beiden an den Saum des Waldes gelangt. Dort standen auf einem Hügel ein paar geschwärzte und ziemlich schadhafte Mauern, von einem hölzernen Dach vor Sturm und Regen zur Noth geschützt; einige Fenster hatten auch noch Scheiben, aber die Thürme zu beiden Seiten der ehemaligen Ritterburg waren längst eingestürzt. Der derbe Geselle betrachtete im Mondlicht die wenig einladende, von Eulen und Fledermäusen umschwirrte Behausung und konnte nicht umhin, in bedenklicher Weise dabei den Kopf zu schütteln.

„Das war das Schloß meiner Väter", erklärte ihm der arme Ritter mit einiger Verschämtheit.

„Sei fromm und gläubig", tröstete ihn sein Begleiter mit Salbung — „und wer weiß, in Jahr und Tag mag sich dieser Trümmerhaufen zu seinem früheren Glanze wieder erheben, gleich dem wunderbaren Vogel, den sie im fernen Orient Phönix benamsen, und der sich selber verbrennt, um neu und mit noch prächtigerem Gefieder aus seiner Asche aufzuerstehen."

Der junge Mann horchte dieser vielversprechenden Weissagung aufmerksam, wenn auch ihre Erfüllung insgeheim und vorderhand ein klein wenig bezweifelnd.

„Du begibst Dich jetzt nach Hause?" fragte der Kumpan.

„Ja. — Wenn mir aber die Ehre zutheil werden dürfte“ — brachte Junker Hans stotternd hervor.

„Welche Ehre meinst Du? Sprich, mein Freund!“

„Dich beherbergen zu dürfen. Freilich ist es nur ein hartes Lager, ein magerer Nachtimbiß, was ich Dir anbieten könnte. Bei dem reichen Herrn Lot und seinen Töchtern hattest Du's gewiß besser gefunden.“

„Wir Engel sind nicht eitel und nehmen's wie's kommt!“ versicherte Gabriel.

Und somit trabten die Beiden im besten Einverständniß der Burgruine zu.

II.

Der beleidigte Brautwerber.

Auf Schloß Rothenburg gab es um dieselbe Zeit ein großes Trinkgelage, wie man deren beinahe jeden Abend bis in die tiefe Nacht dort abzuhalten pflegte. Viele ritterliche Nachbarn hatten sich bei dem Freiherrn eingefunden, welcher immer neue und mächtige, auch wohlgefüllte Humpen herbeischleppen ließ, obgleich einige der Edlen zu taumeln begannen, dieser und jener bereits unter dem Tische lag. Zuletzt war es nur noch der Hausherr, der seine Besinnung beiläufig beibehielt, sowie ein jüngerer, hochgewachsener und stämmiger Rittersmann. Dieser saß aber schweigend und wie verdrießlich in seiner Ecke und leerte einen Humpen nach dem andern, ohne merkbaren Einfluß auf seine Stimmung. Dem Freiherrn, der ihm gegenübersaß, ward endlich dieses „stumm sein“ zu viel, welches nur durch das Schnarchen der übrigen Gäste eine unharmonische Unterbrechung fand. Dem lebhaften Alten sagte diese wortlose Unterhaltung durchaus nicht zu. Er hörte gern von Fehden, Turnieren und Jagden, von Pferden und Hunden erzählen, oder von hübschen Weibsen, gab

wohl auch selbst seine Jugendabenteuer mit „fahrenden Frauen“ mit Vorliebe zum Besten. Was sollte er aber den von Weindunst Benebelten erzählen? Sie hatten kein Ohr für irgend eine vernünftige Rede. Und so neigte er sich schließlich zu dem Einzigen, mit dem sich noch etwa verkehren ließ, und fragte den hartnäckigen Schweiger: „Warum gebt Ihr kein Sterbenswort von Euch, Herr Balduin von Sturmfeder?“

Dieser, in seinen hohen Sessel zurückgelehnt, hob trotzig das Haupt und erwiderte unmuthig:

„Was hilft alles Schwatzen, wenn man bereits weiß, woran man ist, wenn's Einem durch deutliche Zeichen kundgegeben wird!“

„Was für Zeichen?“ fragte der Freiherr verwundert — „und was hat man Euch kundgemacht?“

„Sollt' ich nicht Euer Eidam werden?“ murmelte der Andere und schaute finster drein.

„Das sollt' Ihr auch!“ versicherte der alte Rothenburger. „In einem halben Jahr; auf nächsten Michaelistag! Vorausgesetzt, daß wir bis dahin über Mitgift und Morgengabe einig werden sind.“

„Wenn ein Sturmfeder sich selber gibt“ — versetzte der Freier mit finsterer Miene und hielt ein wenig inne.

Der Freiherr schaute ihm ernsthaft ins Antlitz. — „Ein Sturmfeder? Und meine Tochter ist eine Rothenburgerin! Deucht Euch das etwa minder?“

Ritter Balduin, ohne die verfängliche Frage zu beantworten, versetzte trocken: „Meine Brautgaben liegen bereit, doch wenn sie Euch nicht genehm oder zu gering sind“ —

„Nun, nun: Wir werden wohl noch eins werden!“ meinte der Freiherr beschwichtigend.

„Und wie steht's mit der Braut selber?“ fragte der Ritter wie höhnisch und strich seinen gewaltigen Knebelbart.

Der Alte sah ihn groß an.

„Meine Gisel? Ist sie Euch etwa zu schlecht?"

„Oder ich ihr!" ward im Ingrimm heraus gehalst.

„Das laßt nur meine Sorge sein!" entgegnete hitzig der Freiherr. „Hat sich die kecke Dirne etwa unterstanden, Euch ein unartig Wort an den Bart zu werfen?"

„Nicht mit den Lippen — die blieben stumm, und die spröden Augen blickten nach dem Getäfel, als ich mit Euch und der edlen Hausfrau und dem schönen und eigensinnigen Töchterlein hier in der Halle zu Tische saß."

„Ganz recht. Ein Familienmahl. Ihr solltet Euch dabei etwas näher kommen."

„Weil ich als Freier kam?"

„So ist es!"

„Und die Frauen wußten das?"

„Alle Beide. Man thut aber fürs Erste nichts dergleichen. So will's die Sitte. Darum thut auch die Gisel so fremd mit Euch. — Ihr verübelt's der Dirne?"

„Nein. Das nicht. Mich wurmt nur der Braten, den sie mir vorgesetzt! Sie und die Frau Mutter."

„Meine Bärbel? Sonst eine so tüchtige Köchin! War's nicht richtig damit? Was denn für Braten? — Nun entsinne ich mich! War's nicht ein Spanferkel?

„Ja, das war's!"

„Mit hellbraun geschmorter und vollsaftiger Rinde! Der Mund wässert mir noch davon. Das muß man sagen, meine Alte versteht sich auf die Kochkunst, und Eure Künftige nicht minder!"

Der Ritter sprang vom Sessel auf. „Meine Künftige! Und das Ferkel?" rief er wutherfüllt aus.

„Das Ferkel!" wiederholte der Freiherr wie mechanisch und betrachtete sich den Andern aufmerksam, als zweifelte er an dessen Verstande. — „Die Speise ist Euch vielleicht unangenehm?" suchte er sich den heftigen Ausruf zu erklären.

„So wißt Ihr denn nicht" — polterte der erzürnte Brautwerber — „daß man dem willkommenen Freier einen Hahnen vorzusetzen pflegt, oder einen Truthahn, und nur demjenigen, den man abzuweisen gesonnen ist, ein Ferkelchen?"

„Hm! 's war wol kein Truthahn bei der Hand" — suchte der Freiherr den hoch Aufgeregten zu besänftigen und stand langsam vom Sessel auf. „Nun, ich werde der Sache wohl auf den Grund kommen, und wehe Mutter und Tochter, wenn — inzwischen beruhigt Euch! Hier meine Hand! Es bleibt, wie wir's ausgemacht. Auf Michaelis!"

Der übellaunige Herr von Sturmfeder berührte kaum die Finger seines künftigen vermuthlichen Schwiegervaters, darauf that er noch einen tiefen Zug und langte nach seinem Barett.

„Ihr wollt schon fort? Verweilt doch noch um ein Kleines!" hieß es mit verbindlichem Drängen.

„Längst Mitternacht — und ich hab' einen weiten Ritt" — wurde trocken erwidert. Ein kurzes Kopfnicken, und der beleidigte Freiersmann trabte mit klirrenden Schritten zur Thür hinaus. — Der Freiherr sah ihm kopfschüttelnd nach. Etwas wie „schwäbischer Dickschädel" ließ er zwischen den Zähnen vernehmen. Wie er aber in der Halle zwischen den Schnarchenden auf und nieder schritt, schien sich ihm ein anderer Gedankengang aufzudrängen, und einzeln ausgestoßene Worte, wie: „Ferkel — Gisel — dumme Gans — Hundspeitsche — Rotter" — ließen gar Schlimmes vermuthen für die Angebetete des Junker Hans von Kaufungen.

Die ritterlichen Gäste lagen inzwischen sämmtlich auf dem weinüberschütteten Estrich. Ein Pfiff des Freiherrn und ein paar Knechte stürzten herein. — „Schüttet den Herren Stroh unter!" erscholl das Gebot. — „Sie mögen ihren Rausch ausschlafen und sich dann weiter trollen!" sagte der ernüchterte Hausherr im Fortgehen, mit einem verächtlichen Blick auf seine immer lauter scharchenden Gäste, und begab sich übelster Laune in sein Schlafgemach.

Am nächsten Morgen war des Freiherrn erster Gang zu seiner Hausfrau. Sie saß im Kemnat bei der Kunkel. Er hatte die Hundspeitsche in der Hand. — „Wo steckt die Gisel?" fragte der gestrenge Hausherr mit finsterer Miene.

„Ein wenig in den Schloßgarten gangen, lieber Herr, frische Luft schöpfen" — war die gehorsame Auskunft der sanften Freifrau Barbara von Rothenburg, einer gebornen von Rheinfelden-Ebingen.

Der Gemahl und wahrhafte Herr im Haus warf sich in einen Armsessel, legte die Peitsche neben sich.

„Wie war's mit dem Ferkel, Weib?" fuhr er die Dame nach einer sie bereits beängstigenden Pause an.

Die junge Rheinfeld-Ebingen war ihrer Zeit die gepriesenste Schönheit in ganz Schwaben und Franken. Manch edler junger Freier hatte um ihre Hand geworben, allein Familienverhältnisse führten sie dem damals bereits mehr als reichen Rothenburger zu, der inzwischen ein mürrischer Greis geworden. Sie aber war noch immer eine hübsche Frau. In ihrem vierzigsten Lebensjahre durfte sie sich nach wie vor ihrer frischen, vollen Formen erfreuen, der lieblichsten Gesichtszüge, des feinsten Incarnats. Die zarte Haut des an Gehorsam gewöhnten Weibes röthete auch sogleich hoch auf, als sich die barsche Stimme des herrischen Gatten vernehmen ließ. Wie sich aber die Frauen, selbst die schüchternsten, jederzeit zu fassen verstehen und in keinem Falle bereit sind, auf eine bestimmte Frage eine bestimmte Antwort zu ertheilen, so bewährte sich dieses weibliche System des Ausweichens und Ablenkens auch hier. — „Das Ferkel?" wiederholte Frau Bärbe wie unbefangen. „Wir hatten kein Wildpret im Hause und meinem Herrn ist die Speise beliebt. — Hat Herr Balduin das etwa übel aufgenommen? Es war ja nicht so böse gemeint."

„Nicht so böse?" brummte der Haustyrann. „Was gilt's? Ein Einschlag von der kecken Gisel! Denn Dein Katzenkopf, Bärbel, kommt auf keine derlei schlaue Praktiken." Und als die

Freifrau ſchwieg — „Wie war's alſo? Heraus damit!“ herrſchte der Gemahl.

„Ich weiß wohl, lieber Herr“ — begann Frau Bärbe zögernd — „daß Ihr dem Mädel den — wilden Sturmfeder beſtimmt habt.“

„Iſt er ſo wild?“ unterbrach ſie der Freiherr.

Man überhörte die Zwiſchenfrage.

„Was mein Herr beſchließt, iſt immer wohl und gut' — hieß es weiter. „Aber die Dirnen von heute ſind eigen“ — fuhr die Freifrau mit etwas mehr Sicherheit fort. — „Uns fragte man nicht lange. Die Eltern ſagten: Da iſt Dein Herr! Wir ſchlugen die Augen ſittſam nieder und ließen uns heimführen. — Dermalen iſt das anders. Unſere Mädchen wollen wiſſen, wie der Mann beſchaffen iſt, dem ſie angehören ſollen. Sie wollen von ihm geſchmeichelt, ein wenig kurteſirt werden. Der Sturmfeder hat das bei meiner Giſela bisher verſäumt. Nun, er wird es wohl nachholen. Wir wollen das hoffen und abwarten. — Darum bitt' ich Euch, mein Herr und Gemahl, dringt jetzt noch nicht gar zu heftig in das arme Kind. Die Giſel wird gewiß ja ſagen, wenn ſie erſt ſieht, daß es des Vaters ernſter Wille iſt, und wenn ſie des Bräutigams gute Geſinnung zu ihr wahrnimmt und erkennt. Nur thut der Jungfrau keinen Zwang an! Darum bitte ich Euch mit aufgehobenen Händen!“

Bei dieſen Worten ſtanden die hellen Thränen in den ſchmachtenden Augen der ſchönen, ſchwachen und herzensguten Frau. Ihr Anblick, der Ton ihrer Stimme wie ihre Geberden — das Alles war ſo beweglich, ſo rührend, ja, kindlich! Schwerlich daß ein Ehemann unſerer cultivirten Tage einer ſolchen Fürſprecherin ſein Herz völlig verſchloſſen hätte. Doch jene ſtarken Zeiten waren auch die rauheren. — Der Freiherr ſtand langſam auf, langte nach der Hundspeitſche.

„Ihr ſchweigt, lieber Herr?“ rief die Frau ängſtlich und erhob ſich gleichfalls von ihrem Sitz.

„Ich weiß genug!“ sagte er kurz und schritt nach der Ausgangsthür.

„Wohin?“ rief sie mit erhöhter Angst und that einen Schritt vorwärts.

„In den Schloßgarten!“ ward die grimmige Auskunft ertheilt — und dabei mit der Peitsche geklatscht.

Die Frau eilte ihm nach. „So nehmt mich mit.“

„Dageblieben!“ donnerte der Freiherr zurück. „Dich nicht von Deiner Kunkel gerührt! Ich bin der Vater, bin der Herr, und ich will doch sehen, ob es mir nicht gelingt, mit Euch Weibern fertig zu werden!“

Damit verließ er das Kemnat.

„Das unglückselige Ferkel!“ rief die arme Frau, warf sich in den Sessel und weinte bitterlich. „Mein einziges Kind!“ schluchzte sie nach einer Pause. „Mein traurig errungenes Gut! Mein letztes Glück! Man wird Dich verkaufen, wie vordem mich!“

In den wenigen Worten liegt eine ganze betrübte Lebens-, Herzens- und Schmerzensgeschichte.

III.

Gisela.

Es war ein holder Lenzmorgen. In dem kleinen, von hohen Mauern umragten Schloßgarten, einer Art Burgzwinger, sproßten Blätter und Blüthen, duftete der Flieder, und ein Stück hellblauen Firmamentes lockte die Sehnsucht nach weiterem, hier versagtem Ausblick.

Das Freifräulein Gisela von Rothenburg, eine schlanke, hochragende Jungfrauengestalt mit antik-schönen, somit beinahe etwas männlichen Gesichtszügen und energischer Haltung wandelte zwischen den Bäumen mit einem geistlichen Herrn. Die Unter-

redung der Beiden schien lebhaft und erregt, besonders von Seite des Fräuleins, welches eben einen fest gefaßten Entschluß mit feurigen Worten verkündigte.

Der Geistliche schien damit einverstanden. — „Wenn Du den inneren Beruf in Dir fühlst, meine Tochter“ — sagte er bedächtig — „dann ist das ein deutliches Zeichen, daß der Himmel selber Dir den Gedanken eingegeben“

„Ich darf also nach meinem Willen handeln, hochwürdigster Herr?“ fragte das Mädchen, wie erfreut.

„Da es zugleich Gottes Wille ist und der der Kirche!“ meinte der Prior. „Niemand darf Dich in Deinem frommen Vorsatze irrig machen oder hemmen.“

„Also auch mein Vater nicht!“ rief die schöne Gisela wild frohlockend und strich die langen röthlichblonden Haare, die sich ihr ins Gesicht verdrängten, rasch über den Nacken zurück. Wie triumphirend stand sie da, einer Kriemhielde nicht unähnlich.

Der Freiherr war inzwischen in den blühenden Zwinger getreten. „Gisel! Da bist Du ja!“ — Hinter der hohen Jungfrau gewahrte er den kleinen dicken Geistlichen. „Der Herr Prior und Schirmherr von Sanct Agathen!“ sagte er, etwas betroffen.

„Dominus vobiscum!“ segnete der geistliche Würdenträger. Der Freiherr machte halb unwillig sein Kreuz. „Was steht zu Dienst, Hochwürden?“ fragte er mit wenig Freundlichkeit.

„Ich komme erstlich wegen des uns zustehenden Fisch-, Eier- und Hühnerzinses“ — erwiderte der Prior, mit einem Seitenblick auf das Freifräulein.

„Mein Herr Vater wird dem Kloster gewiß leisten, was er ihm schuldig ist“ — erklärte ihm das Mädchen mit aller Ruhe und Sicherheit. Dabei wurde dem Prior leise mit den Augen gewinkt, was dem Freiherrn nicht entging.

„Das war erstens“ — sagte dieser gedehnt. — „Was also zweitens?“

„Zweitens — eine große Sache — eine höchst wichtige Sache" — wollte der Mann Gottes des Weiteren auseinandersetzen, ward aber dabei ein wenig verlegen und sah das Mädchen an, als suchte er Beistand.

Gisela nahm sogleich das Wort.

„Seine Hochwürden will, daß ich in Zukunft nur bei ihm zur Beichte gehe. Ich soll nächste Mittwoche ins Frauenkloster, dessen Schutzherr der Herr Prior ist. Dort finde ich auch mein Jugendgespons, die Marie Helfenstein, als Novize. Sie hat aber ein Verlangen, sich völlig einkleiden zu lassen."

„Zu Gottes und seiner Heiligen Ehre!" ergänzte der Prior, fromm die Hände faltend.

„Du willst ihr doch nicht abreden?" fragte der Vater und verbarg seinen Aerger.

„Bei Leibe! Wenn's ihr Beruf ist!" versetzte die Tochter mit Ruhe. „Man muß sich eben prüfen. Auch ich fühle seit geraumer Zeit den Drang in mir, mich über die Satzungen der Kirche zu unterrichten — und zwar besser und mit mehr Muße, als man's hier auf der Rothenburg unter dem beständigen Wust und Lärm der Zechgelage im Stande ist." Der Freiherr machte eine krause Miene. „Der hochwürdige Herr ist auch bereit, mir zwei Tage in der Woche geistlichen Unterricht zu ertheilen."

„Das ist meine Pflicht, Freiherr von Rothenburg!" eiferte der dicke Klostervorstand. „Ihr kennt ja das Wort: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!"

„Ist die Gisel so ein Schaf?" hohnlachte der Freiherr, im Innersten erbost.

„Anathema sit!" rief der Prior entsetzt. „Ihr spottet der Worte des Evangeliums?"

„Fällt mir nicht bei. Ich will nur mein Töchterlein da ein wenig zur Vernunft bringen!" erklärte ihm der Vater und klatschte bedenklich mit der Peitsche.

„Ihr werdet doch nicht —?“ mahnte der Geiſtliche und ſchob ſich zwiſchen Vater und Tochter.

„Sorgt nicht um mich, hochwürdiger Herr!“ ſagte die Jungfrau gelaſſen und drängte ihren Beſchützer bei Seite. „Laßt mich mit dem Herrn Vater allein.“

So ſehr der Prior auf die Feſtigkeit des Mädchens vertraute, ſo war ihm doch auch das hartnäckige Weſen des Freiherrn nicht minder bekannt, wie deſſen Lauigkeit in allen geiſtlichen Dingen. Seine einzige Tochter eine Nonne! Dagegen würde er ſich wohl mit Händen und Füßen ſträuben. Eine ſo vornehme und mit Glücksgütern reich geſegnete Jungfrau durfte ſich aber die Kirche durchaus nicht entgehen laſſen. Dieſer Gedanke erfüllte den Mann mit Apoſtelmuth. Und ſo trat er kühn vor den Freiherrn, mit dem ſich ſonſt, wie der Prior ſehr wohl wußte, nicht eben ſpaßen ließ, und ſagte ihm herzhaft: „Freiherr von Rothenburg! Ich warne Dich, dieſer Jungfrau, die unter dem Schutze der Kirche ſteht, in ihren Wünſchen und Gedanken entgegen zu ſein, wenn Dich nicht der Bann unſeres hochwürdigſten Herrn Erzbiſchofs treffen ſoll! Das laſſ' Dir geſagt ſein — Dich aber ſegne ich, meine Tochter, wie Deinen frommen gottgefälligen Entſchluß!“

Die über ihr Haupt erhobene Hand des Geiſtlichen wurde von der ſchönen Giſela begierig ergriffen und dankbar geküßt. Hierauf ſchritt der Prior, ohne den Freiherrn weiter eines Blickes zu würdigen, ſtolzen Hauptes zum Zwinger hinaus.

Giſela ſtand unbeweglich wie eine Marmorſtatue, doch gab ſich in ihrer etwas bleich gewordenen Miene feſte Entſchloſſenheit kund, eigentlich unbeugſamer Trotz. — Der Alte, in dem es kochte, lief auf ſie zu. „Du willſt ins Kloſter?“ keuchte er mit halberſtickter Stimme.

„Ja und nein!“ erklärte ſich die Jungfrau. „Nein — wenn mich meine lieben Eltern bei ſich behalten wollen, als ihre gehorſame Tochter. Ja — wenn man mich etwa zwingen wollte,

einem Manne ins Brautgemach zu folgen, der mir in der Seele zuwider ist."

„Du wirst auf Michaelis des Sturmfeder Hausfrau werden!" herrschte der Kater.

„Ich werde noch vor Michaelis den Schleier tragen!" versicherte die Tochter nicht minder entschieden.

„Verwünschte Dirne!" schrie der Alte wie außer sich und holte mit der Peitsche aus.

Ein leiser Angstschrei ließ sich aus dem Gebüsch vernehmen, den aber die beiden Streitenden in ihrer Leidenschaft überhörten.

„Schlag' der Herr Vater nur zu!" sagte die Jungfrau mit anscheinender Ruhe. „Er hat mich als kleines Mädchen, wie oft, hart gezüchtigt, und ich hatt' es auch verdient. Ich bin nicht sanft und alles Weh' und Leid ohne Widerstand demüthig erduldend, wie meine arme Mutter. Ich war von klein auf ein wild, unbändig Ding; aber auch klug und meiner selbst bewußt. Das macht, ich bin die Tochter meines Vaters und ich bin auch stolz darauf."

„Willst Du die Schmeichelkatz spielen, Du listige Schlange?" murrte der Alte.

„Ich sage nichts, als was wahr ist" — versetzte das Mädchen. „Und so ist es auch nichts als die reine und volle Wahrheit" — fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu — „daß sich dieser Herr Sturmfeder gegen mich und Euch höchst unartig benimmt, gegen uns Alle, auch gegen meine Frau Mutter."

„Was? Gegen mich?" — brauste der Alte auf.

„Pocht er nicht auf seinen Reichthum? Setzt auch unsere Aecker und Wälder herab, wie unsern Viehstand gegen den seinigen, gegen Alles, was er sein nennt?"

„Na, wenn er reicher ist, als wir —"

„Muß man darum groß thun? Und dabei doch ein Knickebans sein? Ihr wurdet ja noch immer nicht einig über mich,

weil er nur mit einer ſo geringen Morgengabe ausrücken will, daß es eine Schmach für die Braut iſt!"

„Was Du nicht Alles weißt!" unterbrach ſie der Alte verdrießlich.

„Und wie benimmt er ſich gegen Mutter und mich? Damals beim Mittageſſen!"

„Wo Ihr ihm ein Ferkel aufgetiſcht."

„Der Herr Vater ißt das ſo gern!" entſchuldigte ſich das ſchlaue Mädchen. — „Und wenn wir den Ritter damit geneckt, ſo hätt' er's klüger aufnehmen ſollen. Aber wo iſt der verſtändig oder artlich? Lief er nicht, nachdem er noch das Backwerk ſtumm und gierig verſchluckt hatte, flugs zur Thür hinaus, ohne Gruß, ohne gratias? Warte, bis wir wieder für Dich kochen! — Und iſt's denn wahr, Vater? Iſt ſein Adel wirklich beſſer als der unſere?"

Der Alte blickte hoch auf. „Wer ſagt das?"

„Wer ſonſt, als er ſelber? In einem Kreiſe von Rittern und Junkern. Sie haben's Alle vernommen. — Wir Sturmfeder, prahlte er, waren ſchon vor dreihundert Jahren turnierfähig; zur ſelben Zeit aber diente ein Rothenburg einem meiner Ahnen noch als Knappe."

„Das iſt erlogen!" ſchrie der Freiherr, der auf ſeinen Namen und uralten Adel hielt. — „Das hätte er geſagt? Woher weißt Du's?"

„Von Einem, der dabei war!"

„Von dem Schlucker? dem Hans von Kauffungen? Dem ich längſt die Thüre gewieſen?"

„So öffne ſie ihm der Herr Vater wieder, zur Ausſage. — Er kann Euch den Umſtand ins Geſicht beſchwören, auch dem Andern. Oder fragt den Sturmfeder ſelbſt, er darf es Euch nicht wegleugnen."

„Leugnen oder nicht, Du wirſt ſein Weib."

„Der Herr Vater irrt! Ich gehe ins Kloſter."

„Wart' ich will Dir's austreiben!" — Die Hundspeitsche klatschte.

Ein neuer und lauterer Angstschrei aus dem Buschwerk. Der Freiherr wendete sich, entdeckte seine Hausfrau, die verborgen gelauscht hatte.

„Du bist's, Bärbel? Hatt' ich Dir nicht befohlen, bei Deinem Spinnrad zu verbleiben?"

„Wer denkt ans Spinnen, wenn man mir mein Kind mißhandeln und obendrein verschachern will?" trotzte die Frau, durch die Gegenwart der kühnen Tochter ermuthigt.

„Nun wird mir die auch rebellisch!" rief der Freiherr, nicht ohne Humor. — „Weiber und Pfaffen! Die machen zu schaffen! — Meine Tochter ins Kloster? Die Rothenburger Habe soll Kirchenschatz werden? Nichts da! Eher dreh' ich Dir den Hals um! — Sprich mit der Thörin, Weib, bring' sie zur Vernunft! Der Sturmfeder soll sie heimführen, mit oder ohne Morgengabe! Nur meinen alten Adel darf er mir nicht anzweifeln! Doch das wagt er auch nicht. Der Lump hat ihm das aufgebracht, der Hungerleider, der Hans von Habenichts! Ein Verleumder, ein Ehrabschneider! Dem Kerl wollen wir's Handwerk legen. — Mit so Einem willst Du ins Brautbett? Nicht eher, Gisel, als bis die heilige Jungfrau Maria Dir aus ihrem Wolkenhimmel zuruft: Du sollst ihn haben! Das schwör' ich hier bei Gott und allen seinen Heiligen! — Merk' Dir das! Setz' der Dirn den Kopf zurecht, Weib!" Damit trollte er sich von dannen.

„Armes Kind!" jammerte die gute Freifrau und umarmte ihr Töchterlein. „Wie er Dich quält, der rauhe Mann! Willst Du denn wirklich ins Kloster?"

„Wenn ich des Hans nicht werden kann, ja, Frau Mutter!" erwiderte ihr die Jungfrau beherzt. „Aber noch ist nicht aller Tage Abend! Der Kaufjungen ist jung, frisch und kräftig. Er

kann auf Turniere ziehen, ſich Preiſe erwerben. Er kann reich werden — oder wir arm. Dann ſind wir einander gleich."

„Oder der Himmel kann einſtürzen!" ſeufzte die bekümmerte Mutter.

„Wenn der Himmel zur Erde kommt, das iſt ja gut!" lachte das friſche Mädchen. „Die Liebe, das iſt unſer Himmel!"

„Du haſt nichts als das im Kopf!"

„Sprich: im Herzen." — Giſela hatte während dieſer Wechſelreden Sternblumen, weiße Glöcklein und Veilchen gepflückt, das Sträußlein mit einem Faden zuſammengebunden und einen Kuß darauf gedrückt. — „Das will ich dem Hans durch unſere getreue Zoſe hinüber zuſenden", ſagte ſie munter — „und ihn dabei an die Reimlein eines alten Minneſängers mahnen:

„Viel blumlein aus dem graſe ging,
da lieb mit armen lieb umfing;
und da das ſpil ergangen was,
da lachten blumen unde gras."

IV.

Vater-Unſer mit Hinderniſſen.

Das ehrliche und einfache Herz des wackern Junker Hans ward mit einer gewiſſen Ruhe und Sicherheit erfüllt, ſeit ein Himmelsbote ſich herbeigelaſſen, es mit ſo ſüßen Hoffnungen zu beſchwichtigen.

Der liebesſieche Ritter ſaß eben beim Morgenimbiß mit Gabriel, der ſeinem Wirthe friſchen Muth einſprach und ſich's dabei wohlſchmecken ließ, als Giſela's Zöflein in die äußerſt ſchmuckloſe Halle trat.

Das kecke und hübſche Käthchen ſtutzte beim Anblick des ſtattlichen fremden Geſellen, welcher kaum merklich, etwas gravitätiſch, doch dabei ziemlich freundlich und wohlwollend das Haupt

gegen sie neigte. Die Jungfer überreichte den bewußten Blumenstrauß nebst einem wohlversiegelten Brieflein. Hans war außer sich vor Entzücken, drückte die Blumen an seine Brust, küßte das Schreiben wohl ein dutzend Mal, bevor er es aufbrach. Er las halb für sich, mit bebenden Lippen:

„Viel blumlein aus dem graſe ging,
da lieb mit armen lieb umfing —"

Die Lektüre ging jedoch ziemlich langsam von statten. Der tapfere Ritter war nur wenig geübt, Geschriebenes zu lesen, und selber zu schreiben hatte er seit der Schulzeit nimmer versucht, auch stand noch sehr zu bezweifeln, ob ein derlei Experiment geeignet gewesen wäre, zu dem Resultate eines leicht zu entzifernden Autographen zu führen. — Nachdem er langsam und aufmerksam gelesen oder buchstabirt, und über den Inhalt des Briefleins reiflich nachgedacht, auch gewisse Weisungen der Geliebten endlich begriffen zu haben schien, wendete er sich zu der Zofe: „Sage Deiner Gebieterin nur, gute Katharine, daß ich ihr für Alles Gute und Liebe, das sie mir da mittheilt, von Herzen danke, und daß ich Alles genau befolgen will, wie sie mir's anbefohlen, daß ich den Tag, die Stunde kaum erwarten kann —"

„Und so weiter!" unterbrach ihn das muntere und pfiffige Mädchen. „Will's schon ausrichten."

„Zu einer geschriebenen Antwort" — wollte ihr der gute Hans zögernd erklären —

„Fehlt Euch Tinte und Feder! Weiß schon!" — unterbrach ihn die Zofe abermals.

„Vielleicht auch die Schreibehand!" fügte sie neckisch hinzu — „Nun, Gott sieht nur auf das Herz — und meine Fräule desgleichen. Und somit Gott zum Gruß, Junker Hans! Eure Botschaft soll Wort für Wort an die rechte Stelle kommen, verlaßt Euch nur auf mich!"

Die Vertraute der beiden Liebenden wollte sich mit einem Knix, der zur Hälfte dem hochgewachsenen Fremden galt, rasch

entfernen, als ſie gewahrte, daß der arme Ritter wie verlegen in den Taſchen ſeines Wamſes kramte. — „Gebt Euch keine Mühe!“ rief ſie ihm munter und gutmüthig zu. „Ihr findet nichts. Und ich verlange auch nichts Meine Herrin gibt mir, was ich brauche, und mehr. So Ihr aber mit des Himmels Beihilfe dereinſt zu ehrbares Ehepaar werden ſolltet, dann will ich mir von Euch Beiden meinen Kuppelpelz ausbitten — und vielleicht auch noch einen Mann dazu, um ihn mit dem warmen Pelzwerk vor Winterfroſt zu ſchützen!“

Mit dieſen Worten hüpfte das muntere Zöflein von dannen.

Hans war wie trunken vor Seligkeit, buchſtabirte ohne Aufhören an dem Liebeszettel, ſeines hohen Gaſtes völlig uneingedenk. Ein lautes Räuſpern Gabriel's weckte den Junker aus ſeinen Träumen. „Vergib, o Herr, daß ich Deiner vergaß! Aber die freudige Botſchaft“ — entſchuldigte er ſich.

„Das Freifräulein gibt Dir ein Stelldichein?“ ſagte dieſer, wie gleichgiltig.

„Woher weißt Du?“ fragte der gute Hans erſtaunt.

„Woher ich Alles weiß Von oben — Die Jungfer will ſich mit Dir insgeheim bereden über Euer künftiges Schickſal und über die Schritte, die Euch vielleicht zu einem glücklichen Ziele führen können. Der Herr hat der Fräule den Gedanken eingegeben. Ich hatte den Herrn darum gebeten“ — ſetzte der Engel beſcheiden hinzu.

„Mann Gottes! Wie ſoll ich Dir danken?“ rief der Junker entzückt

„Thu' nur nichts dergleichen von meiner Sendung, ſoll ich nicht die Hand von Dir abziehen. Hörſt Du? Nur Du darfſt mich kennen. Für den Troß der Leute bin ich ein Pilger, weiter nichts. — Und unter Anderem! Haſt Du denn die verſprochenen hundert Vater-Unſer gebetet, wie Du damals im Walde angelobt?“ fragte Gabriel mit ſtrenger Miene.

„Nicht alle" — wurde etwas kleinlaut erwidert. „Ich kam nicht dazu. Es fehlt noch —"

„Mehr als die Hälfte! Du wirst sie heute noch ausbeten" — befahl der erzürnte Gabriel — „und noch fünfzig Ave Maria dazu. Glaube nur ja nicht, daß Du mit Deiner Lässigkeit vor dem Herrn bestehst. Jedes Versäumniß von Deiner Seite wirft Dich auf Monate in Deinen Wünschen und Hoffnungen zurück. Ja, es können Jahre vergehen, und nur durch Deine Schuld, bevor sich das Gute erfüllt, das Dir bestimmt ist, allein nur für den Fall, daß Du allen Deinen Pflichten genau und gewissenhaft nachkommst."

Hans erschrak heftig und versprach, Alles zu thun, was nur in seinen Kräften — —

„Gut!" unterbrach ihn Gabriel. „So wirst Du auch Almosen geben für die Armen, Geschenke für die Kirche."

„Wenn ich nur was hätte!" seufzte der Junker.

„Dein Pachter wird Dir in den nächsten Tagen seinen Geldzins entrichten" — bemerkte der Allwissende.

Der Junker kraute sich hinter den Ohren. „Eine gar geringe Summe" — gestand er aufrichtig — „deren ich selber zum Leben bedarf und die kaum dafür ausreicht."

Gabriel strich sich den langen Bart. „Das Fräulein ist eben so fromm als reich" — bemerkte er. „Eifere sie zum Wohlthun an. Was sie statt Deiner thut, soll auch Dir angerechnet werden. Doch das wird sich finden. — Ein Stelldichein also?"

„Nächste Mittwoche, ja!" — Hans blickte wieder in den Zettel. „Wenn die Gisela zur Beicht geht, zwischen Rothenburg und St. Agathen; dort soll ich ihrer warten, im Birkengehölz —"

„Die Zofe wird sie begleiten —"

„Und ein Reisiger. Den wird sie aber auf halbem Wege zurückschicken."

„So wird es geschehen. Und bis Du sie gesprochen, so lange werde ich in Deinen Mauern verweilen."

„Mein Gott! Dann willst Du mich verlassen? Doch nicht für immer? Du, Herr? Mein Beschützer!“

„Der bin ich und will es bleiben, inwieferne Du Dich meines Schutzes nicht unwürdig erweisest. Doch ich muß auch Andere beschützen, an anderen Orten, in fremden Ländern. Genug davon. Das sind Sachen, die den Himmel angehen. — Ich lasse Dich allein. Sprich jetzt Deine Gebete. Wenn die Mittagglocke ertönt, siehst Du mich wieder.“

Gabriel entfernte sich. Hans blickte ihm bekümmert nach. „Was werd' ich dem Erzengel heute nur vorsetzen können, das seiner würdig wäre?“ dachte er in seinem guten Herzen. „Und morgen? Und übermorgen? — Ich will nur gleich ans Beten. Und dann in den Forst, ob ich uns vielleicht einen Hasen erjage oder sonst einen Braten.“

Die Vater-Unser und Ave Maria's wurden nun flugs in Angriff genommen, dazwischen aber gar oft nach dem Brieflein geblickt, der holden Gisela gedacht, nicht minder des noch fehlenden Bratens. Und so bleibt es mehr oder minder ungewiß, ob der fromme, verliebte und zerstreute Junker auch die volle Anzahl der Gebete abgetragen oder ob er sich nicht vielleicht dabei zu seiner Bequemlichkeit ein wenig verzählt habe, wie der wackere Sancho Pansa in der Zahl der Streiche, welche er behufs einer gewissen Entzauberung auf einen gewissen Theil seines Leibes sich zuzutheilen verpflichtet war.

V.

Der Beichtgang.

Der ersehnte Mittwoch war endlich angebrochen. Junker Hans harrte seit frühem Morgen in dem ihm bezeichneten Birkenwäldchen. An einer gleichfalls genau angedeuteten Stelle würde man ihn aufsuchen; bis dahin sollte er sich nicht blicken lassen.

Der gehorsame Liebhaber befolgte genau diese Weisung und lugte nur zeitweise und höchst vorsichtig aus dem dichten Gebüsch heraus, hinter welchem er verborgen stand. Wie pochte ihm aber das Herz, als er die hehre Gestalt der Geliebten auf dem einsamen Waldpfade gewahrte! Wer schritt mit ihr Hand in Hand? Die Mutter. O weh! So hatte es der vorsichtige Freiherr anbefohlen, die Mutter für die Tochter verantwortlich gemacht. Und hinter den Beiden, in geziemender Entfernung, schlenderte die muntere Zofe, ab und zu Waldblumen pflückend, und noch weiter rückwärts trabte ein steifer und plumper Reisiger oder Knappe. Dem Junker ward' übel zu Muthe. Wo die Möglichkeit, vor so vielen Zeugen mit der Einen und Einzigen, nach der ihm der Sinn stand, sich traut und insgeheim zu besprechen?

Die schöne Gisela hatte inzwischen dicht an dem Wäldchen innegehalten. Sie blickte um sich. „Hier ist das Kreuz!" sagte sie. „Auch eine Bank. Die Frau Mutter wird müde sein. Halten wir ein wenig Rast." — Und zu dem Reisigen gewendet: „Geh' voraus, Christoph!" befahl sie ihm. „Sanct Agatha liegt vor uns, und auf der Landstraße bedürfen wir Deines Schutzes nicht."

„Mein Eheherr meinte aber" — wollte die Freifrau einwenden.

„Ich nehm's auf mich!" schnitt ihr das Mädchen die Rede ab. — „Geh' nur, Christoph, melde unsere Ankunft. Unsern gehorsamsten Gruß an den Herrn Prior. Wir verlangten Beide nach Beichte und Communion, die Frau Mutter und ich, und könnten nur für eine kurze Frist im Kloster verweilen."

Der Reisige verneigte sich vor den Frauen und trabte vorwärts. Währenddessen war die Zofe auf einen Wink ihrer Gebieterin nach dem Wäldchen geschlichen; bald darauf konnte man Käthchen's Händeklatschen vernehmen. Gisela nickte zufrieden. Die Freifrau auf der Waldbank wurde aufmerksam. „Was klatscht denn die Dirne?" fragte sie.

„Weil er da ist, Frau Mutter!" erklärte ihr die Tochter.

„Wer iſt da?“

„Der Hans.“

„Gott im Himmel —“

„Bleibe die Frau Mutter nur ruhig ſitzen“ — ſuchte das Mädchen die ängſtliche Frau zu beſchwichtigen. „Es geſchieht nichts Uebles. Ich muß aber den Junker ſprechen, denn ich habe Mancherlei und höchſt Wichtiges mit ihm abzumachen.“

„Wenn aber Dein Vater erfährt —“

„Wer ſoll's ihm ſagen? Der Chriſtoph iſt fort, die Käthe iſt mir treu wie Gold und meine Mutter liebt mich, nicht wahr?“ — Die Freifrau wurde herzhaft abgeküßt.

„In einem Viertelſtündchen bin ich wieder da!“ — Damit ſchlüpfte Giſela in das Birkenwäldchen. Frau Bärbe blickte ihr ſeufzend und kopfſchüttelnd nach. Die gute Frau vermochte weder dem Gemahl Widerſtand zu leiſten, noch dem Töchterlein.

Was ſich zwei Liebende zu ſagen haben, iſt nicht für Jedermanns Ohr. Die Joſe ſchlich auch beſcheiden bei Seite. Wenn aber Giſela ihrer Mutter erklärte, ſie hätte „höchſt Wichtiges“ mit dem hübſchen Junker abzumachen, ſo iſt das nicht eben wörtlich zu nehmen. Die Beiden waren ſeit lange von einander getrennt und wollten ſich ſehen, ſprechen, ſich gegenſeitig aufs Neue ihrer Liebe verſichern. Das war die Hauptſache. Das reſolute Mädchen mochte wohl auch der Anſicht ſein, daß es nicht überflüſſig wäre, ihren zwar überaus zärtlichen und treuen, nur etwas zu weichen und jezuweilen zaghaften Liebhaber durch ihre holde Gegenwart zu ſtarken und aufzufriſchen, auf daß er nicht erlahmen möge in dem vorausſichtlich harten Kampfe um ihren dereinſtigen Beſitz.

„Den mir dieſer Herr Baldwin ſtreitig machen will!“ rief Hans ingrimmig aus.

„Gut, daß Ihr den Herrn nennt!“ meinte Giſela. „Ihr behauptet, er habe unſern alten Adel gering geſchätzt?“

„In meiner Gegenwart! Ich kann das beſchwören!“ verſetzte der Junker lebhaft. — „Es geſchah freilich im Weinrauſch.“

„Gleichviel! Es läßt ſich benützen. Vielleicht kommt die Stunde, wo Ihr ihn darüber zur Rede ſtellen oder einen Widerruf verlangen könnt, im Namen meines Vaters.“

„Mit Schwert und Speer! Ich bin dazu bereit!“ betheuerte Hans mit mehr Feuer, als man an ihn gewohnt war.

Giſela ſchien damit zufriedengeſtellt. Sie fand den wackern Junker dies Mal überhaupt weit entſchloſſener und ſelbſtbewußter als je zuvor. Weder der rauhe Freiherr, noch der wilde Baldwin ſolle ihn abſchrecken, betheuerte er dem geliebten Mädchen — noch ſeine eigene Armuth. — „Fragt wohl die reine Minne nach Geld und Gut?“ rief er begeiſtert aus. „Wir werden, ja wir müſſen uns angehören — wenn es des Himmels Wille und Beſchluß iſt! Und er iſt es — noch mehr: ich weiß, daß er es iſt!“ ſetzte er gläubig und halb geheimnißvoll hinzu. Das Mädchen ſah ihn fragend an.

„Ihr wißt? Woher wißt Ihr —?“ Der naive Junker wurde verlegen. Er hatte zu viel verrathen. — „Mehr zu ſagen iſt mir nicht erlaubt“ — ſtotterte er. „Doch wenn Ihr nur an meine Liebe glaubt, dann wird Alles gut ausgehen!“ fügte er mit Innigkeit und Wärme bei und wollte Giſela's Hand ergreifen, die ihm aber raſch entzogen wurde.

„Ihr habt alſo Geheimniſſe vor mir?“ rief das Mädchen unmuthig und mit einem ſcharfen Blick auf den bald zu verbluffenden Rittersmann.

„Nur das einzige! Bei meiner Ritterehre! Begehrt nicht, daß ich's Euch eröffne. Es iſt mir ſtrenge verboten.“

„So behaltet's bei Euch und lebt wohl!

„Nein, bleibt! Um's Himmelswillen, bleibt.“

Giſela hielt inne. „Meine Seele liegt offen vor Euch, Junker Hans“, ſagte ſie in einem ſchmerzlichen Ton und über-

ließ ihm in Wehmuth und Zerstreuung ihre Hand, die er fest hielt und mit heißen Küssen bedeckte.

Die Jungfrau schien das nicht zu gewahren und fuhr mit milderer Stimme und Betonung fort: „Mich kennt Ihr. Soll ich Euch nicht völlig kennen lernen? Nun seht! Wenn irgend etwas unserer Minne Günstiges in der Welt ist, was Euch mit frischem Muth erfüllt, gilt das nicht für mich so gut wie für Euch? Und ich soll's nicht erfahren, lieber, guter Hans?"

So einschmeichelnde Worte, dazu ein zärtlicher Druck der geliebten Hand! Wer hätte da widerstanden? — So platzte denn der treuherzige Junker mit seinem Geheimniß heraus. Der Engel Gabriel wäre ihm erschienen, in Gestalt eines Pilgers aus dem Morgenlande und hätte ihm im Namen des lieben Herrgott den einstigen Besitz seiner Gisela verheißen. — So sehr damals die ganze Christenwelt an die Möglichkeit von derlei himmlischen Erscheinungen, Versprechungen und deren Erfüllung glaubte, so lag doch im Innern des klugen Freifräuleins eine eine kleine Dosis von Skepsis verborgen. Da aber ihr Hans so fest an seinem Engel und damit um so fester an ihr selber hielt, so nahm sie die Engelserscheinung in gutem Glauben hin, erklärte sich auch bereitwillig zu frommen Gaben für die Armuth, wie für die Kirche. Das abgemacht, spazierte sie Arm in Arm mit Gabriel's Schützling, Beide einzig und allein nur mit ihrer Liebe beschäftigt.

Zu einer anderen Seite des Gehölzes konnte man das muntere Käthchen gewahren, welches sich ein schwäbisch Liedchen verträllerte.

„Ich bin a jung's Maidle
Und hätt' gern ein Schatz —
Bub, sei nur nit faul,
In mein' Herzle is Platz."

Da rauschte es in dem Buschwerk — und flugs hatte sich ein graugekleideter und hoch aufgeschossener Pilger zu der hübschen

Zofe gesellt und ein Gespräch mit ihr angeknüpft. Sie schienen auch bald bekannt und vertraulich mit einander geworden. Zu rechter Zeit erinnerte sich aber die Zofe ihrer Herrin und der Pilger verlor sich wieder ins Dickicht.

Als sich die treue Zofe dem Liebespaar näherte, war Gisela eben bemüht, sich einer Umarmung des kühn gewordenen Junkers zu entwinden.

Die gute Freifrau saß inzwischen geduldig auf der Bank vor dem Kreuz und betete für ihr Töchterlein, welches in Begleitung der Zofe und hochrothen Angesichtes endlich aus dem Wäldchen zurückkehrte. Aus dem Viertelstündchen waren bei anderthalb Stunden geworden.

Die Mutter fand aber nicht den Muth, das Mädchen auszuzanken. „Die Dirnen sind eben jetzt anders, als zu meiner Zeit!“ dachte sie im Stillen und entschuldigte das „ruschlige Wesen“ ihres lieben Töchterleins.

Hierauf ging es raschen Schrittes nach Sanct Agathen. Ob die schöne Gisela dort alle ihre Sünden gebeichtet, darüber verlautet nichts Bestimmtes.

VI.

Wär' ich der liebe Gott!

Daß Junker Hans den Rest des beglückenden Tages, Speise und Trank vergessend, wie ein seliger Geist gleichsam in den Wolken schwebte, wird jeder Liebende begreiflich finden. Er strich in süßer Unruhe die Kreuz und die Quer in den Wäldern herum; erst im Abenddunkel kehrte er zu seinen geschwärzten Mauern zurück. Dort saß der Pilger in der oden Halle, einen Humpen und ein Gerstenbrot vor sich. Hans eilte auf ihn zu.

„Vergib, o Herr, daß ich Dich auf den Imbiß warten ließ!“ wollte er sich entschuldigen.

„Ich bedarf nur wenig" — erwiderte Gabriel kurz und biß in den harten Brotwecken. — „Du haſt alſo das Freifräulein geſprochen —"

„Ach ja! Und ſie war ſo gut, ſo himmliſch gut —"

„Ich weiß — Was brauchſt Du mir's zu erzählen? Ich weiß noch mehr, weiß Alles. Du haſt ihr auch von mir geſprochen! Von dem Pilger, gelt?"

Hans konnte den blitzenden Blick des Engels nicht ertragen. Er ſchlug die Augen nieder und verſtummte.

„Ich werde morgen abreiſen" — verkündigte ihm Gabriel nach einer Pauſe.

„Morgen ſchon?"

„Und Du wirſt mich niemals wiederſehen."

„Mein Gott! nicht wieder?"

„Menſch, Du haſt mich und meine Sendung verrathen! Das war Dir doch ſtrenge unterſagt."

„Nur vor dem Troß der Leute ſollt' ich ſchweigen, hieß es!" verſetzte der Junker raſch. „Ich dachte aber, meine Giſela und ich ſeien Eins und dasſelbe. Darf ich vor ihr ein Geheimniß haben? — Und biſt Du nicht unſer Beider Beſchützer?" fügte er ſchmeichelnd hinzu.

„Du haſt mein Gebot übertreten" — erwiderte Gabriel ſtreng — „und ich hätte gute Luſt, meine Hand völlig von Dir abzuziehen. Nur der unſchuldigen Jungfrau wegen, und da Du ſelber ſonſt ein guter Burſche biſt und mehr aus Ungeſchick fehlteſt als aus böſem Willen, will ich Dir für dies Mal noch verzeihen."

Der Junker küßte mit Inbrunſt die ihm dargeſtreckte rauhe Hand des Pilgers. — Der einzige Knecht des armen Ritters trat in die Halle, brachte die rauchige Oellampe und ſetzte ſpäter das karge Nachtmahl auf. Hans war trotz ſeiner zarten Minne völlig ausgehungert und halb verdurſtet und ſchien auch bereit, ſich über die Wurſt und den Wein alſogleich herzumachen.

„Halte ein!“ befahl Gabriel. „Eigentlich sollt' ich Dich ein paar Tage fasten lassen. — Sieh' jedenfalls erst, was dort für Dich erliegt.“ — Er wies auf ein versiegeltes Päckchen.

„Von ihr?“ rief Hans entzückt und schob augenblicklich das Essen bei Seite.

„Die Zofe hat es gebracht.“

Der Junker öffnete das Päckchen begierig. Verschiedenes Geschmeide und mehrere Goldstücke rollten heraus. Ein Zettel lag dabei. Hans las oder buchstabirte: „Meine geringe Gabe für die Armuth und für die Kirche. Der werthe Junker mag das vertheilen nach seinem Belieben. Die von ihren heutigen wie früheren Sünden freigesprochen werden — Gisela, Freifräulein auf und zu Rothenburg.“

Hans küßte den Zettel unter Thränen der Rührung.

„Du sollst also den Tand vertheilen“ — bemerkte Gabriel.

„Das laß ich Dir über, hoher Herr!“ sagte der Junker und schob ihm die Kostbarkeiten zu, welche der Pilger mit einem gleichgiltigen: „Sei's denn!“ in seine weite Tasche steckte.

Hierauf schmausten und becherten sie Beide mit dem vollsten Wohlbehagen und unter vertraulichen Gesprächen. Der Wein macht redselig. Auch Gabriel erwies sich dabei nicht zurückhaltend, und so wurden dem Junker im Laufe des Abends so manche himmlische Mysterien kundgethan. Er erfuhr, daß es dem Engel von Seite des „Ewigen“ gestattet worden, in jedem Jahrhundert für einige Zeit in menschlicher Gestalt auf der Erde zu erscheinen, um diesem oder jenem Auserwählten nach Gutdünken hilfreich beizustehen.

„So hatt' ich mein Auge auch auf Dich gerichtet, mein Sohn, als ich Dich im Walde in arger Herzensbeklemmung antraf“ — erklärte sich Gabriel — „und ich hielt es für meine Pflicht, Dich dem Fürsten der Hölle zu entreißen, welchen Du in Deinem bethörten Sinne damals eben herbeirufen wolltest.“

Der Junker nickte renig und dankbar mit dem Haupte. — „Dermalen kehre ich aber nach dem Orient zurück, von wannen ich unlängst hergekommen" — berichtete Gabriel des Weiteren. „Die Zeit der Kreuzzüge ist längst vorüber, aber noch immer verloben sich tapfere und fromme Ritter nach Jerusalem, um den Kampf gegen die Heiden wieder aufzunehmen, und so schmachtet dort mancher gefangene Edle oder Knappe in Banden und Ketten der Ungläubigen. Dem Würdigen mag Hilfe oder wenigstens Trost werden, ohne Rücksicht auf Stand und Rang. Vor Gott sind wir Alle gleich. Allein: hilf Dir selber! Das ist die Menschenlösung. Und so that auch ich!" — Der Engel blinzelte behaglich mit den Augen und that dazu einen herzhaften Zug.

„Du, hoher Herr?" fragte Hans in Erwartung.

„Das heißt, nicht an mir selber" — verbesserte sich Gabriel — „sondern an einem gemeinen Knecht. Im Getümmel der Schlacht hatte ihn der Säbelhieb eines Saracenen getroffen — hier an der Stirne. So lag er unter den Todten. Die Heiden fanden aber noch Leben in ihm, und so schleppten sie ihn mit sich. Da es aber ein frischer und lustiger Geselle war, der auch Märchen und andere Schwänke zu erzählen wußte, woran die Ungläubigen ein besonderes Gefallen haben, so wurde er weit besser behandelt als die übrigen Gefangenen, und durfte, wenn auch in Ketten, Garten- und andere leichtere Hausarbeiten verrichten. Das ging so durch ein paar Jahre fort. Währenddessen bemächtigte sich aber des armen Menschen eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner schwäbischen Heimat; er bat auch täglich inbrünstig zu Gott um Befreiung aus seiner Sklaverei. Es scheint, daß er zu mir noch ein besonderes Vertrauen hatte, da er auf meinen Namen getauft worden; darum hört' ich ihn auch häufig ausrufen: „Gabriel hilf!" — So erbarmt' ich mich denn seiner und ließ ein vornehmes Saracenenweib, welches häufig den Garten besuchte, in Liebe zu dem nicht üblen Knechte entbrennen. Durch ihre Beihilfe entkam er den blinden Heiden. Um aber

die Flucht der Beiden zu sichern, blieb ich in der Gestalt des Knechtes — es ist dieselbe, in welcher Du mich hier erblickst — durch drei Tage und Nächte in der Gefangenschaft zurück. So hatten die Flüchtigen einen Vorsprung."

„Und Euer Täufling ist glücklich entkommen?"

„Nach mancherlei Abenteuern und Fährlichkeiten. Und so ist er auch schließlich mit anderen seiner Gesellen in sein Schwabenland zurückgekehrt."

„Gewiß an der Hand seiner edlen Befreierin?" fragte Hans mit Ueberzeugung.

„Bei Leibe!" versetzte Gabriel ruhig und that einen neuen Zug. „Die Heidin verlor er oder sie verlor sich unter Weges. — Warum betrachtest Du mich so aufmerksam?"

„Die Schramme da auf Deiner Stirne, Herr! Sie mahnt mich an den Knecht."

Gabriel mußte lächeln. „Meine Schramme" — erklärte er seinem gläubigen Zuhörer — „stammt von einer ganz andern Wunde her, die mir schon vor vielen Jahrtausenden zutheil ward, als wir Engel des Lichtes uns mit Satan und den Seinigen gar tüchtig herumschlugen. — Aber es wird spät, und die Lampe will erlöschen. Laß uns unser Nachtlager aufsuchen."

Am nächsten Morgen nahm der Engel Abschied von dem Junker und versprach, in einigen Wochen wiederzukehren.

„Aus dem Orient? Hin und zurück? In so kurzer Zeit? Wie ist das möglich?" fragte Hans verwundert.

„Wenn man auf den Flügeln des Windes fährt, mein Kind!" belehrte ihn Gabriel gelassen. — „Harre inzwischen meiner Rückkehr in Demuth und Geduld, bete fleißig und sammle Spargut für die Armen. — Es wird Dir vielleicht, während ich abwesend bin, manches Ungemach zustoßen; das ertrage, wie es dem frommen Christen geziemt. Eins aber halte Dir fest vor Augen: Du wirst das Freifräulein heimführen, und Deine Trümmerburg da wird sich neu wieder aufbauen. Denn das ist

des Himmels Beſchluß, und darum wird er ſich erfüllen — und wär's auch erſt nach Jahren."

Mit dieſen tröſtenden Worten ſchied der gute Engel. — Hans ſah ihm lange nach. Wie gläubig der fromme Junker auch war, ſo regten ſich doch in ſeiner kindlichen Seele einige Zweifel und leiſe Bedenken.

„Erſt nach Jahren!" ſeufzte er. „Der Himmel vermag ja Alles! Will er uns wirklich helfen, warum thut er's nicht gleich? — War' ich der liebe Gott, ich machte alle Menſchen glücklich, und es ſollte gar kein Uebel mehr auf der Welt ſein."

VII.

Verſchiedene Kataſtrophen.

In unſerem lieben römiſch-deutſchen Reiche ging es zu der Zeit, in welcher dieſe kleine Hiſtorie ſpielt, das iſt etwa gegen Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, noch ziemlich unruhig, auch gar gewaltſam her. Das Fauſtrecht, oder beſſer die Fauſtgewalt war vorherrſchend, trotz des Landfriedens, welcher bereits im Jahre 1290 auch in Schwaben und Franken eingeführt worden; man kehrte ſich aber nur wenig daran. In Schwaben hauſte ein tüchtiges und emſig fleißiges, doch zugleich lebhaftes, dabei ziemlich raufluſtiges Geſchlecht, ſo daß der Fehden und Raubzüge kein Ende ward. Die Ritter und Edlen bekämpften ſich unter einander, der Adel zog gegen die Städte zu Felde, welche gehörig gezwackt wurden, bis ſie ſich endlich zu gewiſſen Schutz- und Trutzbündniſſen vereinigten. Dieſen ſtellte die Ritterſchaft nun gleichfalls ihre Vereinigungen, zuletzt den großen „ſchwäbiſchen Bund" entgegen, was jedoch nichts Weiteres zur Folge hatte, als daß die kleinen Einzelnfehden ſich in eigentliche Kriegszüge umwandelten, an denen ſich gelegentlich auch die Schweizer betheiligten, nicht minder Oeſterreich und Frankreich.

Das ging so bis zu dem sogenannten „ewigen Landfrieden" des Kaiser Max und noch etwas darüber hinaus. — Das Alles sei nur im Vorübergehen erwähnt, um den Schauplatz etwas näher zu bezeichnen, auf welchem sich unsere Liebenden bewegen mußten, sowie das Element, in welchem sie selber mehr oder minder befangen waren.

Was zählte ein armer Ritter, einem reichen und mächtigen gegenüber? Unser Hans von Kauffungen besaß nichts als seinen adeligen Namen, seinen Arm und sein Schwert; Baldwin von Sturmfeder dagegen mit seinen Gütern, seinen Genossen und Vasallen war eine kleine schwäbische Macht. Er fühlte sich auch als solche und glaubte dem alten Freiherrn von Rothenburg keine geringe Ehre zu erweisen, wenn er sich herbeiließ, die schöne und stolze Gisela heimzuführen. Den schlauen Alten aber, so wenig er sich's merken ließ, verlangte es von Herzen nach einem so angesehenen Eidam. Er hatte keinen Sohn und fühlte seine Kraft wie seinen Einfluß in der Ritterschaft von Jahr zu Jahr schwinden; darum bedurfte er fremder Stütze, auch seinen zanksüchtigen Nachbarn gegenüber, welche jeden Augenblick bereit waren, ihm eine Wiese, einen Wald, oder sonst einen mehr oder minder strittigen Theil seiner Besitzungen abzujagen. Im Bunde mit einem Sturmfeder hatte er nun freilich nichts derlei Uebles mehr zu besorgen; nur ging es ihm nicht aus dem Kopf, daß sich Herr Baldwin in seinem Hochmuth oder Uebermuth über den Adel der Rothenburger abfällig geäußert haben sollte. Der ob des ihm vorgesetzten Fertels erzürnte Freier hatte sich überdies seit jenem Trinkgelage trotz wiederholt erfolgter Einladungen nicht wieder auf der Burg blicken lassen. Das wurmte den Freiherrn.

„Verachtet er mich? Das soll ihm nicht ungestraft hingehen!"

Er blickte nach Schwert und Schild, die in der Halle hingen, und seufzte dabei. Wie sollt' er's gegen den junglräftigen Sturmfeder ausrichten? Er fühlte sich alt und gebrochen.

„Hätt' ich einen männlichen Nachkommen!" rief er schmerzlich aus. — „Wer übernimmt meine Sache?" — Betrübt und erschöpft warf er sich in seinen Sorgenstuhl.

An demselben Tag trat Junker Hans, nachdem er sich, nur mit seiner Minne beschäftigt, genugsam im Walde herumgetrieben, in sein einsames und kahles Gemach. Auf dem wackelnden Steintisch gewahrte er eine Pergamentrolle. Vielleicht von seiner Gisela!

Er langte begierig nach der Schrift. Wie erstaunte er aber, als er, die derben Handzüge entziffernd, las:

„Begib Dich allsogleich zu dem Edlen von Sturmfeder und verlange von ihm, daß er seine ehrenrührige Behauptung in Betreff des Adels der Familie Rothenburg stracks widerrufe.

Gabriel, derzeit in Jerusalem."

Wie kam der Brief aus so weiter Ferne und in so kurzer Zeit hieher? Denn seit der Abreise des Engels war nur ein Verlauf von wenig Tagen. Das Schreiben war da. Der darum befragte Knecht wußte um das „wieso und durch wen" keine Auskunft. Ein Wunder also! Das gab die natürlichste Erklärung. — Unser guter Junker erinnerte sich der Unterredung mit seiner Gisela, welche nach Umständen eine ähnliche ritterliche Dienstleistung von ihm verlangt hatte wie dermalen sein Schutzengel. Er versäumte daher keinen Augenblick, seinen Nebenbuhler aufzusuchen, welcher ihn mit ziemlich frauer Miene empfing, und als er vernahm, um was es sich handelte, eine höhnische Lache aufschlug, ohne sich zu irgend einer weiteren Erklärung oder Erörterung herbeilassen zu wollen. Junker Hans gerieth hierauf in Hitze, warf seinem Gegner den Handschuh vor die Füße und forderte ihn zu einem Zweikampf auf Leben und Tod, in Gegenwart ihrer beiderseitigen Freunde und Genossen. Balduin war damit einverstanden. An dem zu dem Kampfe festgesetzten Tage gingen nun die Beiden wüthend auf einander los, hieben drein, daß die Funken stoben, aber auch das helle Blut rann ihnen

bald aus mehreren Wunden bis zu ihrer gegenseitigen völligen Erschöpfung. Baldwin schien einer Ohnmacht nahe. Da traten seine Anhänger dazwischen, machten dem Dreinschlagen ein Ende. Auch unser Hans war übel zugerichtet worden, seine Sinne schwanden ihm. Er mußte in einer Tragbahre nach Hause gebracht werden.

Die Kunde von dem Zweikampfe gelangte natürlich bald zu des Freiherrn Ohren. Daß der von ihm verachtete Kaufjungen die Sache der Rothenburger zu der seinigen gemacht hatte, erfüllte den Alten mehr mit Aerger als mit Anerkennung dieser edlen That. — „Will sich der Bursche damit unsere Gisel erschleichen? Es bleibt bei meinem Worte, das ich nun und nimmer breche. Die Jungfrau Maria müßt' erst aus dem Himmel kommen und des Mädels Hand in die des Junkers legen!" — Also äußerte er sich zu seiner Hausfrau, in Gegenwart der getreuen Zofe, welche schelmisch und schlau dazu lächelte.

Die schöne Gisela war nicht daheim. Nach schwer erhaltener Erlaubniß von Seite des Vaters war sie früh Morgens in Begleitung des Reisigen nach St. Agatha gewandelt, um dort den Tag mit ihrer Gespielin, der Novize Maria von Helfenstein, zuzubringen. Inzwischen war es Abend und beinahe Nacht geworden. Die Eltern erwarteten das Töchterlein vergebens. Die Mutter gerieth in Todesangst und zerfloß in Thränen, der Alte tobte und raste. Er verschwor sich hoch und theuer, die Dirne sogleich nach ihrer Rückkehr in den Thurm zu schmeißen; dort sollte sie mindestens vierzehn Tage bei Wasser und Brot für ihr langes Ausbleiben büßen; dem Christof aber würde er eigenhändig die Ohren abschneiden. — So äußert sich der Schmerz verschieden. Da erfuhr man das Wahre an der Sache. Die Kunde von dem Zweikampf war auch in das stille Kloster gedrungen, und zwar mit verschiedentlichen Zusätzen, Ausschmückungen und gelegentlichen Vergrößerungen. Den armen Junker Hans hatte die erfinderische Fama seinen schweren Wunden bereits erliegen lassen

und ihn somit kurzweg in ein „besseres Jenseits“ hinüber befördert. Auf diese entsetzliche Neuigkeit verfiel die liebende Gisela in heftige Zuckungen, sie schrie laut auf und jammerte, daß es einen Stein erbarmen mochte, bis sie zuletzt erschöpft die Augen schloß und in einer Art Starrkrampf niedersank, aus welchem sie nicht wieder ins Leben zu rufen war. So mußte man sie in dem Frauenkloster zurückbehalten und sie der Obhut der Nonnen überlassen. Also meldete der Knecht, der erst gegen Mitternacht heimgekehrt war.

„Unsere arme Fräule liegt da, schneeweiß und rührt sich nicht!“ berichtete er und wischte sich die Augen. „'s ist wohl aus mit ihr! Gott verleihe ihr die ewige Ruh', und Gnade ihrer armen Seel'!“ setzte er mitleidig hinzu und schlug ein Kreuz.

„Nein! Das ist nicht möglich! So hart wird mich der Himmel nicht strafen!“ rief die Freifrau aus. — „Laß die Zelter satteln!“ befahl sie dem Knecht mit ungewöhnlicher Energie. „Wir reiten hinüber, ich, die Käthe und Du!“

Der Knecht sah erst fragend seinen strengen Gebieter an, welcher stumm und zustimmend mit dem Kopfe nickte. Die plötzliche Entschiedenheit seiner sonst so unterthänigen Bärbe hatte ihn überrascht, die Trauerkunde den rauhen Mann selber überwältigt. Er war in einen Armsessel gesunken.

„Reitet mit Gott!“ sagte er wehmüthig, mit gebrochener Stimme. „Ich kann Euch nicht begleiten. Ich bin zu schwach dafür, vermag mich kaum aufrecht zu halten. Ist die Gisel todt, dann ist ja Alles aus! Aber vielleicht findet ihr sie noch am Leben.“

Er reichte seiner Frau mit einem freundlichen, ja beinahe zärtlichen Blicke die Hand. Das war seit Jahren nicht geschehen.

„Wäret Ihr immer ein so guter Gemahl und guter Vater“, sagte die Freifrau mit Sanftmuth — „wir hätten alle miteinander ein besseres Leben.“

VIII.

Erinnerung an den Eidschwur im Burgzwinger.

So lagen nun die Liebenden, elendiglich krank, von einander getrennt, Keines um das Andere wissend, beide gänzlich bewußtlos. Der kräftige Junker kam zwar bald wieder zu sich und pflegte seine Wunden, deren sich keine als besonders gefährlich erwies. Sein Gegner und Nebenbuhler war weit schlimmer weggekommen. Hansens letzter gewaltiger Schwertbieb hatte ihm die Gehirnschale nicht unbedeutend verletzt, und die Chirurgie, die damals noch in der Kindheit lag, wußte sich kaum Rathes, auf welche Art und Weise die klaffende Kopfspalte wieder zusammenzufügen wäre. Zuletzt that man in dem verzweifelten Falle wie häufig in unseren Tagen: man überließ die Heilung des Schwerbeschädigten der Zeit und der guten Natur des Patienten.

Die schöne Gisela, welche durch eine geraume Zeit starr und besinnungslos in der Klosterzelle gelegen, schien nur zu einem dämmernden Dasein zu erwachen, um in gewissen Fieberphantasien, gleich der reizenden Ophelia, mehr von ihrer Liebesbrunst zu verrathen, als gerade nöthig war. Nachdem die eigentliche Krankheit sich ausgetobt hatte, blieb noch die äußerste Schwäche und eine stille Melancholie zurück.

Längst hatte man der schwer Bekümmerten mitgetheilt, daß der Junker nichts weniger als gestorben, sondern nur verwundet, auch bereits in der Genesung begriffen wäre.

Die Kranke lächelte ungläubig dazu. Hans ist todt! Das war ihre fixe Idee. Und aus dem Kloster wollte sie nicht wieder heraus. Mit eigener Hand verschnitt sie ihr wundervares goldgelbes Haar und verlangte ein Novizenhabit.

„Ich bin des Himmels Braut!“ erklärte sie ihren Eltern mit Entschiedenheit in Gegenwart des Priors, der ihren frommen Entschluß als eine Fügung Gottes und der heiligen Jungfrau

Maria anerkannte, für welche Gisela von jeher eine besondere Verehrung gehegt. Der alte Freiherr, der seine Tochter bereits für verloren gehalten, gewöhnte sich nach und nach an den Klostergedanken.

„So bleibt uns das Kind doch wenigstens am Leben!“ tröstete er sich und seine Hausfrau. Die Freifrau dachte aber anders. Die Tochter sollte zu neuem frischen Leben völlig wieder aufwachen und auch ins treue liebe Elternhaus zurückkehren. In diesem Sinne hielt sie wiederholte und geheime Zwiesprach mit der klugen Zofe, deren Köpfchen ein gewisses Project ausgeheckt hatte, mit welchem sich die Freifrau nach einigem Bedenken zuletzt einverstanden erklärte.

An einem Sonntag Vormittag saßen Mutter und Tochter in Gisela's Zelle Hand in Hand traulich zusammen. Gisela war von wenig Worten. Umso redseliger erwies sich die Freifrau, gegen ihre sonstige Art und Weise. Sie erzählte von Nachbarn und Gevatterinnen, von Hochzeiten und Kindtaufen, von dem heurigen, besonders fruchtbaren Sommer, dem vielen Obst, das sie einsieden wollte; auch kam der Hühnerhof zur Sprache und die Leinwandbleiche. Gisela hörte schmerzlich lächelnd zu. Kein Zweifel, die gute Mutter wollte sie aufheitern. Doch wie ist mir zu helfen? dach'te das Mädchen bei sich selbst. — Die Freifrau hatte inzwischen wiederholt und wie in Erwartung nach der Eingangsthür geblickt, und als diese sich öffnete, schrak sie beinahe zusammen. Die Oberin war eingetreten. Ein junger Rittersmann harre vor der Klosterpforte, meldete Mutter Brigitta, und verlange die Frauen zu sprechen. Ob sie seine Botschaft vernehmen wollten? Ob er hinter dem Gitter des Sprechzimmers vorkommen dürfe?

Die Freifrau war damit einverstanden. „Komm' mit uns, liebes Kind“ — sagte sie im Aufstehen und zog Gisela mit sich — „wir wollen vernehmen, was uns der Fremde mitzutheilen hat. Du kommst dabei aus Deiner engen Zelle, es ist eine Abwechslung und es wird Dich zerstreuen.“

Als sie hinunter kamen, trat ihnen die Zofe entgegen. „Schreck' sich die Fräule nicht!" rief sie der Kranken zu. „'s ist ein guter Bekannter, der in einem Zweikampf verwundet worden. Darum sieht er ein Bissel blaß. 's ist auch sein erster Ausgang."

„Ihr wollt mir's weißmachen!" — versetzte Gisela beunruhigt.

„Macht nur die Augen groß auf!" mahnte das muntere Kätbchen — „und Ihr werdet schauen, was Euch nicht zuwider sein soll!"

Unter diesen Reden waren sie in das Sprechzimmer gelangt. Wer erschien hinter dem Gitter? Junker Hans. „Gisela!" rief er — „liebes Freifräulein!" und streckte die Arme nach ihr aus, die er nicht erreichen konnte.

„Ein Geist!" schrie Gisela erblassend und zurückweichend.

„Nein, nein! Ich bin es selbst. Reicht mir Eure Hand, fühlt die meine!" sprach der Junker bewegt und zwängte die eine Hand durch das enge Gitter.

„Das ist gegen die Klostergesetze!" mahnte die Oberin, dazwischentretend.

„Dürft Ihr nicht seine Hand ergreifen, ehrwürdige Mutter?" meinte die Freifrau — „damit sich das Kind überzeuge, der Herr dort sei von Fleisch und Blut und kein Gespenst oder bloßer Schatten."

Die Matrone entschloß sich zu dem bedenklichen Schritte. Der Junker ergriff ihre Hand und küßte sie. „Bringt das dem Fräulein!" rief der naive Hans mit einem zärtlichen Blick auf das Mädchen, welches nicht minder erröthete als die fromme Oberin, die ihre mageren Finger eiligst aus der Faust des Ritters zog.

Diese flüchtige Begegnung mit dem Manne ihres Herzens hatte einen äußerst günstigen Einfluß auf den Gemüthszustand der innig liebenden Jungfrau. Ihr treuer Hans lebte! Das erfüllte sie mit frischer Hoffnung. Ihre Jugendkraft überwand

zugleich den letzten Rest des körperlichen Uebels, ihre rosigen Wangen färbten sich aufs Neue, die glanzvollen Augen strahlten wie früher, und es steht zu vermuthen, daß man den Verlust des reichen vollen Haupthaares im Stillen bedauerte. Doch mit achtzehn Jahren ist das wieder einzubringen! — Auch ihren Klosterberuf schien unsere Gisela nicht gar so ernsthaft zu nehmen, da sie sich mit leichter Mühe bereden ließ, das Novizenkleid wieder abzulegen und in das Elternhaus zurückzukehren, zum großen Aerger des Priors. Die Beute, die er bereits festzuhalten vermeinte, war ihm aus den Händen entschlüpft; da aber der Freiherr auf Gisela's Bitte dem Kloster eine reiche Geldgabe, gewissermaßen als Lösung für die Person der Novize zukommen ließ, mußte sich der Schirmherr von St. Agathen einstweilen damit zufriedenstellen.

Vater und Mutter nahmen das wiedergefundene Kind mit Jubel auf. Der rauhe Freiherr war milder geworden, auch seiner besseren Ehehälfte gegenüber; der drohende Verlust der einzigen Tochter hatte ihn gesänftigt, und so herrschte bald das freundlichste und traulichste Verhältniß zwischen allen dreien. Auch die wilden Trinkgelage hatten inzwischen ein Ende genommen, nur ein paar gute Nachbarn und alte Freunde sprachen bisweilen zu und fanden in der nunmehr einig gewordenen Familie die herzlichste Aufnahme. Da der alte Freiherr kein Wort mehr fallen ließ über die projectirte Verbindung Gisela's mit dem übel zugerichteten Ritter Baldwin, so fühlte auch das Mädchen durchaus kein Bedürfniß, der fatalen Sache zu erwähnen; dagegen sorgte die zärtliche Tochter für das Behagen und die Bequemlichkeit des alten Vaters, dessen Gebrechlichkeit sichtbar zunahm, und überhäufte ihn mit Aufmerksamkeiten wie mit Liebkosungen. Der Alte ließ sich das schmunzelnd gefallen. Nach alter Gewohnheit ritt er jeden Vormittag in seinen Wäldern und Forsten herum, theils um dem Waldstande oder den Förstern und Holzknechten nachzusehen, theils um irgend ein Wild zu

erjagen. Der Ritt wurde ihm bisweilen sauer, was er sich aber nicht eingestand; vielmehr ließ er sich nach Art der Greise ob seiner noch frischen Rührigkeit von Frau und Tochter wie Genossen und Freunden nicht ungern loben und bewundern. Doch trug sich ihm Gisela, wenn sie ihn sein Roß mühselig besteigen sah, bisweilen zur Begleiterin an, da sie bei sich erwog, dem einsamen und unbehilflichen Reiter könnte leicht ein Unfall begegnen. Der Alte nahm nach Laune und Stimmung ihre Begleitung an oder lehnte sie ab, für welchen letzteren Fall die sorgsame Tochter flugs ihren Zelter satteln ließ und ihrem Vater im Verborgenen nachtrabte. Eines Morgens fühlte sich aber der Alte besonders frisch und aufgeweckt, hieß das Töchterlein daheim verweilen und einen guten Imbiß bereiten; darauf küßte er das Mädchen herzhaft, schüttelte seiner Ehehälfte die Hand, schwang sich aufs Pferd, fast ohne Beihilfe, und trabte munter davon. Gisela blieb also zu Hause. — Nach ein paar Stunden kehrte der Freiherr eben so frisch und heiter zurück, sprach bei Tische den Speisen wie dem Weine gehörig zu, schwatzte fröhlich und guter Dinge.

Gisela, die ihren Vater und seine Art und Weise genau kannte, streichelte dem Alten das spärliche graue Haar und fragte mit schlauer Miene: „Was gibt's, Herr Vater? Euch ist heute was ganz Besonderes begegnet!"

„Hör' doch die Dirne, Alte!" rief der Freiherr munter aus.

„Was gab's denn also?" fragte das Mädchen, den Ellenbogen auf den Tisch und das Köpfchen auf die Hand gestützt, wie in Erwartung.

„Was soll's geben?" versetzte der Rothenburger, guter Laune. „Einen Krüppel, einen elendiglichen Krüppel gibt's! Wohl für sein ganzes Leben!"

„Und darüber freut sich mein Vater?" meinte die Tochter mißbilligend.

„Weil's der Mensch um mich verdient hat!" erwiderte der Freiherr ernsthaft. — „Denkt Euch, Kinder! Als ich so in

frischer Kraft durch den Wald reite, wer schleicht da von weitem? Ein Ritter im Hauswamms, mit verbundenem Kopf, einen Arm in der Schlinge, mühsam einherhinkend, von zwei Knechten geführt. Der wunde Mann machte wohl seinen ersten Ausgang nach langem Siechthum. Sein Schloß lag in nächster Nähe, denn ich ritt hart an der Grenze meines und seines Gebietes. Als er mich gewahrte, wendete er seinen Kopf unwillig nach rückwärts. Nun, wer war's? Habt Ihr's nicht errathen?

Gisela schwieg. Frau Bärbe fragte mit ihrer sanften Stimme mitleidig: „Vielleicht der arme Herr Baldwin von Sturmfeder?"

„Der Arme! Nun ja. Doch warum hat er sich über unsern guten und uralten Adel mißfällig und lügenhaft geäußert? Viele Ritter und Edle haben mir das bestätigt und bekräftigt, und der „Andere" hat ihm einen Denkzettel fürs Leben darob ertheilt. — Ich muß es dem Andern danken", fuhr der Freiherr fort, mit einem Blick auf Gisela — „aber nicht mehr. Du sollst auch nicht des Mannes Hausfrau werden, der uns so schwer beleidigt hat."

Gisela küßte dem Vater inbrünstig die Hand, die er ihr dargereicht.

„Aber auch der Andere ist nicht der Mann für Dich. Fürs Erste ist er arm und gilt nur wenig im Lande. Und dann — es bindet mich mein Wort, mein Eid, Du weißt!"

„Ein Eid, lieber Vater?" fragte Gisela herabgestimmt.

„Hab' ich's nicht damals im Burgzwinger geschworen? Bei Gott und allen Heiligen! Mach', daß Dir die Jungfrau Maria, zu der Du immer betest, ein Zeichen gibt, sie sei mit dieser Heirat einverstanden. Sonst wird im Leben nichts d'raus. Seinen Eidschwur muß man halten."

Gisela ließ das Köpfchen sinken, und stille Thränen träufelten aus ihren schönen Augen. Die Zofe, welche eben den Tisch abräumte, hatte die letzten Reden vernommen und lächelte schelmisch dazu, wie das ihre Gewohnheit war.

IX.

Der verweigerte Einlaß.

Junker Hans saß einsam und verdüstert in seiner öden Halle. Seit jener flüchtigen Begegnung im Frauenkloster hatte er die Geliebte nicht wieder gesehen, auch hatte er durch die treue Zofe in Erfahrung gebracht, daß Gisela jedes weitere Zusammentreffen mit ihm einstweilen vermeiden müsse. Ihr Wort, das sie dem Vater gegeben, binde sie. — „Aber nur Muth, edler Junker!“ rief ihm das hübsche Käthchen zu. „Kommt Zeit, kommt Rath. Euer Nebenbuhler ist für immer bei Seite gestellt. Damit tröstet Euch vorderhand! und für das Uebrige laßt den Himmel, sowie kluge und anstellige Menschen sorgen.“

„Den Himmel!“ rief Hans unmuthig aus, nachdem sich das Zöflein entfernt hatte. — „Er hat mich verlassen! Der Engel hatte mir's ja voraus gesagt: ich würde Ungemach erdulden müssen. Meinte er meine Wunden? die zähl' ich für nichts! Aber mein Herz, das auf den Tod betrübt ist! Und kein Beistand, keine Hilfe, kein Trost, keine Aussicht auf Besserwerden.“

Mitten unter diesen Wehklagen fiel durch das scheibenlose Fenster etwas Schweres auf den Estrich. Der Junker erhob sich langsam, griff nach dem Gegenstande. Es war ein Pergamentblatt, um einen Stein gewickelt. Er löste das Blatt und las:

„Begib Dich alsogleich wohlbewaffnet in den Rothenburgerwald. Schreite zwischen der Wolfsschlucht und dem Sturzbach eine Weile auf und nieder. Dort wird sich etwas ereignen, woran Du theilnehmen sollst und das Dich Deinen Herzenswünschen näher bringen kann.

Gabriel, derzeit in Jericho.“

„So bin ich nicht völlig aufgegeben! Mein Schutzengel mahnt mich!“ rief Hans ermuthigt, ergriff Schwert und Speer und eilte in den Wald nach der bezeichneten Stelle.

Seit einiger Zeit hatten sich in Franken und Schwaben gewisse unheimliche Gesellen herumgetrieben, landläufige Strolche, welche die Gegend unsicher machten. Es hieß, es wären Reste einer Schar von Söldlingen, die von einem verunglückten Kriegszuge nach dem gelobten Lande in ihre Heimat zurückgekehrt waren, ihrer Brotherren und Führer beraubt, deren Knochen längst auf heiligem Boden bleichten. Die abgemagerten und abgehärmten Burschen schlichen nun barfüßig einher, und kaum als Kleider zu bezeichnende, abgerissene und schmutzige Fetzen hingen ihnen um den dürren Leib, bedeckten zur Noth seine Blöße. Viele von ihnen klopften als demüthige Bettler an Hütten und Klosterpforten an, baten um Gottes Willen um ein Stück Brot oder um einen Löffel Suppe. Von den leckeren Vagabunden erzählte man sich wohl auch von gewaltsamen Eingriffen in das Eigenthum, sogar von offenen Raubanfällen, die zu Mord und Todtschlag führten. Damals gab es noch keine Sicherheitswachen, und die Ritter in ihren festen Burgen, gelegentlich selber auf Raub bedacht, scheerten sich nicht im geringsten um das gemeine Diebsgesindel; dagegen waren die Bauern in den einzelnen Gehöften nicht wenig besorgt um ihr Hab und Gut wie um ihr Leib und Leben. An einen Ritter und Edlen hatte sich die Meute bisher noch niemals gewagt, doch wußte der alte Freiherr zu erzählen, daß ihm, wenn er so einsam durch den Wald geritten kam, jezuweilen wohl ein Rudel dieser Kerle begegnet wäre, die sich aber vor seinem scharfen und herrischen Blick allsogleich, wenn auch im Stillen murrend, zurückzogen. Gisela war dessenungeachtet in Sorge um den Vater und zog ihm, wenn sie ihn nicht begleiten durfte, insgeheim zu Pferd und mit einem scharfen Dolch bewaffnet nach. Das Mädchen hatte Muth und Stärke, und im Bewußtsein seiner hohen Geburt war das Freifräulein der festen Ueberzeugung, ein kühnes Wort und eine Drohung würde genügen, die elenden Landläufer augenblicklich zurückzuscheuchen.

An dem Tage, an welchem unser Junker von dem Engel in den Wald bestellt wurde, war auch der Freiherr ausgeritten. Einer seiner Forstleute begleitete ihn. Sie gedachten der Spur eines Wolfes nachzusehen, welcher sich nach der Aussage der Holzknechte in dem Forste hatte blicken lassen. Gisela trabte den Beiden, von ihnen ungesehen, in einiger Entfernung nach.

Hans spazierte indessen zwischen Wolfsschlucht und Wasserfall, die wohl eine Viertelstunde auseinander lagen, unermüdet auf und ab und wartete vergebens auf das Abenteuer, welches sich ihm laut Gabriel's Versicherung darbieten sollte. Bereits zum dritten Mal bei dem Wassersturz angelangt und wieder auf dem halben Rückwege begriffen, vernahm er von Seite der Wolfsschlucht ein verworrenes Schreien und Schwerterklirren. Er spitzte das Ohr und eilte vorwärts.

Inzwischen hatte es sich begeben, daß der Freiherr und der Förster dicht an der Wolfsschlucht von mehr als einem Dutzend wilder und dicht verlarvter Gestalten umringt wurden, die ihnen mit Geschrei und gezückten Schwertern und vorgehaltenen Spießen zuriefen: „Ergebt Euch!" — Die bedrängten Beiden waren kaum zur Besinnung gekommen, als Gisela mit ihrem Dolche herangesprengt kam und den Raubgesellen zurief: „Haltet ein! Wißt, es ist der hochedle Freiherr von Rothenburg, an den Ihr Euch wagt, und ich bin seine Tochter, das Freifräulein!"

„Wir wissen das ohnehin, meine Schöne!" versetzte der Führer der Strolche, ein großer und derber Kerl mit einer Teufelslarve, indem er laut und höhnisch dabei lachte — „und wir werden Euch sammt dem Herrn Vater in unsere Höhle bringen, und Euch nicht eher wieder frei lassen, als bis Ihr ein tüchtiges Lösegeld entrichtet habt!"

„Gisela!" rief es. „Hans!" ward entgegnet. Der Junker war's und er stach ohneweiters mit seinem Speer nach dem Führer der Horde, den er im Rücken verwundete. Dieser drehte sich rasch: „Das ist über'n Spaß!" rief er ingrimmig. „Wider

alle Abrede! Soll's ernsthaft gelten, so sei's! — Damit richtete er seinen Speer gegen den Junker, welcher sich zur Vertheidigung zurecht setzte. Gisela lief angstvoll mit dem Dolche hinzu, auch der alte Ritter sowie der Förster hatten ihre Schwerter gezogen — doch bevor es zum Handgemenge kam, erschien die hohe Gestalt Gabriel's auf einem der Felsen und rief dem Räuberpack ein gebieterisches: „Zurück!" entgegen.

„Gabriel!" entschlüpfte es dem Junker.

„Der Engel?" fragte ihn Gisela insgeheim. „Also wirklich?"

Hans bejahte kopfnickend. — Der anscheinend wilde Troß schien augenblicklich bereit, den Rückzug anzutreten, als hätte er nur das Commando dazu erwartet. Nur der Führer zögerte. „Ich hab's erst mit dem Junker da!" sagte er trotzig und erhob den Speer aufs Neue, wie auch Hans, der sich ihm entgegenstellte.

„Ruhe! Frieden!" befahl Gabriel und machte dem Führer ein Zeichen, welcher nun, wenn auch unwillig und Flüche murmelnd, seinen abziehenden Gefährten nachfolgte.

„Zieht mit Gott, edler Freiherr und edles Fräulein!" sagte Gabriel mit Würde. „Der Junker wird Euch schützend nach Hause geleiten." Damit verlor sich der eigentlich Schützende hinter die Felsen.

Der aufregenden und larmenden Scene, die beinahe an einen modernen, vorbedachten wie vorbereiteten und sorgsam einstudirten Theatercoup mahnt, folgte augenblickliche Stille und ein zeitweises Schweigen, welches der Freiherr schließlich unterbrach. — „Wer war der würdige Fremde im grauen Gewande?" fragte er, zu Hans gewendet. „Ein einziges seiner Worte war genügend, um das Räuberpack zurückzuscheuchen. Und Ihr scheint mit dem mächtigen Manne auf gutem Fuße zu stehen, Junker! Wer war es also? Sprecht!"

„Verzeiht, edler Freiherr" — erwiderte Hans bescheiden — „allein es ist mir untersagt, mich über den merkwürdigen und beinahe allmächtigen Fremden des Näheren zu erklären. Daß

er aber mein Beschützer ist, das darf ich wohl behaupten. Er hat mir auch ein überaus holdseliges Glück verheißen, welches zu erreichen ich im innersten Herzen brenne, so wenig Hoffnung ich auch habe, es jemals zu erringen." — Also schloß Hans seine Rede, mit einem verstohlenen Seitenblick auf die erröthende Geliebte.

Der alte Freiherr besann sich hierauf einen Moment. — „Ihr habt mir zweimal große Dienste geleistet, Herr von Kaufungen" — sagte er mit einiger Zurückhaltung. — „Ihr habt mich an dem Manne gerächt, der meinem Namen Schmach angethan, und eben erst bin ich und mein Kind durch Eure und Eures Beschützers Beihilfe aus den Klauen dieser Buschklepper befreit worden. Wir sind Euch Dankbarkeit schuldig, und wenn ich Euch in etwas dienen kann — mein Geld und Gut steht Euch zu Diensten." — Ein gnädiges Kopfnicken, worauf der Alte sein Roß dem des Töchterleins zulenkte, mit der Mahnung, es sei hohe Zeit, heimzukehren.

Hans trat zu den Reitenden und sagte mit adeliger Art: „Wenn Ihr dermalen eine bessere Meinung von mir hegt, edler Freiherr, als das bisher der Fall zu sein schien, so bin ich für meine geringen Dienstleistungen hinlänglich belohnt. Jetzt aber erlaubt, daß ich Euch nach dem Auftrage meines — Schutzengels nach Hause geleite." — Damit ergriff er die Zügel von des Freiherrn Roß und schickte sich an, zu Fuß mit den Reitern zu wandern. — Der Freiherr winkte dem Förster, welcher schnell von seinem Pferde sprang, den Junker statt seiner aufsitzen ließ, sich dem Freiherrn empfahl und den Weg nach seinem Försterhause einschlug.

So ritten nun die Drei ziemlich einsilbig nebeneinander, ein Jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Vor der Rothenburg angekommen, empfahl sich der Freiherr mit kühler Artigkeit von dem Junker, seinen Dank wiederholend. Als die schöne Gisela mit dem Vater über die heruntergelassene Zug-

brücke ritt, wendete sie noch ihr Köpfchen mit holder Neigung nach ihrem Junker zurück. Hans betrachtete eine Weile das wieder geschlossene Burgthor und trabte dann auf seinem Försterrößlein weiter.

„So stand ich vor dem Himmelsthor" — seufzte er — „und fand keinen Einlaß!"

X.

Ein Sturm im Wasserglase.

Der Sommer war beinahe verstrichen, ohne daß der Edle von Sturmfeder eine Besserung oder Linderung seiner schmerzlichen Kopfwunde verspürte. Auch eine Schenkelwunde wollte durchaus nicht zuheilen. Die schwäbischen Doctores, die sich keinen Rath wußten, thaten wie die modernen Consiliarärzte; um sich von ihm und seinen Klagen und Vorwürfen zu befreien, gedachten sie den Siechen und voraussichtlich Unheilbaren in die Fremde zu schicken, und verordneten ihm die Bäder von Pfeffers im Schweizerlande. Mittelst Maulthieren und einer wohl ausgepolsterten Tragbahre sollte die lange und beschwerliche Reise in kurzen Tagfahrten bewerkstelligt werden. Bevor sich aber Herr Baldwin dazu entschloß, wollte er seinem Haß und seiner Rache, die er gegen den alten Freiherrn hegte, erst Genüge thun, da er ihn als Grundursache aller der Uebel betrachtete, die sich auf ihn selbst, den Ex-Freier der schönen Gisela, seit jener schnöden Ferkelmahlzeit angehäuft. Er hetzte daher die Nachbarn des Rothenburgers gegen ihn auf und bewies ihnen ihr gutes Recht auf einen großen Theil von des Freiherrn Wäldern und Forsten. Er rieth ihnen, sich insgeheim zu rüsten, er selber, wenngleich in der Fremde, wolle seine Reisigen zu den ihrigen stoßen lassen, dann sollten sie dem Alten flugs die Fehde ankündigen; dieser sei schwach und unbehilflich, habe nur wenige Knechte zu Hause

— und wo ſind die Mannen, die ſich mit dem Greiſe verbünden würden? — Die Sturmfeder'ſchen Genoſſen, nicht übermäßig begütert, und längſt eines neuen und beſſeren Beſitzes begierig, ſtimmten augenblicklich dem Vorſchlage bei, und der rachſüchtige Anſtifter des Unheils begab ſich mit erleichtertem Herzen auf ſeine beſchwerliche Badefahrt, von welcher er vielleicht nimmer wiederkehren ſollte.

Unſerem lieben Junker Hans verfloſſen inzwiſchen keine angenehmen Tage. Von ſeiner Geliebten wie von ſeinem Schutzengel geſchieden, welcher ſich ſeit jenem Waldabenteuer nicht wieder blicken ließ, war er einzig und allein auf ſich ſelber und ſeine trüben Gedanken angewieſen. Im Stillen haderte er auch mit dem Himmel, der ihn im Stiche ließ, und der Gedanke, es nach unten zu verſuchen, da es von oben durchaus nicht glücken wollte, tauchte ihm bereits gelegentlich wieder auf. — Da trat eines Tages ein gewaltiger Kriegsmann zu ihm ins Gemach, wohl gerüſtet, die Pickelhaube auf dem Kopf, den Speer in der Hand, mit funkelnden Augen und einem langen krauſen Bart.

„Wohledler Junker!“ redete ihn der Krieger an und verneigte ſich tief.

Hans betrachtete den Fremden eine Weile, dann fuhr er freudig auf. „Mein Gott! Du biſt es, Herr?“ — Er glaubte den Engel zu erkennen und wollte die Hand des Gewappneten ergreifen, um ſie ehrerbietig zu küſſen. — Dieſer zog ſie aber ehrerbietig zurück und ſagte in ſeinem tiefen Baß: „Kein Herr, ſondern Euer Knecht.“

„Du biſt alſo nicht Gabriel?“

„Ich bin Gabriel der Menſch, und Gabriel der Engel, der eine Zeitlang die Gnade hatte, meine Geſtalt anzunehmen, ſendet mich zu Euch, um Euch zu dienen.“

„Und wo iſt der Erzengel?“ fragte der Junker betroffen.

„In ſeine Himmel zurückgekehrt, nach dem Beſchluſſe des Ewigen!“ verſetzte der irdiſche Gabriel mit Salbung. „Doch

wird er Euch von oben in seinem himmlischen Auge behalten, so oft Ihr Euch im Gebet zu ihm wendet" — fuhr der Kriegsmann fort — „und inzwischen hat er mich beauftragt, Euch in Allem und Jedem beizustehen, was dazu dienen kann, meinem edlen Junker zu dem ihm verheißenen schönen Bräutlein zu verhelfen."

„Hat der Engel bisher so gut wie nichts dazu vermocht" — erwiderte Hans verdrießlich — „was willst denn Du Erdenwurm ausrichten?"

„Selbst ist der Mann!" meinte Gabriel frohen Muthes — „und wenn Ihr Euer Ziel nicht aus den Augen verliert, dabei meine Rathschläge befolgt, so hoff' ich, daß Ihr Alles erreichen werdet!"

Dem Junker wurde nun eröffnet, daß der Vater seiner Heißgeliebten von mächtigen Gegnern bedroht sei, die ihm mit Nächstem die Fehde ankündigen würden. Dagegen bedürfe es schleuniger und ausreichender Hilfe; eine große Schar tüchtiger Leute sei auch bereit, diese Beihilfe für guten Sold zu leisten, versicherte Gabriel, und es handle sich nur darum, die Leute im Stillen für den herannahenden Kriegszug auszurüsten und einzuüben, auf daß sie im Stande seien, unter Führung des Junkers nach Rothenburg aufzubrechen und seinen, wie zu hoffen stünde, künftigen Schwiegervater gegen dessen Feinde zu schützen und zu vertheidigen.

„Das klingt Alles recht gut" — meinte Hans — „und an mir und meiner Führerschaft soll's nicht fehlen, aber Du sprachst auch von Sold! Wo soll ich den hernehmen?"

„Sei der Junker unbekümmert!" versetzte Gabriel und strich seinen langen Bart. „Für das nöthige Geld ist gesorgt."

„Gewiß durch meinen Schutzengel!" rief der naiv-gläubige Hans mit Ueberzeugung aus.

Schon in den nächsten Tagen sammelten sich die von Gabriel zugesagten „tüchtigen Leute", welche freilich mehr das

Ansehen von zusammengerafftem Gaunergesindel an sich trugen, als daß sie ehrlichen und wohlgeschulten Landsknechten gleichen mochten. Sie kamen in einzelnen Rotten und wuchsen durch Zuzüge auf viele Hunderte an, welche in hölzernen Baracken einquartiert und mit Waffen versehen, auch gehörig gedrillt wurden. Sie erwiesen sich anstellig und ziemlich gehorsam, so lange ihnen der Sold ausbezahlt wurde. Das kriegerische Aussehen, welches die Burg Kauffungen nun zur Schau trug, fiel nicht besonders auf, da auch andere Burgen und Schlösser insgeheim rüsteten, ohne dabei nach rechts oder links zu schauen.

Während dieser Vorgänge waltete auf der Rothenburg das erneute stille Familienleben, nur daß der Freiherr häufig kränkelte, halbe Tage schlummernd im Armsessel lag und nicht mehr daran denken konnte, zunächst wieder in seine Wälder und Forste zu reiten. — Wenn die schöne Gisela um den Vater besorgt war und zugleich die Sehnsucht nach dem Geliebten in ihrem Herzen nagte, so gab es in letzter Zeit für sie einen neuen und schwer bedrückenden Kummer. Die ritterlichen Freunde des Hauses hatten nämlich durch Kundschafter in Erfahrung gebracht, was Uebles und Gefährliches von Baldwin's Genossen im Stillen gegen den Freiherrn geplant wurde. Den schwachen und kranken Alten wollten sie nicht mit der bösen Kunde erschrecken, auch das sanfte Wesen der Freifrau war für derlei kriegerische Mittheilungen nicht besonders geeignet. Man wendete sich daher an Gisela, die hochherzige und entschlossene Jungfrau. Die Fehde gegen die Rothenburg war noch nicht erklärt, allein der Fehdebrief stand jeden Tag in Aussicht, und somit, da die Gegner gerüstet waren, drohte vielleicht ein baldiger Angriff auf die Burg, die nur wenige Vertheidiger zählte. Es handelte sich daher vor Allem darum, eine größere Anzahl Reisige anzuwerben und die Burg gehörig zu befestigen. Das Freifräulein faßte sich bald, nahm ihre ganze Kraft zusammen und erwies sich unermüdlich und rastlos nach beiden Richtungen, wobei die Anhänger der Rothen-

burg sie auch kräftig unterstützten und den Zuzug ihrer eigenen Fähnlein für den geeigneten Moment in Aussicht stellten. Gisela sah aber wohl ein, daß die Kräfte nicht ausreichen würden, und schaute sonach etwas bedenklich in die Zukunft. Da war's aber, daß derselbe Kriegsmann, der später mit dem Junker verhandelte, sich bei ihr hatte melden lassen. Sie hielten eine lange und geheime Unterredung mit einander, an welcher schließlich auch die Zofe theilnahm. Ein Kriegsplan wurde nun ausgeheckt und dem Werber der „tüchtigen Leute" bei seinem nächsten Besuche soviel an Gold, Silber, Schmuck und Juwelen eingehändigt, als nur Gisela und die Freifrau im Schlosse aufzutreiben im Stande waren; denn auch die Mutter mußte in den Vertheidigungsplan eingeweiht werden, da bereits Gefahr im Verzuge war. Die sanfte Bärbe zeigte sich muthiger als man von ihr erwarten mochte. Der Verräther Baldnin hatte sich seinerzeit unartig gegen sie erwiesen, und so regte sich in der beleidigten Frau das Blut ihrer Ahnen, der Rheinfeld-Ehingen. Sie war nur der Meinung, man dürfe ihren kranken Gemahl nicht vor der Zeit mit der fatalen Sache beunruhigen. Die Bewegung im Schlosse, das Hin- und Herrennen nahm aber in einer Weise zu, daß der Lärm auch in das stille Krankenzimmer drang und den Alten aus seinem betäubenden Schlummer weckte. Und so war man endlich genöthigt, ihn von der ganzen Sachlage in Kenntniß zu setzen, da inzwischen auch der Fehdebrief angelangt war und die Berennung der Burg in naher Aussicht stand. Das machte den kriegerischen Freiherrn flugs wieder gesund, so daß er von seinem Krankenlager mit beiden Füßen aufsprang und gleich dem alten Capulet muthig ausrief:

„Mein Schwert! Holla! Mein langes Schwert!"

Er begrüßte die ritterlichen Freunde, welche den Zuzug geleistet, hielt Heerschau über die Reisigen, besichtigte die Mauern und Wälle und lobte sein kluges und kühnes Töchterlein, welches die Vertheidigung der Rothenburg in so umsichtiger Weise vorbereitet hatte.

Währenddessen war unter den Kaufungen'schen Landsknechten eine kleine Meuterei ausgebrochen. Gisela's Gold und Silbergaben hatten nicht ausgereicht, der Kriegssold mußte nach und nach verringert, in den letzten Tagen sogar tellig eingestellt werden. Da empörte sich die wilde Meute, drohte mit dem Abzug. Junker Hans, Gabriel und ein paar von den Führern stellten sich aber den Leuten energisch entgegen, suchten sie durch Versprechungen zurückzuhalten und durch die in Aussicht stehende Kriegsbeute. Während die Leute noch schwankten und unter sich rathschlagten, ob sie länger zuwarten sollten oder nicht, brachte ein ausgesendeter Bote die Nachricht, die Rothenburger Feinde seien bereits in vollem Anzuge gegen die Burg. Das wirkte. Die beutegierigen Mannen jubelten laut auf, unser Hans brauchte sie nicht länger anzueifern. Er ordnete sie in Reihen, wies jedem Häuflein seinen Führer zu. Hierauf bestieg er sein Schlachtroß, ritt an ihrer Spitze und gab mit geschwungenem Speer das Losungswort: Gisela!

Gisela und Gold! schrien die wilden Haufen und wirbelten im Sturmschritt ihrem liebestrunkenen Anführer nach.

XI.

Bruder und Schwester.

Die schwäbischen Fehden des Mittelalters erfreuten sich durchaus nicht der historisch-politischen Wichtigkeit der homerischen Götter- und Heldenkämpfe. Jene waren nichts weiter als Sippen- und Familienzänkereien, eine Art Froschmäusekriege. Und so dürfte es denn auch genügen, über die „Rothenburgerschlacht" in Kürze zu berichten, daß die Belagerer zwischen die Vertheidiger der Burg und den heranrückenden, so unerwarteten Entsatz in die Mitte geriethen und dadurch einen schweren Stand bekamen. Unser Hans als Oberfeldherr wußte seine günstige Stellung

beſten zu benutzen und trug nach langem Herumraufen zuletzt auch einen vollſtändigen Sieg davon. Todte und Verwundete lagen rings umher, welche ohne Unterſchied von Gabriel's Scharen rein ausgeplündert und bis auf's Hemde ausgezogen wurden. Die gefangenen Ritter wurden in die Burgverließe geworfen, mußten in der Folge Urfehde ſchwören und ein tüchtiges Löſegeld entrichten. Ueber letzteres geriethen der alte Freiherr und Junker Hans in einen edlen Wettſtreit. Jener wollte es ſchlechterdings ſeinem Befreier zugewieſen haben, während Hans behauptete, die nicht unbeträchtliche Summe müſſe einzig und allein dem Burgherrn zufallen. So blieb die Sache einſtweilen in suspenso.

Da der Junker aus mehreren Wunden blutete, was er erſt nach der Aufregung des Kampfes gewahrte, und dabei einer Ohnmacht nahe kam, ſo ward er im Schloſſe zurückbehalten und von der Freifrau wie von der ſchönen Giſela auf das Sorgſamſte gepflegt. — Auf der Burg ſelbſt herrſchte bald wieder Ruhe und Frieden, die Landſchaft blieb aber noch durch eine geraume Zeit in Gährung, da ſich Gabriel's Freiſcharen hinterher auf eigene Fauſt Gewaltthätigkeiten, ſogar offene Angriffe auf Alle und Jeden erlaubten, wer immer für einen Feind der Rothenburger galt. Sie rückten ſogar in Maſſen vor das Schloß des kranken und abweſenden Ritters Baldwin von Sturmfeder und erpreßten ſich von dem dort beſtellten Schirmvogt eine namhafte Brandſchatzung. Klagen über dieſe und andere Gewaltthaten wurden laut und gelangten an das Reichsgericht. Nach langem Zögern erſchien endlich ein kaiſerlicher Herr Commiſſär, von einem Reichsherold begleitet, welcher zum ſo und ſovielten Male aufs Neue den Landfrieden verkündigte, unter Androhung der höchſten und äußerſten Strafen gegen jeden, den Geſetzen zuwider Handelnden. Commiſſär und Herold wurden aber nur ausgelacht und mußten zuletzt froh ſein, daß ſie mit heiler Haut davon kamen. So dauerten die Unruhen fort, bis endlich ein Reichshauptmann mit zureichender Mannſchaft ein-

traf. Dieser machte kurzen Proceß nahm die Rädelsführer beim Kopf, ließ sie prügeln und aufhängen und steckte den übrigen Troß unter seine Truppen. So war das Land schließlich von jenen Strolchen befreit und athmete wieder frei auf.

Unser Hans lebte auf der Rothenburg wie im Paradiese. Seine Wunden waren bei der guten Pflege bald geheilt; nur seine Herzenswunde blutete noch frisch, wobei es freilich ungewiß bleibt, ob der Umgang mit der Geliebten (im Beisein der Eltern) zur Linderung oder zur Erhöhung seiner Schmerzen beitrug. Da aber Gisela's Vater seinen Beschützer mit augenscheinlicher Freundlichkeit und Werthschätzung behandelte, ihn auch, so oft der Junker nach Hause zurückkehren wollte, immer wieder zu bleiben nöthigte, ihn dabei ziemlich ungestört mit Gisela verkehren ließ, so hegte unser Hans die besten Hoffnungen und malte sich das Glück, das ihm endlich zu lächeln schien, mit den schimmerndsten Farben aus. Als ihn der Alte eines Tages in zutraulich-geheimnißvoller Weise in seine Kemnate winkte, da glaubte er sich bereits am Ziel seiner so lange gehegten Wünsche. Er wird mir die Tochter zur Frau geben! Das schien ihm nun gewiß. Laut pochenden Herzens folgte er dem Freiherrn. Dieser warf sich in seinen Lehnsessel, hieß den Andern gleichfalls niedersitzen und redete ihn folgendermaßen an:

„Ihr habt mir große Dienste geleistet, mein lieber Junker Hans, und Euch zugleich auf das Uneigennützigste dabei benommen; das überhebt mich aber durchaus nicht der Pflicht der Dankbarkeit gegen Euch — im Gegentheil! Es ist mir doppelte Schuldigkeit, meinem edlen jungen Freunde was Gutes und Liebes zu erweisen."

Mit diesen Worten reichte er dem Junker die Hand, welche dieser im Ueberströmen seiner Gefühle küssen wollte, was aber der Alte nicht zugab und in seiner Rede fortfuhr:

„Ich habe keinen Sohn, nur eine Tochter, und so sehr ich mich ihrer als eines gut gearteten Kindes erfreuen darf, so ist

und bleibt ſie doch nur ein Spillmagen, wird nun und nimmer ein Schwertmagen, ein männlicher Sproſſe, wie ich ihn von jeher erſehnte, weil nur dieſer im Stande wäre, meinen altadeligen Namen in Ehren fortzuſetzen und mit Beihilfe Gottes auf die ſpäteſte Nachwelt zu bringen. Um dieſes Ziel zu erreichen, gab' es freilich ein Mittel!"

Der Freiherr hielt inne, Hans horchte hoch auf.

„So vernehmet denn, was ich mir ausgedacht" — nahm der Alte wieder das Wort — „und wozu Ihr mir beihelfen ſollt. Ich beſorge auch nicht, daß Ihr Euch meinem Einfall, der es Euch gut meint wie mir ſelber, widerſetzen werdet. Ich will mir nämlich — mit Eurer Zuſtimmung natürlich — von des Kaiſers Majeſtät die Gnade erbitten, daß es Euch geſtattet werde, Eurem gut ritterlichen Namen meinen hochfreiherrlichen beizufügen, oder beſſer noch: vorzuſetzen, ſo daß Ihr Euch in Zukunft: Freiherr von Rothenburg-Rauffungen nennen möget. In Folge deſſen könnet Ihr zugleich als mein leiblicher Sohn gelten und dafür angeſehen werden, und als ſolcher ſoll Euch auch die Hälfte all meiner Habe und meiner Güter nach meinem Ableben zufallen. — Seid Ihr damit einverſtanden? Mein Sohn!"

„Mein Vater!" rief der Junker unter hervorſtrömenden Thränen, ſprang von ſeinem Sitze auf und fiel dem Freiherrn ſtürmiſch um den Hals. „Euer Sohn! Was ſchiert mich Geld und Gut! Aber Giſela mein Weib! Ach Gott! Das war ja immer mein Herzenswunſch!"

Der Alte ſtutzte. — „Euer Weib? Ihr irrt! Eure Schweſter."

„Schweſter?"

Der Freiherr erhob ſich gleichfalls von ſeinem Seſſel. — „Was ſonſt? Und Ihr der Bruder der Giſel. Inſofern Ihr nämlich mein Sohn werdet. Auch ſetz' ich die Bedingung, daß Ihr Euch baldmöglichſt mit einem Edelfräulein des Landes ver-

bindet, damit ich die Aussicht habe, vielleicht noch einen Enkel auf meinen Armen zu wiegen."

Hans war aus allen seinen Himmeln gefallen. — „Meint Ihr's so?" fuhr er auf — „dann sucht Euch nur einen Andern aus, der Euch zum Großvater mache!"

„Einen Andern, Junker?"

„Es sei denn, Ihr gebt mir Eure Tochter! Und was hindert Euch daran?"

„Ein gewisser Eidschwur, den ich vor Zeiten gethan."

„Das sind Possen und Ausflüchte!" warf ihm der erboste Hans an den Kopf.

Der alte Hitzkopf ließ sich derlei nicht bieten. — „Ihr gebt es gar hoch, junger Mensch", schnaubte er ihn an.

„Verzeiht! Aber wenn man gereizt wird, wenn man von heißer Minne erfüllt ist wie ich —"

„So? — Nun, schlagt's Euch nur aus dem Sinne!" rieth ihm der Alte trocken. „Das Freifräulein von Rothenburg könnte zwar trotz alledem die Eure werden!" fügte er sarkastisch lächelnd hinzu.

Hans, der sich nichts weniger als auf Ironie verstand, faßte gleich wieder Hoffnung und fragte lebhaft und naiv: „Die Meine? Wie denn? Sagt doch!"

„Wenn die Jungfrau Maria, das Wunderbild von St. Agathen, zu dieser Verbindung ‚ja' sagt und mit dem Kopfe dazu nickt. Das war etwa die Bedingung, die ich damals festgesetzt und die ich auch aufrecht erhalten will." — Also erklärte ihm der Freiherr und machte Miene, das Gemach zu verlassen, hielt aber noch inne und fragte: „Ihr wollt also nicht mein Sohn werden?"

„Nur durch Eure Tochter! Aber eine Schwester? Ich Gisela's Bruder? Da bedank' ich mich der Ehre" — versetzte der Junker ärgerlich.

Der Freiherr maß ihn von oben bis unten. „Es geht ja eine Sage im Lande. Ihr hättet einen Schutzgeist zur Seite" — sagte er höhnisch. „Nun, so wendet Euch an diesen und bittet ihn, daß er ein gutes Wort bei der heiligen Jungfrau für Euch einlege. Wenn die Himmelsmutter Euch mit meiner Tochter verkuppeln will — wohl und gut! — Sonst wird nichts aus der Sach'. Und so sag' ich Euch einstweilen Valet."

Damit schritt der Alte aus der Kemnate und begab sich zu den Frauen. Der Junker besann sich eine Weile, dann lief er spornstreichs in den Stall, sattelte eigenhändig seinen Gaul, saß auf und ritt im Galopp davon.

XII.

Das Wunder.

Indem wir an den Schluß dieser, nur theilweise erfundenen und poetisch ausgeschmückten, im Ganzen aber wirklich und wahrhaften Historie gelangen, muß sich der Rhapsode vor dem Eintreten der Peripetie eine kleine Vor-Erinnerung erlauben, welche ihm unerläßlich scheint, um dem modernen Leser die wunderbare Schlußkatastrophe eben so begreiflich als glaublich zu machen.

Die Heiligen-Legende, bearbeitet und herausgegeben von den ehrwürdigen Patres Matthäus Vogl und Franz X. Weninger (vom Orden der Gesellschaft Jesu), erscheint in katholischen Ländern auch heutigen Tags noch immer in neuen Auflagen. Drei dicke Bände, zusammen über 2500 Seiten, in höchst populärer Darstellung. Die Heiligen-Statistik zählt, laut dieses frommen Sammelwerkes, an die zwanzig Millionen Selige und Heilige; viele von ihnen sind Märtyrer, die meisten auch Wunderthäter. In diesen beiden Eigenschaften leisten und erdulden sie geradezu Unglaubliches, jedenfalls Unbegreifliches. Hier nur ein einziges Beispiel von heiligen Märtyrerinnen, wörtlich aus der Legende gezogen

und, zur Milderung des Entsetzlichen und Schaudererregenden, in leichte Reime gebracht:

Die drei heiligen Jungfrauen.

Fides, Spes und Charitas —
Man taucht sie ins Wasser, sie werden nicht naß.
Man zwackt und brennt und geißelt sie baß —
Fides, Spes und Charitas.
Sie aber lachen nur indeß —
Fides, Charitas und Spes.
Die Heiden martern ohn' Unterlaß
Fides, Spes und Charitas.
Da singen die Strophen des geistlichen Liedes.
Fromm Charitas und Spes und Fides.
In den brennenden Ofen wirft Heidenhaß
Fides, Spes und Charitas.
Und Fides, Spes und Charitas,
Sie überdauern zuletzt auch das.
Sie flattern ins himmlische Gelaß
Fides, Spes und Charitas.

Die Martern, welche die Heiligen erdulden müssen, sind allenthalben dieselben. Man steinigt diese Gottesmänner und Gottesweiber, wirft sie mit gefesselten Händen und Beinen ins fließende Wasser, schießt mit Pfeilen auf sie, legt sie auf glühenden Rost und dergleichen; wer von ihnen einfach mit dem Schwert hingerichtet wird, der kann noch von Glück sagen. Die Wunder, welche die Heiligen verrichten, leiden gleichfalls an einer gewissen Monotonie. Ueber sich unsichtbar machen, Felsen und Häuser versetzen, trockenen Fußes auf einem leichten Mäntelchen über das Meer spazieren, aufs Höchste, Todte erwecken, geht's nicht hinaus, und das wiederholt sich Alles cum gratia in infinitum. Man darf aber bei den erwähnten neuen Auflagen der Legende mit einiger Sicherheit annehmen, daß diese dicken Bücher auch Leser finden, und zwar gläubige Leser. Ist das der Fall in unseren Tagen der Kritik und der Naturwissenschaften, in der

Zeit eines David Strauß, Darwin, Virchow und Häckel — mit welch kindlicher Einfalt mochten sich wohl erst die Gemüther des rohen und unwissenden Jahrhunderts, in welchem unsere Historie spielt, den Wundern gegenüber verhalten haben? — Darauf wollten wir den geneigten Leser aufmerksam machen. Es steht ihm frei, das Wunder zu bezweifeln, welches die Lösung dieser Humoreske oder culturhistorischen Novellette herbeiführen soll, wenn es ihm nur auch klar und unzweifelhaft wird, daß die in der Erzählung eingeführten handelnden Personen daran glauben konnten, ja glauben mußten. Da aber das Wunder, wie wir beinahe die Vermuthung hegen dürfen, eigentlich auf natürliche, zugleich höchst schlaue Weise in Scene gesetzt wird, so wär' es vielleicht nicht überflüssig, die Andeutung beizufügen, daß auch in den dunkelsten Zeiten einzelne Freidenker auftauchen oder auch nur leichtfertige und frivole Individuen (wie etwa der Pilger Gabriel und die Zofe Käthchen), welche weder denken noch glauben, sondern nur ihren weltlichen Vortheil suchen und zu diesem Zwecke die Gläubigkeit der Andern benützen und gehörig ausbeuten. — Nach dieser Einleitung, welche uns nothwendig dünkte, kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Mit dem Verschwinden des gemüthlichen Junker Hans war auch alle Heiterkeit und gute Laune aus der Rothenburg entwichen. Der alte Freiherr trabte mit seinem Krückenstock brummend im Hause herum, die schöne Gisela seufzte, und Mama Bärbe leistete ihr dabei Gesellschaft. Allen ging der junge und frische ritterliche Geselle ab, sie mochten sich's eingestehen oder nicht. Auch an Gabriel und seine Mittheilungen aus dem gelobten Lande hatte sich der Freiherr gewöhnt. Jener war aber dem Junker gefolgt und kam nur zeitweise auf Besuch, brachte dem Freifräulein Grüße von Seite des betrübten Hans, nahm bald wieder Abschied und schlich beim Fortgehen gewöhnlich noch in das Kämmerlein der Zofe. Was sie da insgeheim mit einander trauten, kam vorläufig nicht zu Tage.

Im Frauenkloster von St. Agathen herrschte inzwischen große Aufregung. Der 8. September des Jahres 1423 war vor der Thür, das Fest von Maria Geburt, der Oberschutzheiligen des Stiftes. An diesem feierlichen Tage standen zwei große Ereignisse in Aussicht. Fürs Erste sollte Gisela's Gespensin, die bisherige Novize Maria von Helfenstein, als wirkliche Nonne eingekleidet werden. Das war nun allerdings nur eine Festlichkeit intra muros. Dagegen stand eine andere Ceremonie bevor, an welcher die ganze Landschaft den regsten Antheil nahm: Die Einweihung einer neuen Bildsäule der gottseligen Jungfrau Maria. Die alte, ziemlich grob aus Holz geschnitzte und ehrwürdig gebräunte Statue war seit undenklichen Zeiten in einer dunklen Ecke des Klosterkreuzgangs aufgestellt. Die Heilige hatte ab und zu kleine Mirakel gewirkt, diese angenehme Thätigkeit jedoch seit lange nicht mehr ausgeübt. Wallfahrer kamen aus allen Gauen um ihre Andacht vor der Statue zu verrichten; sie schnitten sich aber auch bei guter Gelegenheit von der Holzsäule kleine Späne ab, die sie als Reliquien bewahrten. Die Weiber waren besonders begierig nach einem derlei heiligen Holzspan, da dieser, wie allgemein die Sage ging, der glücklichen Besitzerin zu einer leichten Geburt zu verhelfen besonders geeignet war*). So war denn auch seit Jahrzehnten von der armen und hilflosen Statue so viel heruntergeschnitzt worden, daß kaum ein unförmlicher und völlig unkenntbarer Rumpf mehr übrig blieb, den man nun (freilich zu spät!) sorgfältiger bewachte. Geistliche Diener lösten sich ab, die dem Herumschnitzeln mit Strenge wehrten. Die Folge war, daß die Processionen sich verminderten. Die Heilige war aber durch jene frevelhafte Schändung ihres

*) In Heiligenblut in der Nähe des Großglockner befindet sich eine hölzerne Statue des heiligen Briktius, deren Spänen die dortigen Bäuerinnen eine ähnliche segensreiche Wirkung zuerkennen. Dem Heiligen wird darum auch arg von ihnen zugesetzt und er muß beinahe in jedem Jahr erneuert werden.

Abbildes im Innersten verletzt und wirkte keine Wunder mehr, wie auch die Holzspäne ihre, bei Kinderbetterinnen sonst so bewährte Kraft längst eingebüßt hatten. — Der Schirmherr von St. Agathen, der uns bekannte wohlgenährte Prior, hatte inzwischen beschlossen, eine neue verbesserte Auflage der heiligen Jungfrau anfertigen zu lassen. Nur für den Kopf und die Hände bedurfte man dazu des bildenden Künstlers, da die übrige Gestalt in einen weiten und prächtigen Mantel eingehüllt werden sollte, mit dessen Sammt- und Goldstickereien fromme schwäbische Edelfräulein, darunter auch unsere Gisela, seit länger als einem halben Jahr auf das Eifrigste beschäftigt waren. Gabriel, der aus dem Schwarzwald herstammte, wo die Schnitzler von hölzernen Uhren und dergleichen zu Hause sind, hatte in seinen jüngeren Jahren dieses halb Kunst- halb Handwerk mit Geschick betrieben und sich daher angetragen, das Gestell und die heiligen hölzernen Glieder, deren man bedurfte, zur gehörigen Zeit um mäßigen Preis zu liefern. Am Vorabend des 8. September ward nun die Jungfrau Maria mit dem kostbaren Mantel in demselben dunkeln Winkel, welchen die Statue früher eingenommen hatte, feierlich installirt und das ewige Lämpchen aufs Neue vor ihr angezündet. Gabriel hatte dem Antlitz der Gottesmutter so liebliche und milde Züge einzuprägen verstanden, daß der Prior, die Oberin wie sämmtliche Klosterschwestern über das fromme Kunstwerk in Verwunderung geriethen und in laute Ausrufe des Entzückens ausbrachen. Ein kundiges und geübtes Auge mochte in der Holzbüste wohl auch einige Aehnlichkeit mit der hübschen Zofe gewahren. Maria lächelte anmuthig, völlig wie das Käthchen.

Die Feier des 8. September verlief auf das Glänzendste. Der Prior hielt eine Predigt zu Ehren der Festpatronin und erwähnte darin auch der ehemaligen Späneschnitzler, denen nun ihr sauberes Handwerk gelegt worden. Die Heilige sei nunmehr auch versöhnt, hieß es, und werde sich wohl wieder bewegen lassen, Wunder zu wirken, wie sie es vor Zeiten gewohnt war. Die

Gläubigen nahmen diese Prophezeiung mit Erbauung entgegen. Noch viele Wochen nach dem Festtage wurde der Kreuzgang nicht leer von den Besuchern und Bewunderern des freundlichen Heiligenbildes, welches einen Jeden, der vor ihm kniete, besonders anzulächeln schien. Zu einer solchen Sinnestäuschung trug das mystische Halbdunkel nicht wenig bei, in welchem die Statue eingehüllt stand. Dieser und jener Beter behauptete sogar, Maria habe ihm zugenickt und damit in die Erfüllung seiner, ihr insgeheim vorgetragenen Bitte eingewilligt. Kurz, man fing bereits an, von Wundern zu munkeln. Kranke, die von ferne kamen, beteten inbrünstig vor dem lächelnden Bildniß, standen erleichtert auf und brachten Votivgeschenke dar. Natürlich, daß die Kirche einem solchen Treiben ein besonderes Hinderniß in den Weg zu legen keinen Anlaß fand.

Die schöne Gisela, welche nach der Einkleidung ihrer Freundin häufiger nach St. Agatha kam als bisher, ging tief knixend an dem Marienbild vorüber, welches meistentheils von Betenden und zerknirscht Seufzenden, wohl auch ihre Ave's laut Plärrenden umlagert war. Gerne hätte die fromme Jungfrau ihre innige und besondere Andacht vor Gabriel's meisterlicher Schöpfung verrichtet, allein das Toben der Menge schreckte sie ab. An einzelnen Tagen und zu bestimmten Stunden blieb aber der Kreuzgang vor dem äußeren Zudrang völlig abgeschlossen. In diesen stillen und weihevollen Momenten fanden sich die Nonnen mit Vorliebe bei dem Marienbild ein, schmückten es mit Blumen und Bändern und entzückten sich immer wieder aufs Neue an dem so kunstvoll gestickten Mantel wie an dem holdseligen Lächeln der Himmelskönigin. Nun begab es sich aber, daß die Mutter der „Schwester Agnes" — (wie das neu eingekleidete Fräulein von Helfenstein mit dem Klosternamen hieß) schwer und auf den Tod erkrankt war. Die Tochter lag täglich vor dem Marienbild auf den Knien und erflehte die Genesung ihrer Mutter. Das Bild lächelte fort und fort, und mit Frau von Helfenstein ward es von Tag zu

Tag schlimmer. Agnes rang verzweifelnd die Hände und betete laut: „Heilige, erbarme Dich mein! Ist es im Himmel beschlossen, daß ich meine liebe Mutter verlieren soll, so gib mir ein Zeichen: Ein Nicken mit Deinem erhabenen Haupte — und ich weiß wenigstens, woran ich bin!

Das lächelnde Heiligenbild blieb stumm und unbeweglich wie bisher.

Die Nonne schien nicht abgeneigt, sich dieses freundliche Schweigen im günstigen Sinne auszulegen. Sie wollte aber Gewißheit haben. Und abermals zu dem Bilde gewendet, fragte sie, halb hoffend, halb zagend: „So wird also die Mutter genesen? Ein Zeichen, ich flehe Dich an! Ein deutliches Zeichen! Ein Ja oder Nein!"

Und siehe, das himmlische Haupt neigte sich leise, aber vollkommen sichtbar, zu einem wohlwollenden Ja.

Drei Tage später erhob sich Frau von Helfenstein, die von den schwäbischen Aerzten bereits aufgegeben war, von ihrem Krankenlager und war vollkommen frisch und gesund. — Daß dieses Wunder nicht wenig beitrug, das bereits ziemlich begründete Ansehen des Marienbildes noch zu erhöhen, wird Niemand bezweifeln. Allüberall im Lande war davon die Rede. Natürlich auch auf der Rothenburg. Gisela war darüber nachdenklich, und ein Wort ihrer treuen Zofe schien einen Gedanken auszusprechen, welcher ihrer Herrin in noch undeutlichen Umrissen bereits vorgeschwebt haben mochte. — Das muntere Käthchen äußerte sich nämlich: „Wie wär's, Fräule, wenn Ihr die Mutter Gottes geradezu fragtet, ob sie mit Euerm Herzenswunsche — Ihr wißt schon, was ich meine — einverstanden sei oder nicht? Antwortet sie „nein" — so geht in Himmels Namen ins Kloster; sagt sie aber „ja" — dann halten wir Hochzeit, denn Euer Herr Vater mit seinem fatalen Eidschwur kann dann weiter nichts dagegen haben."

Gisela erwiderte kein Wort. Käthchens Rathschlag brannte ihr aber auf der Seele.

Der arme Junker Hans trabte indessen verzweifelnd innerhalb seiner kahlen Mauern herum, und gedachte des Engels, der ihm seinen Schutz versprochen, aber sein Wort bisher nicht eingelöst hatte, in nichts weniger als respectvoller Weise. Der irdische Gabriel schien die ehrenrührigen Gedanken des Junkers errathen zu haben. — „Ich sehe, daß Ihr nicht den rechten Glauben habt" — sprach er ihn an — „da Ihr Euerm Schutzheiligen mißtraut. In dem Punkte steht das Freifräulein hoch über Euch!"

Hans fuhr auf. „Gisela? Wie meinst Du's?"

„Nun, sie baut auf den Schutz der Jungfrau Maria und auf deren Beihilfe. Wenn aber der Engel Gabriel nicht sein Bestes dazu thut — denn er gilt „droben" gar große Stücke — so kann Eure Heirat trotz alledem in die Brüche gehen. Mein Namenspatron wird jedoch vermuthlicherweise seine Hand von Euch abziehen, denn die Heiligen nehmen nichts so übel als wenn man sie vernachlässigt."

„Glaubst Du wirklich —?" sagte der Junker verdutzt.

„Ich glaube, daß es am gerathensten wäre, Ihr saget wieder von nun an täglich Eure hundert pater noster und ebenso viele Aves frisch herunter, da Ihr ohnedies sonst nichts zu schaffen habt. Beim Beten vergeht die Zeit wie bei anderen Dingen, und hilft es nichts, so schadet's auch nicht, und ein gutes Wort, wie man zu sagen pflegt, findet seine gute Stelle."

Hans griff nun wirklich zu seinem Rosenkranz und der Schalk Gabriel lachte sich dabei in die Faust.

Der alte Freiherr hatte so viel von dem wunderthätigen Muttergottesbilde vernommen, daß ihn die Lust ankam, das Kloster zu besuchen und die Mantelstatue in Augenschein zu nehmen. Gisela erbat sich die Erlaubniß, den Vater begleiten zu dürfen; auch die Freifrau schloß sich an. Die Oberin und

Schweſter Agnes machten im Kreuzgang die Honneurs. Vor der Statue hielt die Geſellſchaft inne und ein Jedes machte ſeinen Bückling und ſein Kreuz. Der Freiherr betrachtete das Bild aufmerkſam. — „Sieh' nur, wie es unſerer Kathrein gleicht!“ flüſterte er ſeiner Tochter ins Ohr. „Schade, daß wir die Dirne nicht mitgenommen haben, um den Vergleich anzuſtellen.“

Giſela kniete vor dem Marienbilde nieder und betete, die Lippen bewegend. Agnes kniete zu ihr und ſprach ihr in's Ohr. Da ſchien Giſela Muth zu faſſen und bat mit leiſer, aber vernehmlicher Stimme: „Heilige Jungfrau, gib ein Zeichen. Soll ich ins Kloſter? Und für immer?“

„Nein!“ rief der Freiherr laut, wie erſchrocken.

„St!“ machte die Oberin. „Mir war's, als hätte die Heilige verneinend das Haupt geſchüttelt“ — liſpelte ſie dem Freiherrn zu. — „Geſcheidt von der Frau, daß ſie meiner Meinung iſt!“ dachte dieſer bei ſich ſelbſt.

„Maria! Gnadenreiche!“ hörte man Giſela aufs Neue beten und bitten, während heiße Zähren aus ihren ſchönen Augen floſſen. — „Gib ein Zeichen! Darf ich des Mannes werden, den ich liebe?“

Ahnungsvolle Stille. Da ſchien es allen Anweſenden, als hätte die Statue wie zuſtimmend leiſe mit dem Haupte genickt. Dem Freiherrn ſtanden ſeine ſpärlichen Haare zu Berge, und er ſtarrte mit offenem Munde nach der Büſte, welche ſichtbar die Lippen bewegte und auf Giſela's Anfrage mit ſanfter Stimme den Beſcheid ertheilte: „Du darfſt!“

Das Wunder von dem ſprechenden Marienkopf iſt in mehreren ſchwäbiſchen Chroniken verzeichnet und durch Augen- und Ohrenzeugen beſtätigt, ſo gut wie in den dreißiger Jahren unſeres hochgebildeten Jahrhunderts die Geſpenſter und Spuckgeſchichten der „Seherin von Prevorſt“, der ſomnambulen Egeria des gemüthlich-phantaſtiſchen Juſtinus Kerner, welcher mehr im „Zwiſchenreich“ zu Hauſe war, als in der realen Welt. — Was

nun das Kloſterwunder betrifft, ſo hätte der kritiſche David Strauß, dieſer Ur-Rationaliſt und Anti-Thaumaturg, zweifelsohne herausgeklügelt, daß der Kopf der Statue hohl war, und die Lippen zum Bewegen eingerichtet; ſo konnte eine zarte weibliche Geſtalt mit Leichtigkeit in das Geſtell und den Mantel hineinſchlüpfen und die paar Worte, als kämen ſie aus den Lippen der Heiligen, vor den leicht zu täuſchenden Gläubigen vernehmen laſſen. Dieſe Hypotheſe hat etwas für ſich, wenn man ſich vor Augen hält, daß der Abenteurer Gabriel der Schöpfer des heiligen Kunſtwerkes und das ſchlaue Käthchen ſeine gute Freundin und Vertraute war.

Im Jahre 1426, drei Jahre nach dem Wundereregniß, ragte der Neubau der Burg Kauffungen mit ihren Zinnen und Thürmen wieder friſch und ſtolz in die Lüfte, wie es der Engel Gabriel geweiſſagt hatte. Der junge Freiherr Hans von Rothenburg-Kauffungen ſaß da Hand in Hand mit ſeiner Gemahlin Giſela; neben ihnen lag ein blondes Mädchen in der Wiege, und der Großpapa, der alte Freiherr, ließ ein derbes Knäblein auf ſeinem Schenkel reiten. Die noch immer hübſche Freifrau Großmama ſchaukelte ſanft die Wiege ihrer Enkelin. Der Burgvogt und ſein artiges Weibchen, welches eben ihr Jüngſtes ſäugte, ergänzten dieſes Familienbild. Man wird mit leichter Mühe den Engel Gabriel und Käthchen-Maria in dieſen heiligen Dienſtboten als die eigentlichen Schutzheiligen des wackern Junker Hans wieder erkennen.

Die letzte Fee.

Culturhiſtoriſche Studie aus der Fabel- und Sagenzeit.

I.

Bedingte Unſterblichkeit.

Ein herzigeres Weſen als die kleine Fee Enite oder Anita war nimmer auf Erden erblickt worden. Eine zarte Geſtalt wie gedrechſelt, und doch der Fülle, da wo ſie hingehört und man ſie ungern vermiſſen würde, durchaus nicht ermangelnd — die anmuthigſte Phyſiognomie mit einem unwiderſtehlichen Zuge von ſanfter Melancholie, Augen wie Sterne, Zähne von Porzellan, ſchwellende, wie liebesdurſtige Lippen, Händchen und Füßchen zum Küſſen — und Ohren! Ohren! Die Knörpelchen, die zarten Muskeln, dieſe Ohrmuſcheln, dieſe Läppchen! Alles ſo niedlich, ſo roſig, ſo durchſichtig! So durchgearbeitet! Sie konnte die Oehrchen auch bewegen und ſpitzen, wie ein Bologneſerhündchen. In das Ohr allein mußte man ſich verlieben.

Natürlich, daß die holde Enite unter die guten Feen gehörte. Sie war die Pathin vieler neugeborner Prinzen und Prinzeßlein und brachte ihren Schützlingen weit ſchönere Gaben dar, als „das Mädchen aus der Fremde“ den armen Hirten. Blumen und Früchte haben ja auch die Königskinder genug! Doch weſſen Kindleins Stirne die Lippen Anita's berührten, das ward, wenn ein männlicher Sproſſe, in der Folge zum berühmten Helden, dem Mädchen aber wurde ein Theil der Reize und des Liebreizes der kleinen Fee in die Wiege mitgegeben. Die kluge Spenderin dieſer beiden Gaben war jedoch äußerſt vorſichtig mit ihren Huld-

bezeugungen. Ein schlechter König, eine böse Königin luden sie vergebens ein, ihren Familienereignissen die Ehre ihrer Gegenwart zu schenken. Anita hielt genaue Aufzeichnungen über die regierenden Dynastien. Ein Fürst, der seine Unterthanen bedrückte, durfte nun und nimmer auf ihre Feengunst hoffen — einer ränkevollen Regentin kehrte sie stracks den schlanken Rücken zu. Dafür war sie von den bösen Leuten als eine Zauberin und Hexe ausgeschrien, während sie den guten und ehrlichen Menschen als ein wahrer Himmelsengel galt.

Auch unter ihren unsterblichen Mitschwestern nahm die süße Anita eine hervorragende Stellung ein, wenn sie gleich nach der Feen-Hierarchie als die Jüngstgeschaffene gewissermaßen unter ihnen stand. Die stattliche und gewaltige Feenkönigin, Madalberta, die redeglänzende, war ihrer aller Gebieterin; ihr zunächst standen Lotberta, die ruhmglänzende, Sunnibilt, die strahlende, Isila, die eiserne, und Tagalinde, welche vom hellen Tage ihren Namen führte. Anita war aber die liebliche und die gute. Das ist mehr als schöne Rede und eitler Ruhm, mehr als Sonne, Eisen und Tageshelle.

Die Eigenschaften der kleinen Fee bewährten sich am besten, wenn ihre stolzen Schwestern jezuweilen in Unfrieden und Zänkereien geriethen, wo das liebliche und gemüthliche Wesen jederzeit zu vermitteln und zu versöhnen wußte. Darum war sie auch allgemein beliebt. Sogar unter ihren Dienern, den Greifen. Das waren gar wunderliche, nicht selten mürrische Käuze mit Adlerköpfen, Bärentatzen und geflügelten Löwenleibern, die zugleich eine Art Wächteramt über die Feen auszuüben hatten, wie gewisse Bedienstete im Serail. Den unsterblichen Frauen war nämlich ein näherer Verkehr mit sterblichen Männern, nicht sowohl untersagt, als er sich ihnen vielmehr von selber verbot. Wollten sie sich der irdischen Liebe ergeben, so stand ihnen das zwar frei — doch auf ihre Gefahr! Ein zärtliches Verhältniß mit einem Sterblichen — und ihre Unsterblichkeit war verwirkt.

Ein ſo koſtbares Privilegium ſchlägt man aber nicht ſo leicht in die Schanze. Und ſo hüteten ſich denn auch die Feen durch viele Jahrhunderte vor dem gefährlichen Umgang mit jungen galanten Rittern, ſo ſehr dieſe auf ein Abenteuer mit einem dieſer holden Weſen erpicht waren und auch darauf ausgingen. Dieſer und Jener ſchlich wohl tagelang durch den verſchrienen Zauberwald (in das Feengebiet gehörig) und näherte ſich endlich nach mancherlei Kreuz- und Querwegen dem ſteilen Felſen, auf deſſen Spitze ſich der Sage nach irgend ein Feenſchloß erheben ſollte. Er gewahrte aber nichts als Nebel und wieder Nebel. In dunkler Nacht ſuchte er nun mit Mühe den Heimweg. Irrlichter tauchten vor ihm auf, die ihn den richtigen Pfad verfehlen ließen, und hinter ſeinem Rücken glaubte er ein höhniſches Lachen zu vernehmen, das ihm die Haare ſträuben machte; auch huſchten dunkle Schattengeſtalten an ihm vorüber, die ihm ſogar ſtellenweiſe den Weg verſperrten. Der tapfere Ritter hätte es gewiß mit jedem mannhaften Gegner, wohl auch mit ihrer mehreren aufgenommen — wer kämpft aber gegen Nacht- und Waldgeſpenſter? Was blieb dem wackern Kämpen übrig, als ſein frommes Kreuz zu ſchlagen? Da zerfloß auch der bedenkliche Schatten augenblicklich in die Luft, aus welcher jedoch ein entſetzliches Gehenl ertönte und ein Regen- und Hagelſchauer unter Blitz und Donner ſich über den Wanderer ergoß.

Erſt gegen grauenden Morgen, gehörig durchnäßt, halb verhungert und die Zunge am Gaumen klebend, gelangte der Abenteurer in ſeine Herberge und verſchwor vermuthlich alle und jede Feenliebe. Doch mancher Tameiſeau war hartnäckiger und unternehmender; er erkletterte den Zauberfelſen, trotz des dicken Nebels, drang bis zu dem marmornen und hellerleuchteten Feenſchloſſe vor, vernahm die ſüße Muſik, die aus deſſen Innern ertönte — da rannte er laut pochenden Herzens an die feſtverſchloſſenen ehernen Thore, ſchlug mit dem Schwerte daran, verlangte Einlaß. Eine der Pforten ſprang auf, aus ihr ſtürzten

aber die wachsamen Greife heraus, die den Eingang trotzig verwehrten. Der Ritter, nicht faul, schlug dem einen die Pfote, dem andern einen Flügel herunter, die wüthenden Greife fielen nun über den minnetollen Ritter her, zerrissen ihn buchstäblich in Stücke, die sie über die Felsen schleuderten. Auf diese Weise fand so mancher Feenjäger sein Grab, und die lieben Feen bewahrten ihre Unsterblichkeit.

Bei der Morgengabe ewiger Jugend und Schönheit, welche ihnen zugefallen, war das Erdenleben dieser unsterblichen Damen ein äußerst angenehmes und behagliches. Sie wohnten in herrlichen, wohl eingerichteten Schlössern, besuchten einander gegenseitig, gaben sich Diners und Soupers, Concerte und Bälle. Dienende Nymphen bereiteten die kostbarsten Speisen, kleine Gnomen credenzten die herrlichsten Weine, weibliche Sylphen schlugen bei diesen Festgelagen die Harfe und die Theorbe, sangen Hymnen und Päane.

In den Feengärten herrschte ein beständiger lauwarmer Frühling mit immer reifenden Sommer- und Herbstfrüchten. Von der Gestalt und dem Wohlgeschmack dieser Zauberfrüchte gibt unsere Ananas oder die Napoleonsbirne kaum einen näheren Begriff. Und die Blumen! Aller der seit jenen Wunderzeiten verloren gegangenen, farbenschimmernden und himmlisch duftenden uppigen Species nicht zu gedenken! Was aber dermalen bei Hoolbrenk in Wien nur als kostbare Seltenheit mit Mühe gezogen wird, das wuchs im Feenreiche wild auf und überwucherte den Boden. Auch der dortigen Fauna ist zu gedenken, besonders der Amphibien und Insecten. Die Mücken hatten beiläufig die Größe unserer Hirschkäfer und flogen den Feen gern in Schwärmen voraus, wobei sie ein harmonisches Gezwitscher vernehmen ließen. Keine von ihnen stach. Die Riesenkäfer von phantastischer Gestaltung und buntester Färbung, nicht viel kleiner als unsere Rattler und ebenso lebhaft und zapplig, ergötzten durch ihre Sprünge und Capriolen; reizende Schlängelchen und goldig glänzende Lacerten

nahmen thätigsten Antteil an diesen Naturscherzen. Löwen und Tiger waren die friedlichen Begleiter der unsterblichen Frauen, folgten ihnen wie Hündchen und nahmen mit Vorliebe die Nahrung aus deren weichen und weißen Händchen. Kurz, ein Stück Paradies war hier zurückgeblieben, den Sterblichen leider verschlossen, wie früher das ganze Öden, nach Adams unseligem Falle.

Die Feen machten täglich ihre Spazierfahrten durch die Lüfte in dem bequemen Muschelwagen, von den getreuen Greifen gezogen. Dichte Wolken bargen sie vor jedem irdischen Blick. Da droben konnte ihnen auch keiner der sterblichen Männer begegnen, vor denen sie überhaupt eine angewohnte Scheu hegten, welche bei den strenger angelegten dieser Damen, wie etwa die eiserne Isila, in einen völligen Widerwillen ausartete.

Zu den größten Feenvergnügungen zählte das nächtliche Baden bei Vollmondschein in den silberhellen Teichen. Wenn die deckende Hülle von den himmlischen Leibern sank, welche Körperformen boten sich da den großen Käfern und Lacerten dar, die sich neugierig am Ufer sammelten! Sogar die Wächter, die mürrischen Greife, überkam ein beifälliges Schmunzeln. Die Schwestern bewunderten ihre Schönheit gegenseitig, ohne allen Neid. Sie herzten und küßten einander wie unschuldige Kinder. Die Königin Madalberta, die redeglänzende, war zweifelsohne die hervorragendste und majestätischeste aller der Schönheiten. Ihre Länge glich einem Palmenbaum, ihr Hals war wie ein elfenbeinerner Thurm, ihre Nase wie der Thurm auf Libanon, ihre Lippen wie eine rosinenfarbene Schnur, ihre Wangen wie der Riß am Granatapfel — — genug! Wir müßten das ganze hohe Lied Salomonis abschreiben, wenn wir der „kolossalen Weiblichkeit" Madalberta's gerecht werden wollten. Ihre dienenden Schwestern umkreisten sie in staunender Bewunderung; sie selbst nahm die allgemeine Huldigung mit gelassener Würde entgegen. Da näherte sich Anita in allen ihren unverhüllten Reizen, in der ganzen zarten, rührenden und harmonischen, echt jungfräulichen Schön-

heit, bescheiden, schamhaft und hold erröthend, wenn die Blicke der Genossinnen sich ihrem untadeligen, wie Atlas glänzenden, ewig jungen Leibe zuwendeten. Ein „Ach" des Entzückens floß von allen Lippen, und das Liebliche hatte im Nu den Preis über das Erhabene davongetragen. Die Schwestern nahmen nun die kleine Anita in ihre Mitte und stürzten sich mit ihr in die klaren Wellen, wo sie herumplätscherten, tausend harmlose Scherze trieben und mit den Schwänen um die Wette schwammen. Die ernsten Greise wurden nicht müde, diesen Spielen zuzuschauen. Lange nach Mitternacht mahnte die Königin zum Aufbruch und geruhte die munteren Scharen zum Nachtmahl auf die Burg einzuladen.

In dieser angenehmen Weise verstrich im Feenreiche ein Tag um den anderen. Wenn das durch Jahrhunderte so fortging, braucht man sich darüber nicht zu verwundern. Ein Leben ohne Sorgen und frei von Leidenschaften, zumeist von der verderblichen Liebe, welche häufig den Dämon der Eifersucht und andere böse Geister im Gefolge hat, ein solches stürmeloses Dasein ist einzig und allein geeignet, die Gleichmäßigkeit der Seele zu bewahren und die Gemüthsruhe für immer aufrecht zu erhalten. Leider, daß sich unter uns Sterblichen die fatale Liebe nicht aus der Welt schaffen läßt! Wir verdanken ihr sogar unsere Existenz. Anders bei den Feen. Sie waren ungeboren, hatten weder Vater noch Mutter, kamen unmittelbar aus der Hand des Demiurgen. Die Alltagsliebe hatte sie nicht erzeugt und sich daher auch nicht auf sie vererbt. Die Anzahl dieser bevorzugten Ausnahmswesen war nur eine geringe, und sie konnten sich ihrer Natur nach nicht vermehren, wohl aber verringern, falls sie gewisse Gesetze übertreten sollten, deren Nichteinhalten sie mit dem Verluste ihrer Unsterblichkeit bedrohen würde. Ihrer Manche soll auch bereits vor Jahrtausenden eines natürlichen Todes gestorben sein. — Daß heutigen Tages keine Feen mehr existiren, glaubt man mit einiger Gewißheit annehmen zu dürfen, obwohl sich kein sicherer Beweis dafür herstellen läßt. Daß es Hexen gegeben, darüber ist

kein Zweifel, denn noch im vorigen Jahrhundert wurden deren verbrannt, und in Mexico soll sogar in unseren Tagen ein derlei Auto-da-fé stattgefunden haben. Eine Fee wurde aber niemals vor ein Inquisitionstribunal gezogen — vermuthlich weil diese Damen in unfürdenklichen Zeiten lebten, wo es noch keine Jesuiten und Dominicaner und folglich keine Ketzergerichte gab. Gewisse Rationalisten und Skeptiker behaupten nun gar, die Feen seien unhistorisch und gehörten schlechterdings in die Märchenwelt, welche jeder Realität ermangelt. Das schmeckt nach der nüchternen, prosaisch-historischen Schule von Niebuhr und Mommsen, welche ja auch die römischen Könige, den Wilhelm Tell, das „moriamur pro rege nostro“ und was noch alles wegleugnet!

Nach dieser trockenen Doctrin gibt es keine glaubwürdigen Sagen und Mythen, womit denn überhaupt die Poesie aus der Welt verschwindet und schlechterdings nichts als wahr und wirklich gelten soll als dasjenige, was auf irgend einem uralten, verstaubten und von den Motten halb zerfressenen Pergament von jenen gelehrten Herren entdeckt, commentirt, an das Licht gezogen und als echte historische Quelle citirt und angepriesen wird. Wir lassen der Schrift ihren Werth, und so auch der heiligen Schrift — halten aber dabei mit dem großen Lessing an der Tradition unverbrüchlich fest. Der Feenglaube hat sich durch Jahrhunderte traditionell fortgepflanzt und ist in den alten Ritterromanen zu seinem poetischen Ausdrucke gelangt. Was aber in der Poesie zur Erscheinung kommt, das war vorher auch im Leben. In dieser Ueberzeugung haben wir nach hinlänglicher Forschung die vorliegende Arbeit unternommen, welche für nichts Geringeres gelten soll, als für ein gewissenhaftes Vorstudium zu einer künftigen philosophisch-pragmatischen Geschichte der Feen.

II.

Feen-Vertraulichkeiten.

Eine Königin lag in schweren Kindesnöthen und flehte die kleine Anita, die Beschützerin des Königshauses, in ihrer Bedrängniß um Beistand und Hilfe an. Das immer barmherzige Feechen leistete sein Möglichstes in Zuspruch, mystischen Sprüchen und Anwendung geheimer Naturkräfte. In verbis, herbis et lapidibus. Ein wunderschönes Prinzlein kam ans Tageslicht. Ein sanfter Kuß Anita's — und der künftige Heros war vorbestimmt; der Sage nach kein Geringerer als Karl Martell.

Anita kehrte nachdenklich und wie verstimmt vom Hofe der Königin zurück und begab sich sinnend in ihre Gärten. Dort hüpfte ihr die Feenschwester, die ewig heitere Tagalinde, entgegen und machte ihre gewöhnlichen Possen, welche diesmal nicht die geringste Erwiderung fanden. — „Was fehlt Dir, Kind?" fragte die Tagesfee. „Du siehst ja verdrießlich aus!"

„Ich sinne über das Los der Sterblichen nach", erwiderte Anita schwermüthig. „Die arme Königin!"

„Ihre eigene Schuld!" eiferte Tagalinde.

„Das wohl! Freilich. Die Unglückliche!" seufzte Anita, noch immer in sich gekehrt.

„Zwar die Liebe —", meinte die Andere und hielt inne.

Anita wurde aufmerksam. — „Nun! Die Liebe?"

„Man erzählt sich so viel Schönes davon, und ich möchte wohl einmal bei Gelegenheit erfahren, was eigentlich dran ist!" schwätzte das Feechen.

„Was soll dran sein? Und was kümmert das uns Unsterbliche?"

„Den Kopf wird's nicht gleich kosten", rief Tagalinde unvorsichtig, erröthete aber und hielt abermals inne.

„Den Kopf? Wie meinst Du's?"

„Wenn Du mich an die Königin nicht verräthſt — auch an keine der Schweſtern" — ſagte die Andere zögernd — „nur Dir allein wollte ich's anvertrauen."

„Ja was denn?"

„Ein kleines Abenteuer. — Es lief mir geſtern durch den Kopf, ein bischen für mich allein herumzuſchlendern. So, während meine täppiſchen Greife ein wenig eingedöſelt waren; ſchlich ich mich davon und kam im Weiterſchreiten ganz unvermerkt über unſern Grenzwald hinaus."

„Was uns ſtrenge verboten iſt!"

„Nun ja Aber ewig das Einerlei! Immer nur in den Lüften herumkutſchiren! Man will doch auch Abwechslung. Und kaum ein paar hundert Schritte von der Feengrenze lachte mich ein junges Birkengehölz ſo friſch und freudig an! Und als ich näher trat, hört' ich Dir einen Vogelgeſang aus dem Wäldchen erklingen, ſo ſüß, ſo eigen."

„Als ob wir hier nicht der Vögel genug hätten!"

„Das ſind immer die alten! Ihr Pfeifen weiß ich auswendig. Dort waren aber andere, und ſo hübſche, ſo bunte Federn."

„Du gingſt alſo in den Birkenwald?"

„Ich bin ſchon drin. Mitten drinne. Und ich bereue den Ausflug ganz und gar nicht, da ich dadurch Gelegenheit fand, ein gutes Werk zu thun, wie Du am Königshofe."

„Eine Entbindung alſo?" fragte Anita naiv.

„Beileibe! Weit davon. Denke Dir nur! Mitten im Walde lag ein ohnmächtiger und ſchwer verwundeter' — Anita erſchrak.

„Wie? Ein Mann?"

„Nein. Ein Jüngling. Ein halber Knabe. Er lag auf dem Rücken und rührte ſich nicht. Seine blonden und blutigen Locken fielen ihm über die Stirne, auf der die offene Wunde klaffte. Da ergriff mich ein inniges Mitleid über das arme Menſchenbild. Sollt' ich den Knaben verkommen laſſen? Ich

neigte mich also zu ihm, strich ihm die Haare aus dem Gesicht und berührte die Wunde mit meinen Fingern, denen, wie den Deinigen, die heilende Kraft verliehen ist. Die Wunde war auch wie weggeblasen. Bald darauf erwachte der junge Mensch von seinem Todesschlummer, starrte mich mit seinen großen blauen Augen verwundert an, griff nach seiner Stirne, von der ich ihm eben die letzten Blutstropfen herunterwischte. — „Wer bist Du, holdes Wesen?“ fragte er. — „Und wer bist denn Du“, fragte ich entgegen.“

„Eine Page vom nahen Herzogshofe. Ein Mensch, der mir auf den Dienst lauert, hatte mich hier im Walde überfallen und mir die tödtliche Wunde beigebracht, die wie durch Zauber verschwunden ist. Und Du hast mich geheilt? Noch einmal! Wer bist Du?“ Damit erhob er sich vom Boden und trat nahe an mich heran.“

„Ich verstehe mich ein wenig auf die Wundarzneikunst“ — erwiderte ich ihm ausweichend — „und freue mich, daß ich Dir den kleinen Dienst erweisen konnte.“ — „Wie soll ich Dir danken? Wie kann ich Dir's lohnen?“ rief der hübsche Jüngling mit Wärme, ergriff meine Hände, drückte sie erst an seine Brust und wollte sie dann küssen, was ich aber nicht litt, sondern ich entzog mich ihm rasch.“

„Ich brauche weder Dank noch Lohn“, erwiderte ich ihm kurz. „Lebt wohl, junger Herr Page!“

Da die Erzählerin hier eine Pause machte, so fühlte sich Anita veranlaßt, zu sagen: „Darauf bist Du also aus dem Wäldchen fortgegangen und in unser Reich zurückgekehrt?“

„Nicht allsogleich“, wurde die zögernde Auskunft ertheilt. „Ich blieb noch ein klein Weilchen. Der junge Mensch bat so inständig. So redeten wir noch Dieses und Jenes. Er äußerte auch das Verlangen, seine Wohlthäterin und Lebensretterin wiederzusehen. Das sei unmöglich, versicherte ich ihm. Ich wohnte weit ab und käme schwerlich wieder in diese Gegend. —

Wenn aber doch! meinte er. Er wollte mich von heute an täglich zur selben Stunde in dem Wäldchen erwarten. — Er solle sich keine vergebliche Mühe machen, sagte ich ihm. Darauf empfahl ich mich kurzweg, schlüpfte rasch davon und verbot ihm, mir zu folgen. Er blickte mir traurig nach — so seelenbetrübt! — Aus dem Wäldchen herausgekommen, ließ ich mir aber Zeit, schritt langsam nach unserm Revier, schaute ein paarmal zurück. Weit und breit kein Jüngling zu sehen! Er hielt sich genau an meinen Befehl, that keinen Schritt nach mir. Ein recht gewissenhafter junger Mensch, gelt? Und was sagst Du überhaupt zu dieser Geschichte?"

„Er weiß nicht, daß Du eine Unsterbliche bist?" fragte Anita, ohne zu antworten.

„Nicht von weitem! Er hat keine Ahnung von meinem hohen Ursprung. Er hält mich aber jedenfalls für eine vornehme Jungfrau. Wohl gar für eine Prinzessin! Und für eine hübsche obendrein — denn dessen hat er mich wiederholt versichert, jedoch immer mit dem gebührenden Respect."

„Wenn auch, es war unvorsichtig von Dir, Dich mit einem sterblichen Menschen einzulassen", urtheilte Anita mit etwas strenger Betonung.

„Hätt' ich ihn hilflos verschmachten lassen sollen?" suchte Tagalinde einzuwenden.

„Wer verlangt das? Aber einen Menschen retten und sich mit ihm in Verhandlungen und Unterhaltungen einlassen, ist zweierlei. Du hättest gleich davon gehen sollen, so lang er noch in der Betäubung lag. — Wie, wenn er sich nun in Dich verliebt hätte? wie man auf Erden zu sagen pflegt. Oder Du Dich wohl gar in ihn?"

„Und wäre daran was Uebles?" meinte die muntere Tagesfee. „Soll ich Dir Alles gestehen? Längst wollt' ich einen Begriff von dem Ding bekommen, welches man Liebe nennt — ohne mich zu weit damit einzulassen. Und sieh, es dämmert mir

ſchon ein wenig Die demüthigen Worte, die zärtlichen Augen des Menſchen haben mich aufgeklärt. Und ſein Schmerz, ja ſeine Verzweiflung, als ich mich anſchickte, ihn zu verlaſſen. Und zwar für immer, wie ich ihn verſicherte. Sollteſt Du's glauben? Da ſtürzten die hellen Thränen aus den Augen des Knaben. — Wie mir das Spaß machte!"

„Thränen! Und Spaß?"

„Nein! Vergnügen. Eine eigene Art Vergnügen, wie ich das bisher niemals empfunden. Welche von Euch weint, wenn ich von ihr gehe? Weinen wir überhaupt? Das iſt für die Menſchen. Wir Unſterbliche lachen und haben auch Urſache. Aber Thränen und Seufzer, derlei mag wohl zur Liebe gehören. Und wenn der Knabe mich liebt, ſoll ich nicht Mitleid mit ihm haben? Und darum wollt' ich Dich fragen" — die Fee hielt inne und warf einen wie verlegenen Blick auf das ernſt dreinſchauende Antlitz ihrer Schweſter.

„Sprich alſo! Was wollteſt Du fragen?"

„Ich möcht' ihm gern die kleine Freude machen."

„Welche denn?"

„Mich wieder zu ſehen. Jetzt wäre juſt die Stunde. Er rennt gewiß wie verzweifelnd im Walde herum und ſchaut nach mir aus. Wie, wenn ich ihn überraſchte!"

„Ich begreife Dich nicht!" ſagte Anita kopfſchüttelnd. „Man wird überhaupt nicht klug aus Dir."

„Warum? Was willſt Du noch wiſſen? Ich ſage Dir Alles. Du biſt ja meine liebe Vertraute!" Damit wurde die Freundin umarmt, geherzt, abgeküßt.

„So höre mich ruhig an" — nahm Anita abwehrend das Wort. — „Du weißt, Allvater, der uns geſchaffen, der uns alle Freude und Luſt gewährt, hat uns nur das Eine unterſagt: oder uns davor gewarnt — vor der Liebe, die, wenn heiter und fröhlich im Anfang, zuletzt immer in Leiden und Schmerzen ihr trauriges Ende findet — wie ich das erſt heute erfahren habe.

Für uns taugt die Liebe nicht. Das meint auch unsere Königin. Sie ist streng und unnachsichtig und sie würde das Vergehen, das Du Dir zu Schulden kommen lassen — denn das ist ein Vergehen — mit Deiner ewigen Verbannung aus ihrer erhabenen Gegenwart bestrafen. Und die Schwestern, erführen sie Deine Verirrung, würden Deinen Umgang meiden, Dich verstoßen, verachten."

„Weil ich einmal mitleidig war?" murmelte Tagalinde.

„Weil Du Dich in eine Gefahr begeben hast, deren Folgen nicht abzusehen sind. Darum laß es mit dem Einen Schritte genug sein. Jenen Mann, oder Jüngling, oder Knaben, suche ihn nicht wieder auf, überlaß ihn seinem Schicksal."

„Seiner Verzweiflung!"

„Gib mir Dein ehrliches Wort darauf!"

„Wenn's durchaus sein muß" — meinte Tagalinde, ohne überzeugt zu scheinen. — „Du siehst auch die Sache zu schwarz" — fuhr sie fort. „Wenn der Page mich liebt, was kann ich dafür und was kümmert's mich? Zu lieben ist uns verboten. Gut. Aber uns lieben zu lassen! Wer kann das hindern? Und er will ja nichts, als mich bisweilen sehen, ein paar Worte mit mir sprechen. Einmal im Monat etwa, oder alle vierzehn Tage. Wenn ich ihm da die Gnade erweise, mich etwa zehn Minuten von ihm begucken lasse — was ist da Schlimmes oder Gefährliches? Sage selbst!"

„Thu' nach Deinem Gutdünken!" erwiderte Anita mit einiger Kälte. „Du bist Fee wie ich, und ich habe Dir nichts vorzuschreiben. Dein Geheimniß ruht in meiner treuen Brust — verrathe Dich den Anderen nicht, und möge Dein Abenteuer glücklicher ausgehen als ich's voraussehe! Lebe wohl!"

Anita hatte sich zum Fortgehen gewendet. Tagalinde besann sich einen Moment, dann eilte sie der Vertrauten nach, umarmte sie stürmisch.

„Du bist besser als ich!“ rief sie aus. „Klüger und besser! Ich folge Deinem Rathe — ich will den hübschen Pagen nicht wiedersehen.“

„So schwöre mir das zu!“ sagte Anita feierlich. „Bei Allvater und seiner All-Liebe zu uns, seinen Geschöpfen!“

„Bei Allvater!“ hauchte Tagalinde, kaum vernehmbar. Allein die Rührung der munteren Fee hielt nicht lange Stich. — „Die All-Liebe!“ sagte sie lächelnd.

„Wenn man Alles liebt, so liebt man nichts Besonderes. Aber ich meine immer, nur im Besonderen steckt die Liebe, und ich möchte für mein Leben gern erfahren, worin denn eigentlich dieses Besondere besteht.“

III.

Der erste Schritt einer Fee.

Von allen Greisen hatten sich von jeher als die wildesten und grausamsten diejenigen erwiesen, welche der strengen Eisenjungfrau Isila dienten. Sie waren es auch, welche die Körper der jungen Liebesritter, die sich auf das Schloß der Jungfrau gewagt, ohne Barmherzigkeit zerstückt und in den Abgrund geschleudert hatten. Isila lobte und belohnte sie für diese Heldenthat. Diejenigen von den wackeren Wächtern, welche im Kampfe mit den Damoiseaux einer Tatze oder eines Flügels verlustig geworden, durften sich einer besonderen Berücksichtigung und der sorgsamsten Pflege erfreuen; sie wurden auch ihrer anstrengenden Tages- und Nachtwachen überhoben und nur mehr zum inneren Palastdienste verwendet. Auf Isila's Bitte ernannte die Königin diese tapferen Invaliden zu Ehrengreisen, verlieh ihnen Orden und andere Auszeichnungen. Auch die unverletzt gebliebenen gingen nicht leer aus. Das spornte die übrigen Greise und so auch die Diener Tagalinden's zu ähnlichen Großthaten an. — „Wagte

ſich nur ſo ein junger Feder auf das Schloß unſerer Gebieterin, wie wollten wir ihn zerzauſen!" Alſo prahlten ſie untereinander. Und Einer von ihnen wollte erſt vor Kurzem einen Junker oder Pagen gewahrt haben, wie er ſich zögernd dem Zauberwalde genähert. „Ein rechtes Milchgeſicht mit langen blonden Locken!" beſchrieb ihn der Greif. „Es heißt, er ſei der Diener eines Grafen oder Herzogs. Na, komm' nur, Bürſchchen! Sticht Dich der Hafer, wir wollen Dir gehörig heimleuchten und Deiner Liebesſehnſucht mit unſeren Schnäbeln und Klauen ein raſches Ende bereiten! Gelt, Kameraden?"

Die rohen Geſellen, die bei ſüßem Weine ſaßen, ſtimmten lachend ein und tranken auf den Untergang und das Verderben aller ſterblichen Liebesritter.

Tagalinde, welche die bedenkliche Unterhaltung ihrer gar zu eifrigen Dienſtleute belauſcht hatte, erſchrak im Innerſten ihres Herzens. Ein blonder Page! Er iſt's! — Sie lief ſpornſtreichs zu ihrer Vertrauten. „Sie wollen ihn umbringen!" ſchrie ſie ihr entgegen.

„Wer? Wen?" fragte Anita und legte die Mandoline bei Seite, auf welcher ſie eben geklimpert.

„Die abſcheulichen Greife! Meinen — den Pagen! Den armen, lieben, jungen Menſchen!" rief Tagalinde, wie außer ſich. „Sage, was Du willſt! Ich muß ihn warnen. Ich will ihn aufſuchen. Jetzt, gleich, im Augenblick. Wenn ich ihn noch finde! Wenn er mich noch erwartet! Jetzt iſt zwar die Stunde. Aber ſeitdem ſind Wochen verſtrichen. Warum haſt Du mich damals abgehalten! Glaubſt Du, daß er meiner noch immer harren wird?"

„Ich kenne die Art und Weiſe der Sterblichen zu wenig, als daß ich Dir dieſe Frage beantworten könnte", erwiderte Anita gelaſſen.

„Er wird mich erwarten und ich ſuche ihn auf — werde daraus, was wolle" — rief Tagalinde in höchſter Aufregung und eilte dem Ausgange des Gemaches zu.

„Warte noch ein wenig!“ mahnte Anita. Sie griff nach ihrem Zauberschleier, welcher die Gabe hat, unsichtbar zu machen, und schlang ihn über sich und die Freundin.

„Was thust Du?“ fragte Tagalinde bestürzt.

„Ich will Dich begleiten. Du sollst den Menschen warnen, aber ohne daß er Dich sieht. Er soll blos Deine mahnende Stimme hören. Das genügt. Und ich will dabei sein.“

„Du bist meine liebe, herzige Schwester!“ schmeichelte Tagalinde und umarmte die Vertraute. Hierauf schwebten die beiden Feen davon und nach dem Birkenwäldchen.

Dort lag der junge blonde Page im Schatten eines der Bäume und blickte unverwandt nach dem Pfade, auf welchem ihm seine Lebensretterin damals entschwunden war. — „Sie kommt nicht!“ seufzte er. „Auch heute nicht! Sie hat mich vergessen — verachtet mich wohl gar. Wie sollte sie auch nicht? Gewiß, sie ist eine hohe Prinzessin. Und wer bin ich? Ein niedriger Diener, ein Page, ein Nichts! Und ich blicke zu ihr hinauf wie zu einer Göttin! Aber darf man denn die Götter nicht verehren? Sie nicht lieben — und anbeten? In tiefer Demuth und Ergebung! Ach, wie Du mich umschwebst, Du Himmlische! Du und Deine Reize! Ich sah Dein holdes Lächeln, vernahm Deine süße Stimme — und seitdem ist mir ein neues Leben aufgegangen. Ich fühle nur Dich, und lebe nur Dich! Und Du entziehst Dich mir! Für immer? Ich kann's nicht glauben! Erscheine mir nur noch ein einziges Mal! Laß mich den Saum Deines Gewandes küssen, den Staub unter Deinen zarten Füßchen! Denn die schneeweiße Hand — das wäre der Wonne zu viel! Und denk' ich des rosenrothen Mundes, der mich anlächelt, der freudestrahlenden Augen — — Ach Gott, ich vergehe!“ — Dicke Zähren strömten aus den Augen des Jünglings, und er barg die Gluten seines blühenden Angesichts im kühlen feuchten Grase.

Der Page ahnte nicht, welche Zuhörerinnen seinem leidenschaftlichen Monologe gelauscht hatten. Da glaubte er ein Knistern in seiner unmittelbaren Nähe zu vernehmen — le frôlement d'une robe de soie, wie's in den französischen Romanen heißt — auch ein leises Flüstern, wie von zarten Frauenstimmen. Er spitzte sein Ohr, sprang vom Boden auf, blickte rings im Kreise herum. Ein neues Knistern und Rauschen. „Wer ist da?" rief er betroffen. „Wer naht sich mir in unsichtbarer Gegenwart?"

„Eine Freundin!" lispelte es aus den Lüften. „Deine Beschützerin, die gekommen ist, Dich zu warnen. Betritt nun und nimmer den Zauberwald, wenn Dir Dein Leben lieb ist, Jüngling!"

„Mein Leben? Was gilt mir das?" rief der Page aus. „Du nur! Nur Du! Denn ich erkenne Deine süße Stimme, Du bist es! Aber wo bist Du? Sei barmherzig, zeige Dich mir!" — Er fegelte mit den Armen herum und griff in die leeren Lüfte.

„Du darfst mich nicht sehen, nur hören!" erklang es von weitem, „Aber noch einmal! Hüte Dich vor dem Zauberwald. Leb' wohl!"

Der Page lief nach der Richtung, von woher die Stimme erscholl. Ein halb unterdrücktes Kichern. Tagalinde wollte fliehen — da löste sich der Zauberschleier von ihrem Haupte. War's Zufall? Oder lag vielleicht Absicht in der raschen Bewegung der Fee? Kurz, der Page, wie er in der Luft herumtappte, hatte einen wirklichen weiblichen Arm ergriffen, dessen ganzes Zubehör zu gleicher Zeit sichtbar ward.

„Du bist es, Himmlische!" rief der Page entzückt, und bedeckte den vollen weißen Arm, den er nicht los ließ und der nur schwachen Widerstand leistete, mit heißen Küssen.

„Unvorsichtige!" flüsterte die unsichtbare Anita der Freundin zu und wollte sie wieder unter den Schleier ziehen.

„Laß nur!“ erwiderte Tagalinde, die endlich ihren Arm wieder frei bekam, leiſe und abwehrend. „Tritt ein wenig ſeitwärts. Ich muß doch dem armen Menſchen erſt ein Schutzmittel gegen die Greiſe angeben.“

Anita trat ärgerlich bei Seite, ging zwiſchen den Bäumen auf und ab, verlor aber die Beiden nicht aus den Augen.

„Du ſprichſt mit der leeren Luft?“ fragte der Page erſtaunt.

„Die Luft hat Ohren und Augen und auch einen Mund“ — verſetzte Tagalinde, die ihren guten Humor bald wieder gefunden hatte. „Unſichtbare Zeugen umſchweben uns. Vergiß das nicht und ſei fein artlich, in Worten wie in Geberden. Fünf Schritte vom Leibe, ſo wollen wir mit einander verhandeln, und meine Arme gehören mir, nicht Dir. Das merke Dir. — Und jetzt nur gleich zur Hauptſache! Du haſt Dich kürzlich in den Zauberwald begeben wollen. Iſt das wahr?“

„Ach ja! Du hatteſt Dich damals nach der wilden Gegend zu verloren, und ich hoffte Dich dort vielleicht zu finden, wagte aber doch nicht, den verrufenen Ort zu betreten — auch konnt' ich mir bei näherer Ueberlegung nicht wohl vorſtellen, daß ein ſo holdes Weſen ſich unter dem Hexen- und Zaubergeſindel aufhalten ſollte.“

„Sprich nicht von Dingen, die Du nicht verſtehſt, junger Menſch!“ fuhr ihn Tagalinde an, durch den Ausdruck „Geſindel“ verletzt. — „Du biſt alſo ein Page?“ fuhr ſie etwas freundlicher fort. „Wie nennſt Du Dich?“

„Amadis. Ich bin ein leiblicher Nachkomme des hochberühmten Amadis von Gallien“ — gab ſich der Jüngling nicht ohne Selbſtbewußtſein zu erkennen — „folglich jedenfalls von guter Geburt. — Und darf ich fragen, welche Gräfin oder Fürſtin ich in Dir zu verehren habe?“

„Ihr dürft weder fragen, noch mir ſo nahe an den Leib rücken, Herr Amadis, denn das iſt gegen unſere Verabredung!“

erklärte ihm die Fee mit einiger Schärfe, nahm aber sogleich wieder einen milderen Ton an. „Ich mein' es gut mit Dir, junger Mensch!" versicherte sie ihm mit einer kleinen Protectormiene. „Da sind ja gewisse grobe Gesellen, die sich Greife nennen und die sich einem hübschen Junker nichts weniger als gewogen oder freundlich erweisen dürften, falls er in ihr Bereich kommen sollte, denen man daher am besten aus dem Wege geht."

„Ich fürchte Niemanden und nichts!" rief stolz der Jüngling, der sich als Mann zeigen wollte. „Und wenn es sich um Dich handelt, so wollt' ich es wohl mit allen Greifen und Ungeheuern der ganzen Welt aufnehmen!"

„Thu' nur nicht gar so groß!" versetzte Tagalinde lächelnd, im Stillen aber durch die Ergebenheit des jungen Menschen für ihr Persönchen nicht wenig geschmeichelt. — „Nimm diesen Ring. Droht Dir irgend eine Gefahr, so drehe ihn von rechts nach links, und ich werde Dir augenblicklich zur Hilfe erscheinen — selbst wenn die Gefahr nicht gar so gefährlich sein sollte!"

Amadis sah sie groß an. „Du bist also doch ein Zauberweib?" fragte er, wie enttäuscht, beinahe wehmüthig.

„Wenn Du den Ring nicht magst, so gib ihn mir zurück!" rief die leicht reizbare Schöne mit einer unwilligen Geberde.

„Nein, nein! Laß mir das Zeichen Deiner Huld. — Allein ich bin ein Christ!" erklärte er ihr nach einer kleinen Pause mit einem gewissen Nachdruck und schien die Wirkung dieser confessionellen Mittheilung an ihrer Miene zu beobachten.

„Was weiter?" sagte die Fee gleichgiltig.

„Das schreckt Dich also nicht?" rief er freudig aus. „So glaubst Du an Gott?"

„Wir nennen ihn Allvater."

„Das ist er auch! — Und an seinen Sohn?"

„Den kennen wir nicht!"

„Auch nicht an den heiligen Geist?"

„Was Du nur ſchwatzeſt! Geiſter ſind wir Alle. Auch ich. Auch Du. Wer wird nicht an den Geiſt glauben?"

„Nein, Du biſt keine Heidin!" rief Amadis, wie zufrieden mit ſeiner Katechiſation, und ſchlug ein Kreuz über ſich, wie über die Fee.

„Was machſt Du da für Zeichen?" fragte dieſe verwundert.

„Damit ſegne ich Dich, wie mich, im Sinne unſerer Religion!" verſetzte der ebenſo fromme als verliebte Jüngling. „Und wär' es mir doch vergönnt, Dich völlig in ihre Myſterien einzuweihen! Dazu bedarf es freilich einer geraumen Zeit."

„Und meine Zeit iſt gemeſſen!" unterbrach ihn Tagalinde und wendete ſich zum Fortgehen, da ſie gewahrte, daß ihr Anita, ſich langſam näherud, zuwinkte.

„Bleibe noch!" drängte Amadis. „Noch weiß ich nicht, wer Du eigentlich biſt, wie Du Dich nennſt."

„Mein Name iſt Tagalinde. Mehr brauchſt Du nicht zu wiſſen."

„Tagalinde! Ein holder Name! Und wann ſeh' ich Dich wieder?"

„Wann? wer weiß!"

„Morgen! Uebermorgen' Nein, morgen!" — Er ergriff ihre Hand, wollte ihren ſchlanken Leib umfaſſen. Anita war (ihm unſichtbar) raſch hinzu getreten. Tagalinde riß ſich los und flüchtete ſich zur Freundin. Der fromme Amadis folgte ihr. — „Wann ſeh' ich Dich wieder? Um Dich die Religion der Liebe zu lehren?"

Anita hob drohend einen Finger. Ihre Feenſchweſter trat langſam wieder auf Amadis zu.

„Du fragſt, wann?" ſagte ſie, wie kleinmüthig. „Niemals wieder, Jüngling! Niemals!"

„Mein Gott! Niemals? Niemals?" — dabei blickte er ſie ſo wehmüthig an, und mit ſo hübſchen Augen! Sollte man ihn ganz ohne Hoffnung laſſen?

„Morgen, um dieſelbe Stunde!“ flüſterte ſie ihm ins Ohr und war unter Anita's Schleier verſchwunden.

„Tagalinde! Tagalinde!“ rief der liebestrunkene Jüngling, hob die verlangenden Arme empor und griff abermals in die leeren Lüfte. — Morgen alſo! — So ſtrich er den ganzen übrigen Tag durch den Wald, ſehnte die Nacht herbei. Noch beſſer, ſie wäre vorüber, der Morgen wieder da, der himmliſch verheißende Morgen!

Im Nachhauſeſchweben unterhielten ſich die beiden Feen über den verliebten Pagen. — „Wie findeſt Du ihn?“ fragte Tagalinde.

„Wie ein recht unreifes Menſchenkind!“ meinte Anita. — „Ich hoffe, daß wir ihn nicht wieder aufſuchen werden?“

„Wir? Beileibe! — Er iſt jetzt vor den Greifen gewarnt, auch weiß ich nun beiläufig, was dieſe Sterblichen Liebe nennen. — Du haſt ihn ja belauſcht, gleich mir; wie er mit ſich ſelber ſprach, nicht wahr?“

„Ich gab wenig acht. Hab' auch ſein Kauderwelſch kaum verſtanden.“

„Es ging auch nicht auf Dich. — Aber laſſen wir's. Meine Neugier iſt jetzt befriedigt. Sprechen wir alſo nicht weiter von dem Menſchen!“

Er ward auch von den Freundinnen nicht wieder erwähnt. Tagalinde, ſcheint es, bedurfte keiner Vertrauten mehr. Das Rendez-vous war gegeben, und dabei wäre die Gegenwart eines Zeugen ſo ziemlich von Ueberfluß.

IV.

Verſpätet!

Im Feenreiche ging es inzwiſchen hoch her. Die vollblütige und ſtattliche Königin, deren körperlicher Umfang bereits über die Schönheitslinie erſichtlich hinauszureichen begann, ward ein

wenig ängstlich über den gar zu üppigen Zuwachs ihrer erhabenen Erscheinung, und so konnte sie zuletzt nicht umhin, den längst ertheilten diätetischen Winken ihres geheimen Haus-, Hof- und Leibarztes, eines ehrwürdigen alten Zauberers, des einzigen männlichen Individuums, welches bei Hofe Zutritt hatte, einigermaßen ein geneigtes Ohr zu leihen. Das Recept des Aeskulap lautete einfach: Mäßigkeit und Bewegung.

Nun waren aber Ihre Majestät eine ziemlich starke Esserin und auch den Gaben des Bacchus nicht eben abhold. Die Hoftafel wurde daher kaum beschränkt, nur daß die kochenden Unter-Nymphen den Auftrag erhielten, die Speisen etwas leichter zu bereiten und ihnen weniger Fett und Gewürz beizugeben. Auch schwere Getränke wurden eine Weile vermieden, dagegen floß der Feen-Schaumwein täglich an der Tafel wie bisher. Dafür warf man sich mit wahrer weiblicher Leidenschaft auf den zweiten Theil der ärztlichen Vorschrift. Wenn man Bewegung machte, und zwar heftige Bewegung, das konnte den Appetit nur schärfen, und so brauchte man sich in dessen Stillung keinen besonderen Abbruch zu thun. In dieser Weise suchen wohl auch die irdischen hohen Damen die Dispensationen ihrer Doctoren auszulegen und zu paralysiren.

Nur Bewegung! Das war nun das Losungswort bei Hofe. Die Luftmuschelwägen wurden flugs in die Remisen gezogen, dafür standen bereits am frühen Morgen prächtig angeschirrte flüchtige Renner bereit. Rappen, Schimmel und Falben zur Auswahl. Und so durchrasten die holden Kinder der Luft, die Königin an der Spitze, den ganzen weiten Zauberwald von Süd nach Nord, von Ost nach West, ritten Steeple-chase, setzten über hohe Zäune und tiefe Gräben, nach allen Regeln des Sport. Und wie mundete das zweite Frühstück nach der Heimkehr! Doch kaum war das eingenommen, so ging es zum Reif- und Ballspiel, zum Criquet und Croquet. Auch das weibliche Turnen kam schon damals in Aufnahme. Zuletzt verschlang die Jagdlust, auf

die man gleichfalls gerieth, alle übrigen Vergnügen. Man hetzte Hasen und Hirsche, Füchse und Wildsäue, stürzte nicht selten im wilden Galoppiren hart zu Boden, glücklicherweise ohne den Hals zu brechen, was die Unsterblichen nicht zu besorgen haben. Dagegen wälzten sich die zarten Damen gelegentlich im Staube; doch machten sie sich nichts daraus, und welcher von ihnen es gelang, den Jagdspeer in die Brust des Ebers zu bohren, die ward laut gepriesen, fühlte sich selber beseligt. Die Königin war in diesem kynegetischen Treiben allen Uebrigen weit voran, die eisenfeste Isila stand ihr zunächst im Run; unsere sanfte Anita dagegen zeigte wenig Jagdbehagen und hätte nicht um Vieles ein zartes Reh oder sonst ein unschuldiges Thier verletzt, geschweige getödtet. Die sonst immer muntere Tagalinde verhielt sich bei diesen lärmenden Vergnügungen ziemlich passiv und entzog sich ihnen auch, so oft das, ohne die Hofetiquette zu verletzen, geschehen konnte. Bisweilen schützte sie ein Unwohlsein vor; an ihr kam die „Feenmigräne" zuerst zur Erscheinung und vererbte sich späterhin auf die schöne Welt der sterblichen Frauen.

Nach dem Schlusse der Hetz- und Treibjagden gab die Königin ein großes Fest, zu welchem sämmtliche Ober- und Unter-Feen, auch einige Sylphiden, adelige Nymphen, sogar Nixen von einiger Distinction geladen waren. Die Ehrengreise führten die weiblichen Gäste respectvoll in die reizend geschmückten Blumensäle. Dort thronte die erhabene Madalberta in einem mit Diamanten übersäten Prachtgewande auf ihrem goldenen Thronsessel und nahm die Huldigungen der Damen, welche sich ihr mit unterthänigen Kniebeugungen näherten, mit herablassender Huld entgegen. Die vornehmsten Feen reihten sich, ihrem Range und der Etiquette gemäß, zunächst um ihre Herrscherin, und manches wunderhübsche Nixlein, welchem wohl seinen Reizen nach eine hervorragende Stelle gebührt hätte, mußte sich mit einem bescheidenen Hinterplätzchen begnügen. Es waren eben nur Süßwassergeborne, wässeriger Halbadel, sogenannte Wassernixen,

welche den Feen, den hohen Töchtern der Luft, weit nachstehen Ehre genug für sie, daß sie überhaupt nur geladen waren, ob gleich sie sich's gefallen lassen mußten, von dem exclusiven Feenadel über die Achsel angesehen zu werden. So auch, wenn es zum Ringeltanze kam, durfte man keiner wirklichen Fee zu muthen, einer einfachen Nixe die Hand zu reichen; lieber mocht der Ring zerreißen. Die Nixe, wenn sie nach Hause kam, macht sich hinterher mit ihrem Wassermann lustig über diese Prüderi der männerlosen Damen. Die Nixen durften sich aber ungestör der Liebe erfreuen; das linderte auch ihren Schmerz, wenn si bei diesen ceremoniösen Hoffesten als eine Art Parias behandel wurden. Ihr nasses häusliches Glück gewährte ihnen hinreichend Entschädigung für jene Hintansetzung in den Lüften und Wolke des Feenhofes.

Die Königin blickte in ihrem nächsten Kreise herum un schüttelte wie unwillig ihr hohes Haupt. Sie schien Einen de geladenen weiblichen Gäste zu vermissen. Die Ober-Feen zischelte untereinander. Es fehlte auch nicht an boshaften Bemerkunge über die Ausgebliebene oder Verspätete. Die Stunde war vor gerückt. Nahe an Mitternacht. — „Nehmt Platz, meine Damen! gestattete Madalberta huldvoll und gab das Zeichen zum Be ginne der Festlichkeiten. Die Feen ließen sich in ihre Armsess nieder, der nymphische Halbadel auf niedere Stühle, die Nixe durften dem Feste nur stehend beiwohnen, wie in der Folge de Zeiten die Bürger und Bauern auf den Landtagen. Doch au unter den niedrigen Gastinnen herrschte eine gewisse Rang ordnung; die Flußnixe stand hinter dem Fräulein vom See und es setzte Püffe und Stöße ab, wenn eine Unberechtigte si zu weit verdrängte.

Das Fest wurde eröffnet durch einen komischen Ringeltan von Salamandern und riesengroßen Skarabeen, wozu Tritone auf ungeheuren Seemuscheln eine ohrenzerreißende Zukunftsmus bliesen, welche jedoch allgemeinen Beifall fand; nicht minder gefiele

die Capriolen und Gliederverrenkungen der Grotesktänzer. Der gute Geschmack war auch an diesem Hofe nicht tonangebend.

Inzwischen hatte die Königin ein zweitesmal unter den Damen Umschau gehalten und ernsthaft die Stirne gerunzelt, was für ein schlimmes Zeichen galt und ein abermaliges Zischeln und ein neues geheimes Spötteln zur Folge hatte. Anita ward nun von Ihrer Majestät allergnädigst aufgefordert, ein Lied zu singen. — Gleich nach dem Spectakel der Salamander und Mistkäfer! Sie gab nur ungern ihre sanften Gesänge zum Besten, erzielte aber damit einen großen Erfolg. Allgemeiner Applaus, nachdem die Königin mit hocheigenen Händen geklatscht hatte. Die kleine Fee wurde von ihren Schwestern umringt, ihrer Stimme, ihrem Vortrage, sowie ihrer Begleitung auf der Mandoline der gebührende Tribut des Beifalls gezollt.

Während Alles mit der Virtuosin beschäftigt war, sprangen die Flügelthüren des Prunksaales auf und Tagalinde stürzte herein mit hochrothem Antlitz, in kostbarer, wenn auch etwas derangirter Toilette und mit einer nicht ganz untadeligen, ein wenig zerrütteten Coiffure. Sie schob rechts und links die Nymphen und Nixen bei Seite, zertheilte die Reihen ihrer Feenschwestern und warf sich der Königin zu Füßen. — „Vergib, hohe Gebieterin, daß ich mich ein wenig verspätet habe" — flehte sie, halb athemlos — „allein ich erhielt Deine Einladung erst zu später Abendstunde. Meine vergeßlichen Greise sind schuld daran. So mußt' ich mich in Eile ankleiden lassen. Durch eine ungeschickte Kammernymphe obendrein, die mich nicht übel zerzaust hat. — Noch einmal: Verzeihung!" — Damit umfaßte sie Madalberta's gewaltige Knie. Die Königin stand stumm und unbeweglich, fixirte die Dienerin mit ihren großen Augen, ihrem starren Blick. Lautlose Stille herrschte in der ganzen Versammlung. Auf einen Wink der Königin nahm das Fest seinen weiteren Verlauf. Ein Wassermann, der auch Dichter war, hatte ein kleines Ding in Versen zusammengestoppelt, von der Art

unſerer proverbes dramatiques, ein paar artige Nixen hatten das Dramolet einſtudirt und gaben es nun zum Beſten. Natürlich, daß es in dieſem Gelegenheitsſtück an ſchmeichelhaften Anſpielungen auf die Feenkönigin durchaus nicht fehlte. Derlei Stellen wurden frenetiſch applaudirt. Dem Waſſerdichter, welcher als Mann nicht zugegen ſein durfte, wurde Tags darauf durch ein Hofdecret ein beſſeres Flußgebiet mit hohem Schilfe angewieſen. Er war bisher in einem ſumpfigen Waſſer einlogirt, von nun an war es ihm aber vergönnt, mit ſeinem Waſſerweibchen in der klaren Welle herumzuplätſchern. So geht's, wenn man Talent hat!

Das Feſt endete mit einem großen Gelage. Anita und Iſila erhielten dabei die Ehrenplätze, rechts und links an der Seite der Königin; neben Anita ſaß Lotberta, die ruhmglänzende; Sunihilt, die ſtrahlende, zur Seite Iſila's. Tagalinde mußte zu unterſt Platz nehmen, zwiſchen einer kleinen Nymphe und einer ſchlechten Waſſernixe. Die Fee, die ſich „verſpätet" hatte, war entſchieden in Ungnade gefallen. Erſt beim Aufbruch, als die Geſellſchaft huldvoll entlaſſen wurde, wendete ſich die Königin zu der Verbrecherin, aber nur, um ihr mit einem ſtrengen Blick den Befehl zu ertheilen: „Du wirſt Dich morgen zur Frühſtunde bei mir einfinden. Ich habe allerlei mit Dir zu beſprechen."

Alſo ad audiendum verbum principis! Wie es bei uns heißt. Der armen Tagalinde war nicht wohl zu Muthe. Sie gehörte ſonſt unter die Lieblinge der Königin. Und jetzt! Vor ihren Mitſchweſtern beſchämt, unter niedrige Flußnixen geſtoßen! Und das Alles wegen einer kleinen Verſpätung! Oder war ſie ſich ſonſt einer Schuld bewußt? Wer blickt in das Innere einer Fee! Daß aber das ſonſt ewig lachende Tageskind ſeit geraumer Zeit ernſthaft und nachdenklich geworden, daß die früher geſelligſte ihrer Schweſtern gerne die Einſamkeit aufſuchte, ſich allen lauten Freuden und Scherzen entzog, das ließ ſich nicht wegleugnen.

Die Greife brachten Tagalinde durch die Lüfte nach Hause. Sie eilte sogleich in ihr innerstes Gemach, riß einen geheimen Schrank auf. — „Wo ist mein Zauberschleier?“ rief sie der dienenden Leibnymphe entgegen.

„Ich habe ihn eben auf Befehl der Königin abliefern müssen, ein vertrauter Hofgreif hat ihn abgeholt“ — lautete die Auskunft.

Tagalinde schien aufs Aeußerste betroffen. Sie war gewohnt, ab und zu nächtliche Ausflüge zu unternehmen, wobei sie gern vor neugierigen Blicken ungesehen blieb. Und nun fehlte der dazu nöthige Schleier!

„Wer da?“ rief es von außen. Die Hausgreife machten die nächtliche Runde. Auch das hatte die Königin anbefohlen. Und ohne Wächterbegleitung sollte die Fee nicht mehr über die Straße. So lautete der strenge Auftrag.

„So bin ich also überwacht und in meinem eigenen Hause eingeschlossen! Und Niemand, der mir beisteht! Kein mildes Wort, kein süßer Trost, kein — — nichts, gar nichts!“

So jammerte die Aermste unter hervorströmenden Thränen, den ersten, die sie jemals vergossen, warf sich auf ihr einsames Lager und suchte vergebens den schmerzstillenden Schlaf.

V.

Bekehrungsversuche.

Mit ängstlichem Zögern hatte die reizende und, wie es den Anschein hat, schuldbewußte Tagesfee am nächsten Morgen das Arbeitscabinet Ihrer Majestät betreten.

Die Königin saß an ihrem Schreibepulte, mit dem Rücken gegen die Delinquentin, welche nach drei tiefen Kniebeugungen in gebührend ehrerbietiger Entfernung demüthig schweigend verharrte und sich erst nach einer überlangen ängstlichen Pause ein

leises Räuspern erlaubte. Eine zweite Pause. Endlich wendete Madalberta ihr mächtiges Haupt. „Du bist's?“ sagte sie mit finsterer Miene. „Tritt näher.“

Tagalinde trippelte vorwärts. Ihr Anzug war der Situation gemäß gewählt. Die Königin liebte nicht, daß man sich ihr en grande tenue zeigte, wenn es sich um Geschäfte oder häusliche Angelegenheiten handelte. In ihrem einfachen, grauen und völlig geschlossenen Kleidchen, das üppige Haupthaar in ein Netzhäubchen eingezwängt, mit den niedergeschlagenen Augen und der bescheidenen Miene, hatte Tagalinde nichts weniger als die Allüren einer Fee. Man glaubte ein harmloses und höchst unschuldiges Institutsfräulein vor sich zu haben.

Die Königin fixirte sie eine geraume Zeit. „Ich bin mit Dir äußerst unzufrieden!“ hieß es endlich.

„Mit mir, hohe Frau?“ hauchte Tagalinde und wagte es kaum, die schönen Wimpern emporzuschlagen.

„Mit wem sonst? Deine Schwestern sind gehorsam und benehmen sich, wie sich's geziemt. Du aber, so fromm Du Dich anzustellen weißt, Du hast Deine Mucken und Tücken. So hast Du Dich unsern Reif- und Ballspielen, auch den Hofjagden, wie oft, unter irgend einem Vorwande entzogen.“

„Meine Migräne, Königin —“

„Schweige still! Bisher die Munterste an meinem Hofe, die immer einen Scherz, eine Posse, ja eine Thorheit anzugeben wußte, bist Du mit einemmal still und stumm geworden! Du meidest auch die Gesellschaft der anderen Feen, ziehst es vor, Dich in Deine Gemächer zu verschließen. Warum das Alles? Warum?

„Es gibt Stimmungen, erhabene Fürstin. Seelenstimmungen —“

Die Königin stand rasch auf. „Stimmungen!“ fuhr sie die Zusammenschreckende an. „Die Dich veranlassen, auf halbe Tage, auch Nächte, zu verschwinden, so daß Deine Greise ängst-

lich werden, im ganzen Zauberwald umherrennen, um Dich aufzusuchen. Plötzlich bist Du wieder da, und wenn Deine Wächter fragen, wo Du Dich herumgetrieben, gibst Du eine ausweichende Antwort oder auch wohl gar keine!"

„Ich erfahre, daß man mich ausspionirt, daß man Dir zuträgt."

„Ich will Ordnung in meinem Reiche und Du störst sie mir!" rief Madalberta zornglühend und stampfte mit ihrem gewaltigen Fuße, daß der Boden erdröhnte. „Ich muß von jedem Schritt und Tritt meiner Dienerinnen genaue Kenntniß haben" — herrschte sie die Zitternde an — „denn ich bin bei Allvater für Euch Alle verantwortlich. — Du kamst gestern erst lange nach Mitternacht zu meinem Feste." — Die Herrscherin that einen Schritt vorwärts. — „Woher bist Du gekommen?"

Tagalinde zögerte einen Moment mit der Antwort. — „Woher sonst als aus meinem Schlosse und von der verzögerten Toilette", ertheilte sie dann die Auskunft mit ziemlicher Sicherheit.

Die Königin schien mit sich selber zu berathschlagen. Hierauf fuhr sie fort: „Du erinnerst Dich noch? Vor vielen Decennien ist eine Fee gestorben."

„Ja, ich weiß" — lispelte Tagalinde und schlug abermals die schönen Augen nieder.

„Sie war für die Unsterblichkeit geschaffen wie Du, war im Besitz der ewigen Jugend und Schönheit, gleich Dir! Und wie hat sie geendet? Und warum ihr schmähliches Ende? Weil sie die Gebote des Ewigen freventlich übertrat. Sie hatte sich einem Sterblichen in Liebe ergeben. Und was war die Folge? Daß ihre Jugend dahinschwand, daß ihre Reize verblichen, daß sie zu altern begann, wie die gemeinen sterblichen Menschen. Zwar ihren Liebsten wußte sie noch zu täuschen. Ihm erschien sie jung und schön, mit Beihilfe ihrer Feenkünste, die ihr zum Theil noch verblieben waren. Doch blickte sie selber in den

Zauberspiegel, so grinste ihr ein altes, häßliches, verschrumpftes, rothäugiges und zähneloses Weib entgegen. Zuletzt kam auch ihr Galan hinter das Geheimniß, und er floh vor der grausen Hexe, die sich nun, verlassen und verzweifelnd, den Dolch ins Herz bohrte. — Aus Feen werden Hexen, wenn sie sich der irdischen Liebe ergeben. Das merke Dir!"

„Ich!" murmelte Tagalinde dumpf und in sich gekehrt.

„Ja, Du! Denn man hat Dich im Verdacht, daß Du mit einem Sterblichen in geheimer Liebe verkehrst."

„Nein, nein, nein!" schrie die Verdächtigte, wie außer sich „Noch kam es nicht so weit! Ich schwöre Dir."

„Nicht so weit?" rief die Königin erschrocken. „Unglückliche! So ist doch etwas Wahres daran?"

Tagalinde warf sich ihr zu Füßen. „Ich will Dir Alles bekennen!" versicherte sie. Und sie bekannte ihr — nicht gerade Alles, aber doch das Meiste, die eigentliche Hauptsache: daß sie einem jungen Menschen, einem halben Knaben das Leben gerettet, daß sie zufällig noch — ein einziges Mal mit ihm zusammengetroffen. Von dem, was man Liebe nennt, sei aber nun und nimmer die Rede, dürfe, könne nicht die Rede sein. Die Mittheilungen der Königin hätten ihr auch völlig die Augen geöffnet, betheuerte die Fee, indem sie sich rasch vom Boden erhob. — „Sterben?" rief sie aus — „das wäre schon bitter genug. Aber alt werden! Eine Hexe! Eine häßliche Hexe! Dafür bedank' ich mich schönstens. Eine Liebschaft um solchen Preis? Das käme mir wahrhaftig zu theuer!"

Die Königin mußte lächeln. Tagalinde hatte mit solch innerer Ueberzeugung gesprochen, daß man ihr den Glauben nicht verweigern konnte; auch war ihre gute Laune wieder zum Vorschein gekommen. Denn als Madalberta etwas nähere Aufschlüsse über den „halben Knaben" verlangte, wußte man ihn so komisch abzuschildern — sein täppisches Wesen, seinen Respect vor der Fee, sein Augenverdrehen, daß die Fürstin beinahe die

Laune anwandelte, sich den fraßigen Gesellen selber unsichtbar mit anzusehen.

„Ja, wenn man ihn nur zu finden wüßte!“ beeilte sich Tagalinde dagegen einzuwenden. „Er striegelt die Pferde irgend eines Markgrafen oder Herzogs, kann nicht leicht vom Dienste abkommen und steht unter der Zuchtruthe des Pagenhofmeisters.“

Diese Auskünfte wurden genügend befunden. Nachdem Tagalinde ihr Wort gegeben, „den Knaben“ nicht wieder aufzusuchen und nach wie vor allen Hoflustbarkeiten beizuwohnen, schieden die beiden Frauen im besten Einvernehmen. Die Königin würdigte die reuige halbe Sünderin sogar einer Umarmung und stellte ihr den Zauberschleier zurück.

Wenn Tagalinde der Feenkönigin nicht Alles eingestand, so wollen wir hier nachholen, was sie für gut befunden hatte, zu verschweigen. Die Fee hatte ihr zugesagtes Rendez-vous im Birkenwäldchen richtig eingehalten, sich aber dabei äußerst vorsichtig und zurückhaltend benommen. Der kaum achtzehnjährige und völlig unerfahrene Amadis war auch nicht unternehmend genug, um einer Unsterblichen gegenüber — denn sie hatte sich ihm als Fee kundgegeben — alle die zarten und gelegentlich kühnen Mittel und Künste anzuwenden, welche bei sterblichen Mädchen nicht selten zum Ziele führen sollen.

Seine junge und vermuthlich erste Liebe erwies sich als tiefster Respect, als Ehrerbietung, ja als Anbetung. Das schmeichelte der munteren Tagesfee; es war ihr ebenso neu wie angenehm, sich zum erstenmal in ihrem Leben von einem Manne als Göttin gleichsam auf ein Piedestal gestellt zu sehen. Sie richtete auch ihr Benehmen darnach ein und nahm mehr die Miene einer herablassenden Gönnerin an, war vorläufig „la non amante amata“ des Tasso. Es machte ihr Spaß, wenn der junge Mensch demüthig zu ihren Füßen lag, bald roth, bald blaß wurde, wenn es ihn plötzlich wie ein Schüttelfrost überlief und er am ganzen Leibe zu zittern begann. Ward es ihr auch selber ein wenig

warm dabei, so wußte sie sich doch zu beherrschen. Sie frug den Jüngling über seine Dienstgeschäfte aus, und ließ merken, daß es wohl in ihrer Macht stünde, ihm zu einer besseren Stellung zu verhelfen.

„Mache mich zum geringsten Deiner Diener", rief Amadis emphatisch aus, „und ich tausche mit keinem Fürsten und Könige der Welt!"

„In unserem Reiche ist es nicht Sitte, daß ein Mann uns diene", erklärte ihm die Fee etwas zimperlich. „Es gibt überhaupt bei uns keine Männer."

„Da müßt Ihr ja ein recht trauriges Leben führen!" meinte Amadis in seiner Naivetät.

„Du irrst, mein Sohn!" erwiderte Tagalinde überlegen. „Wir genießen himmlischer Freuden, von denen Ihr Erdgebornen Euch nichts träumen laßt."

„Und doch fehlt Euch das Beste, das Schönste!"

„Und das wäre?"

„Die Liebe; die Liebe des Mannes!" wagte der Jüngling schüchtern auszusprechen und machte Miene, der Göttin etwas näher zu rücken, die auf einem Baumstrunk saß, während er selbst auf dem niederen Rasen vor ihr kauerte. Sie wies ihn mit vorgestrecktem Arm zurück. „Was kümmert uns Eure Liebe!" sagte sie mit erzwungener Kälte, indem sie sich von ihrem Sitze erhob. „Bleibt damit bei Eures Gleichen! Wir stehen zu hoch für Euch."

Amadis sprang vom Boden auf. „Du willst schon wieder scheiden?" — rief er bestürzt.

„Du wolltest mich noch Einmal sehen. Ich bin Dir erschienen. Das ist die höchste Gunst, die ich Dir gewähren darf. Damit gib Dich zufrieden. Auch haben wir uns nichts mehr zu sagen."

„Wir haben uns ja noch gar nichts gesagt!" meinte der junge Mensch nicht ganz mit Unrecht. „Und ich habe Dir tausend und aber tausend Dinge mitzutheilen!"

„Was denn zum Beiſpiel?“ fragte die Fee, halb neckiſch, halb ſpöttiſch. „Wichtige Neuigkeiten vielleicht von den herzoglichen Ställen und Reitpferden?“

„Du verachteſt mich, ich ſeh' es wohl!“ verſetzte Amadis unmuthig. „Weil ich nur ein Page bin! Aber in mir fließt ritterliches Blut“ — fuhr er feuriger fort — „und eine innere Stimme ſagt mir, daß ich mir noch Ehre und Ruhm erwerben werde! Erlaube, daß ich mich Dir im Minnedienſte weihe, daß ich Deine Farbe tragen darf, und ich will in Schimpf und Ernſt auf Turnieren wie in Ritterſchlachten Dein Ehrenkämpe ſein, entweder ſiegen oder ſterben! Wenn ich aber nicht gleich hier auf dem Fleck umkommen ſoll, ſo gib mir wenigſtens Hoffnung! Laß mich nicht in dem Gedanken vergehen, daß meine Liebe zu Dir, die ebenſo überſchwenglich als unausſprechlich iſt, niemals Erhörung finden ſoll! Haſt Du aber den üblen Muth — nein, die Grauſamkeit, meine Treue und Ergebenheit zurückzuweiſen, ſo nimm lieber hier den Dolch und ſtoß' ihn in ein Herz, das einzig für Dich ſchlägt und erglüht!“

Damit beugte der begeiſterte Jüngling das Knie vor ſeiner Dame und überreichte ihr den ſcharfen Stahl. Sie warf einen ſchiefen, aber milden Blick auf ihn. Es war, als getraute ſie ſich nicht, ihm gerade ins Geſicht zu ſehen. Er war ſchön wie ein Apoll oder Antinous.

Plötzlich ertönten Jagdhörner, noch in ziemlicher Entfernung. „Was iſt?“ fragte Tagalinde aufſchreckend.

„Vermuthlich mein Herr, der Herzog, der auf die Jagd zieht!“

„Dann iſt's hohe Zeit“ — meinte die Fee und griff nach ihrem Schleier.

„Du willſt mir entſchwinden?“ rief Amadis betrübt. — „Wann ſeh' ich Dich wieder?“

„Bei Gelegenheit!“ hieß es. Man wollte keinen Tag beſtimmen. Man werde kommen, um Abſchied zu nehmen.

„Abſchied! Von Dir? Alſo vom Leben!“

„Still!“ liſpelte Tagalinde, als der Hörnerſchall näher kam. „Ich werde Dir von Zeit zu Zeit erſcheinen, wenn Du verſprichſt, Dich fein artig zu benehmen.“ — Der Jüngling hob die Arme verlangend nach ihr empor, ſie reichte ihm die Fingerſpitzen zum Küſſen und verſchwand unter ihrem Schleier.

Nun kam die Zeit, in welcher ſich die Fee den Hoffeſten wie ihren Geſpielinnen entzog, und einſam im Zauberwalde umherſchwärmte. Es ſchien, daß ſie mit ſich zu Rathe ging, und nicht ohne inneren ſchweren Kampf. Wochen verſtrichen. Amadis harrte ihrer vergebens. Hätte er ahnen können, daß ſie ſich nicht minder nach ſeiner Gegenwart ſehnte! Allein noch hielt ſie ſich ihre Feenpflichten vor Augen und bezwang ihre geheimen Wünſche.

Am Abend des Hofconcertes ſtand ſie vor ihrem Spiegel. Eine koſtbare leichte Feengaze ließ weit mehr von ihren Reizen errathen, als es zu verhüllen geeignet war. Sie ſchien ſelber von ihrer Schönheit überraſcht. „Wenn er mich ſo ſehen könnte!“ dachte ſie. „Er würde Reſpect vor mir bekommen und mir nichts mehr von ſeiner dummen Liebe vorſchwatzen!“

In ihrem Gemach war es ſo dumpf, wenngleich die friſche Nachtluft durch die offenen Fenſter ſtrich. Sie beugte ſich hinaus, ſuchte Kühlung für ihr heißes Geſicht. Der klarſte Vollmond glänzte am wolkenloſen Firmament. Es lockte ſie hinaus. Sie warf den Zauberſchleier über ſich und bald war ſie im Birkenwäldchen, ſie wußte kaum, wie ihr ſchwebender Schritt ſie hingebracht. Was gewahrte ſie da im Graſe? Einen Schlummernden, einen Träumenden, der auf dem Rücken lag. Sie neigte ſich zu ihm, betrachtete ihn aufmerkſam, prägte ſich die rührend ſanften Züge des jugendlich holden Antlitzes tief ein. Ein Seufzer entrang ſich ihrer jungfräulich unſterblichen Bruſt. Da regte ſich Amadis, ſchlug die Augen halb auf, liſpelte wie im Traume: „Tagalinde!“

Sie berührte ſeine Locken, hauchte ihm zu! „Wach' auf, Du Schläfer!“ — Er ſchnellte raſch empor. „Hab' ich's geträumt?

Oder war's ihre Stimme? Ja, ſie war's! Tagalinde, wo biſt Du?" — Er tappte in der leeren Luft herum.

Egmont verſprach dem Klärchen, „einmal ſpaniſch zu kommen" — Tagalinde hatte nichts verſprochen, aber es lief ihr durch das Köpfchen, die zufällige Begegnung zu benützen und ſich ihrem ſterblichen Verehrer in ihrer ganzen Feenpracht zu zeigen. So warf ſie raſch den Schleier ab, ward ſichtbar. Amadis erſtaunte, ja erſchrak vor der himmliſchen Erſcheinung. Das Wort verſagte ihm, er ſtand mit offenem Munde da.

„Nun! Gefall' ich Dir?" fragte Tagalinde munter. „Das iſt was Anderes als Eure plumpen Erdenweiber, gelt? — Du ſtierſt mich noch immer an? Sprichſt kein Wort?"

Was in dem Innern des jungen Menſchen vorging, konnte die Fee bei ihrer gänzlichen Unbekanntſchaft mit der Welt und dem Menſchengeſchlechte durchaus nicht errathen.

Wir wiſſen, Amadis war fromm; er war auch in den ſtrengen Lehren der Kirche erzogen. So ſehr er von Tagalindens überirdiſcher Anmuth entzückt war, ſo fiel es ihm doch nun mit einemmal auf's Herz, daß ſie ein durchaus anderes Weſen ſei als er ſelbſt. Eines der Zwitterweſen vielleicht, vor denen die Biſchöfe und Prediger jener Zeit die Männerwelt zu warnen pflegten. Ein teufliſches Geſchöpf vielleicht? Eine Teufelinne? Nein, gewiß nicht! Aber doch immer ein bedenkliches Weſen. Darf man ſich mit einem derlei einlaſſen? Dieſer Gedanke war's, der ihn im Stillen marterte, und den er nun in dem Zwiegeſpräche mit der Fee nicht völlig unterdrücken konnten.

„Wäreſt Du ein Erdenweib wie Andere" — ſagte er ihr — „ein hohes Fräulein oder eine niedrige Magd, gleichviel, ſo dürft' ich mich um Dich bemühen, um Dich werben, Dich zuletzt, wer weiß, als die Meine heimführen — aber ſo! Was biſt Du? Wer biſt Du? Eine hohe Wellenfee, wohl gar nur ein herrlich flimmerndes Luftgebilde!"

Tagalinde lachte laut auf. — „Iſt das Luſt, was Du da ſo feſt hältſt?“ fragte ſie ſpöttiſch. — Er hatte nämlich ihre Hand ergriffen.

„Vergib!“ ſagte er erröthend und wollte das Händchen küſſen, welches ſie ihm aber raſch entzog.

„Weil Du's nur einſiehſt, daß wir nicht für einander paſſen“, bemerkte ſie mit einiger Kälte.

„Werde Chriſtin und laß mich Deinen chriſtlichen Ritter ſein!“ rief Amadis mit Enthuſiasmus. „Laß Dich von mir taufen, gleich hier aus der Waldquelle, und ſei die Meine! Die Nothtaufe iſt erlaubt“ — ſetzte er hinzu.

„Taufe! Nothtaufe! Was ſind das für Dinge?“ fragte die Heidin verwundert.

Der junge Menſch bemühte ſich nun mit dem Doppeleifer des Miſſionärs und Liebhabers, die ſchöne Fee in die Myſterien des Chriſtenthums einzuweihen. Sie ſchien an dieſer Unterhaltung nicht übel Gefallen zu finden, machte jedoch Einwendungen gegen Dieſes und Jenes, die er bei ſeinen geringen exegetiſchen Kenntniſſen nicht immer zu widerlegen im Stande war. Es gab eine lebhafte Controverſe. In einigen Nebenſachen war ſie geneigt, nachzugeben, verſprach auch gelegentlich eine Kirche zu beſuchen (natürlich unſichtbar) und eine Predigt mit anzuhören, allein von der Taufe wollte ſie vorläufig nichts wiſſen, auch das Geheimniß der Trinität ſchien durchaus nicht nach ihrem Geſchmack. Sie beſtand hartnäckig auf ihrem einzigen Allvater.

Der bekehrungsluſtige junge Page gab ſich mit Wenigem zufrieden. — „Eigentlich biſt Du bereits eine halbe Chriſtin“ — verſicherte er ihr — „und ſo wollen wir uns mit Nächſtem zu einer Agape zuſammen finden.“

„Agape? Was iſt das nun wieder?“

„Ein Liebesmahl in Chriſto, bei welchem gleichgeſinnte Brüder und Schweſtern zuſammenkommen und ſich am Schluß der Mahlzeit den Liebes- und Friedenskuß gewähren.“

„Dafür ſuche Dir nur eine andere Schweſter aus!“ lachte die Fee. — „Doch wie haben wir uns verplaudert! Der Mond ſteht bereits ziemlich tief am Horizont und ich hätte längſt unſerer Königin aufwarten ſollen.“ — Sie langte nach dem weggelegten Zauberſchleier.

„Warte noch ein wenig“, hielt ſie Amadis zurück, welcher durch ſeine halb gelungenen Bekehrungsverſuche an Sicherheit und Aplomb bedeutend gewonnen hatte. „Ich will mein Werk baldmöglichſt fortſetzen, hoffe auch, Dich völlig zu überzeugen. Wie wär's, wenn wir in der nächſten Mondnacht hier abermals zuſammenträfen?“

„Die Sache ſcheint mir nicht gar ſo dringend“, meinte Tagalinde und entzog ihm abermals die Hand, doch ohne alle Heftigkeit. „Ich weiß nicht, wie bald ich wieder abkommen kann, doch falls Du mir beſonders Wichtiges mitzutheilen hätteſt, ſo haſt Du ja meinen Ring. Er ruft mich in Deine Nähe, wo Du Dich immer aufhalten mögeſt, Du darfſt nur meinen Namen nennen, und zwar dreimal, falls Dir Gefahr drohen ſollte. Ich wiederhole meine Warnung! Hüte Dich vor dem Zauberwald!“

„Dieſer Ring alſo?“

„Ja. Du brauchſt ihn nur zu drehen.“

„Von rechts nach links, nicht wahr?“ fragte Amadis, trat in ihre Nähe und küßte den Ring an ſeinem Finger, indem er ihr mit innigſter Zärtlichkeit, doch dabei mit einem gewiſſen männlichen Ernſt durchdringend ins Auge blickte. Diesmal erröthete die Fee. Doch ehe ſie ſich's verſah, hatte der kräftige Jüngling das holde Weſen ſtürmiſch an ſich geriſſen, Augen, Mund und Hals wie auch die Locken der ſich Sträubenden derb abgeküßt. „Das iſt der Bruder- und Liebeskuß!“ rief er wie triumphirend, ohne ſie loszulaſſen.

„Abſcheulicher!“ ſchrie die Fee, tief aufathmend, und entwand ſich mit Mühe ſeinen Armen. — Ein Glück, daß der Zauberſchleier da war, und daß ſie noch die Kraft fand, ſich

seiner zu bedienen. Mit zerrüttetem Gewande und zerknicktem Haarputz eilte sie nach Hause, verschloß den Schleier in den Schrank, bestieg ihren Muschelwagen und war, wie wir wissen, etwas „verspätet“ bei dem Hofconcert eingetroffen.

VI.

In der Elfengrotte.

An einem Hofe wechseln häufig die Launen und so auch die Moden. Königin Madalberta war ein unruhiger Geist; ein Extrem folgte bei ihr dem anderen, und so mußte denn auch das bisher beliebte Princip der Bewegung urplötzlich dem System der vollständigen Ruhe weichen. Ihre Majestät, welche sich nebstbei auch für einen Schöngeist hielten, geruhten sich nun auf Räthsel, Charaden und boutrimés zu werfen und ihren Damen anzubefehlen, sich gleichfalls in diesen jeux d'esprit zu versuchen. — Die Königin machte begreiflicher Weise weit bessere Verse als ihre sämmtlichen Hofdamen, denen das Reimen eigentlich höchst ungereimt vorkam. Die Räthsel der Königin à la Turandot wurden niemals errathen, umsomehr jedoch die hinterher mitgetheilte Lösung bewundert. Bald war aber auch dieses Vergnügen erschöpft und man suchte zuletzt anderweitige Zerstreuung und Erheiterung. Nun hatten einige grübelnde Bergguomen und schlaue Zwerge eben ein Kartenspiel erfunden, welches tausend Jahre später unter dem Namen „Whist“ auf der ganzen Erde heimisch wurde. Die Königin ließ sich in den Regeln dieses geistreichen Spieles unterrichten und bald war ein Feenwhist arrangirt und mit Passion betrieben; wie denn jedes weibliche Thun im Nu zur Leidenschaft anwächst. — Die Partner der Königin beim Whist waren Anita, Isila und Tagalinde; die letztere vergab manchen Trick zu Madalberta's Aerger und Verdruß; als aber nun gar ein „aufgelegter“ Slem durch das Ungeschick der zer-

ſtreuten Partnerin in die Brüche ging, da war der Zorn der Herrſcherin grenzenlos. Sie warf die Karten auf den Tiſch und brach in die unter den Spielern ſacramentalen Worte aus: „Nein, mit Dir iſt nicht zu ſpielen!“

Hätte die Königin geahnt, was in dem Herzen der Siegvergeberin verging! Seit Wochen und Wochen beſtand Tagalinde einen heftigen Kampf in ihrem Innern. Die feurigen Küſſe des Pagen brannten unvertilgbar auf ihren Lippen — allein durfte ſich ungeſtraft derlei wiederholen? Sollte ſie ihre Unſterblichkeit in die Schanze ſchlagen? Nun und nimmer! Beſchloſſen war's; ſie wollte den gefährlichen Jüngling nicht wieder ſehen. Da erklang es plötzlich aus weiter Ferne: „Tagalinde!“ — Er hatte den Zauberring gedreht, die Fee herbeigerufen. Sollte ſie ihm ferne bleiben? Ihr Wort brechen? Ja, ſie will's. Und am nächſten Tage rief es wieder, und ſo am dritten und vierten: „Tagalinde!“ Ach, ſo ſchmerzlich, ſo ſehnſuchtsvoll! Die Fee zerſchmolz in Thränen, allein ſie widerſtand. „Er wird mich endlich vergeſſen, wie ich auch ſeiner nicht mehr gedenken will!“ dachte ſie. Und ſie dachte nur an ihn!

Auf das Whiſt folgte bei Hofe die Roulette. Das ſchlug gehörig ein. Mit erhitzten Geſichtern ſaßen die Feen ganze Nächte durch, eifrig pointirend, wie ſpäter gewiſſe Damen in Baden-Baden. Die ungeſchickte Tagalinde war ausgeſchloſſen — nicht zu ihrem Mißbehagen. Während ihre Schweſtern auf pair et impair wetteten, ſaß ſie halbe Nächte ſinnend und träumend in ihrem einſamen Gemach. Da rief es abermals: „Tagalinde!“ Sie fuhr empor. Und wieder: „Tagalinde! Tagalinde!“ — Dreimal! Er iſt in Gefahr! Haſtig langte ſie nach dem Zauberſchleier und huſchte davon.

Amadis war in Verzweiflung gerathen über das Nichterſcheinen ſeiner wortbrüchigen und nicht hinlänglich zum Chriſtenthum bekehrten zauberiſchen Freundin. Er hatte vergebens den Ring gedreht, ſie fruchtlos herbeigerufen. So beſchloß er, ſie auf-

zusuchen. Wohl bewaffnet betrat er in einer Nacht den Zauberwald, vor welchem sie ihn gewarnt hatte. Gleichviel! Hier muß sie zu finden sein. Das Unheil, das ihm vielleicht drohte, hatte keine Schrecken für ihn. ‚Entweder finde ich sie oder den Tod!‘ dachte er heroisch. Er fand aber vorderhand ein Drittes, nämlich einen Haufen Greife, die sich ihm entgegenstellten und mit denen er sich, bei ihrer Mehrzahl, in einen ungleichen Kampf einließ, denn wie tapfer er auch mit dem Schwerte dreinschlug, so setzten ihm doch auch die Gegner mit ihren Tatzen und Schnabeln gehörig zu, so daß er bereits aus mehreren Wunden blutete und nahe daran war, der Uebermacht dieser Unholde zu unterliegen. Doch freute er sich beinahe dieser äußersten Gefahr, da die Dame seines Herzens versprochen hatte, ihm beizustehen. Er drehte den Ring, rief dreimal „Tagalinde“, nach Vorschrift. „Entweder kommt sie“ — dachte er — „dann ist mein Zweck erreicht; oder sie findet mich todt und erkennt meine treue Minne!“

Die Fee kam aber noch zu rechter Zeit und wehrte den Greifen. „Laßt ab!“ gebot sie ihnen — „dieser Jüngling steht unter meinem Schutz und Schirm!“

Die Greife entfernten sich murrend und drohend. „Nimm Dich in Acht!“ rief ihr Anführer. „Die Königin soll Deine saubere Aufführung sogleich erfahren!“

Tagalinde zuckte schmerzlich mit den schönen Wimpern. Die Katastrophe in ihrem Feenleben war eingetreten. Das ward ihr deutlich.

Amadis, durch seinen Blutverlust geschwächt, brach mehr in den Knien zusammen, als er freiwillig vor seiner geliebten Fee niederkniete, ihr für ihre Gegenwart mit mehr Wärme dankend, als für den geleisteten Schutz. Sie hob ihn vom Boden auf, unterstützte ihn mit ihren weichen Armen.

„Wie kommst Du an diesen Ort?“ fragte sie. „Ich hatte Dich vor dem Walde gewarnt. Du konntest hier den Tod finden!“

„Ich ſuchte Dich!“ erwiderte der Jüngling mit einem innigen Blick, doch mit etwas matter Stimme.

„Meinetwegen alſo? Armer junger Menſch! Du biſt verwundet und durch unſere Greifen. Das heilt nicht ſo leicht! Gegen ihre Griffe haben wir kein Mittel. — Biſt Du im Stande, zu gehen?“

„Ich will's verſuchen“ — verſetzte Amadis und biß die Zähne zuſammen, that mühſam ein paar Schritte. Sie hielt ihn feſt.

„Du kannſt in dieſem Zuſtand nicht bis nach Hauſe gelangen“ — ſagte ſie. „Dich in mein Schloß zu bringen, darf ich nicht wagen. Die Schweſtern lauern mir auf. Ich will eine Freundin herbeirufen, die Dich aufnehmen und pflegen ſoll.“

Sie murmelte ein paar geheimnißvolle Worte in die Lüfte. Da — ein Klingen und Rauſchen, und eine lichte Wolke ſenkte ſich herab, aus welcher eine kleine niedliche weibliche Elfe herausſtieg.

„Willſt Du ſo gut ſein, mich und den wunden Mann in Deine freundliche Wohnung bringen?“ fragte Tagalinde mit einem flehenden Blick.

„Von Herzen gern!“ erwiederte die Elfe, welche den Namen Tettel führte, mit einer Silber- und Kinderſtimme. „Du weißt, ich ſtehe Dir jederzeit und in Allem gern zu Dienſten, denn Du warſt immer gut mit mir, ſo vornehm Du biſt und wie hoch Du auch über mir ſtehſt!“ — Die Roſenwolke führte nun das Kleeblatt bequem durch die Lüfte und ließ ſich ſchließlich auf einem Hügel nieder, dicht am Eingange zu der Elfengrotte. Darin ward Amadis weich gebettet, und, da ihm die Sinne ſchwanden und ſich in der Folge ein heftiges Wundfieber einſtellte, von der Fee und der Elfe ſorgſam bewacht und gepflegt. Tagalinde ließ ſich die Nachtwachen nicht nehmen, und beide Frauen harrten der Stunde, in welcher der arme Kranke ſeine Beſinnung wieder finden würde, zwiſchen Angſt und Hoffnung entgegen.

Am königlichen Feenhofe herrſchte inzwiſchen die ungeheuerſte Aufregung. Laut amtlichen Greifenberichtes war Tagalinde in Geſellſchaft eines jungen Ritters in dunkler Nacht und mitten im Walde zurückgeblieben. Das klang verdächtig genug! Die hocherzürnte Königin ließ die Schuldige vorfordern; dieſe war aber nirgends aufzufinden, kehrte nicht wieder in ihr Schloß zurück. Kein Zweifel, ſie hatte mit der Feenſitte gebrochen. Darum wurde ſie auch nach ſtrengem Feenrecht behandelt, ihr Beſitzthum ſubhaſtirt, ſie ſelbſt in contumaciam verurtheilt, das Entſetzliche gegen ſie ausgeſprochen: „Die beſagte Tagalinde hat unſer Hoflager für ewige Zeiten zu meiden. Ich, die Königin.“

Wenn in unſerem unvollkommenen Erden- und Hofleben irgend ein ſterblicher Menſch in Mißcredit, etwa in Concurs, beziehungsweiſe in allerhöchſte Ungnade geräth, ſo wird er von allen Seiten gemieden, und die Schuld ſeines Unglücks ſchlechterdings auf ſeine eigenen Schultern gewälzt; — wir müſſen offen eingeſtehen, daß es in der idealen Feenwelt nicht eben anders herging! Wie zogen die Unſterblichen über den Fehltritt ihrer Schweſter los! Und die Capitalſchuld der Sünderin war nicht einmal noch erwieſen, nur die Vermuthung ſprach dafür, vielleicht eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit.

„Nur wahrſcheinlich?“ rief Lotberta, die ruhmglänzende, und ſtemmte ein Paar tüchtige Arme in die Hüften. „Wenn ſie mit ihm durchgeht, die Schamloſe! Der junge Menſch hätte ſich übrigens auch was Beſſeres ausſuchen können.“

„Sie war von jeher ein purer Flips!“ urtheilte Annihilt, die ſtrahlende, kurzweg, indem ſie die Falten ihres glänzend weißen, langen Gewandes glatt ſtrich. „Wie war nur gewöhnlich ihr Anzug? Loſe und ſchlumperig, wie ſie ſelber. Welche ſich da nicht rein hält, auf die geb' ich nicht feviel!“

„Man braucht juſt keine Putzdecke zu ſein, um ehrenhaft dazuſtehen!“ bemerkte die Eiſenjungfrau Hilla etwas ſpitz. Sie hielt, als eifriges Sportweib, nur wenig auf ſorgſame Toilette

und präsentirte sich mit Vorliebe im Turnerkittel. — „Auf die Tagalinde hab' ich übrigens nie etwas gehalten" — fuhr sie fort. „Ein nipfiges Ding ohne Saft und Kraft! Eine butterweiche Schönheit. Kein Mark in ihr, keine gestählten Muskeln! Derlei wartet nur auf Gelegenheit, um sich loszuschlagen. Und was ist sonst an ihr zu loben? Ihre Munterkeit, von der man so viel Wesens macht? Ich nenn's Keckheit und Uebermuth. Ihr sogenannter Witz? Weil sie sich über Jede von uns lustig machte? Weil sie einen ernsthaften und würdigen Charakter nicht zu würdigen versteht? Von mir sagte sie, ich sei mehr Roheisen als polirter Stahl. Ist das Witz? Ich bitte Euch! Seien wir froh, daß wir sie los sind, die Trulle, und daß unsere erhabene Königin ihr endlich den Laufpaß gegeben, wie sie es längst verdient hätte, und läßt sie nun ihrem Pagen oder Pferdejungen nachrennen, bis er ihrer genug hat, was wohl recht bald der Fall sein dürfte!"

Die Schwestern theilten diese Meinung, und jede von ihnen wußte der verfehmten Tagesfee noch irgend einen Makel anzuheften. Nur die kleine Anita schwieg und beklagte im Stillen den Fehltritt Tagalindens, deren Vertheidigung sie so gern übernommen hätte, allein als frühere Vertraute der schönen Sünderin drückte sie das Gewissen und sie konnte sich selber von einiger Schuld nicht völlig frei sprechen. Sie war's ja, welche die Freundin zuerst in das ominöse Birkenwäldchen begleitet hatte. Wie weit dieser erste Schritt führen würde, hatte sie freilich nicht voraussehen können. — — —

Wer Feen und Elfen zu Krankenwärterinnen hat, wie Amadis, dem erleichtert sich der Proceß der Wiedergenesung. Ein der Chirurgie kundiger Berggnome hatte die unbedenklichen Wunden des jungen Pagen, welche ihm die Schnäbel und Klauen der häßlichen Greife beigebracht, mit der Sonde genau untersucht, sie dann ausgewaschen, die klaffenden Theile zusammengeflickt und heilende Kräuterumschläge darüber gelegt. Bald stand der junge

Menſch wieder auf den Beinen und wurde in dem anmuthigen Elfengarten von lieben Händen herumgeführt. Er erſtarkte auch ſichtbar von Tag zu Tag. Den Reconvalescenten, der von ſeinen liebenswürdigen Pflegerinnen gehörig verhätſchelt wurde, überkam dabei das behaglichſte Gefühl. Nach der ſtrengen Diät, welche ihm der Gnomenarzt vorgeſchrieben, hatte ſich ſchließlich bei dem Kranken ein Rieſenappetit eingeſtellt, den er nur mit Maß befriedigen durfte. Tagalinde und die kleine Elfe ſchnitten ihm die Biſſen vor und zogen ihm bisweilen das Glas unter Scherzen vom Munde weg. Er ließ ſich Alles gefallen und ſchwamm dabei in Seligkeit, die mehr liebes- als weinesdurſtigen Augen auf die erröthende Tagesfee gerichtet. Ein bildhübſcher junger Sylphe (ein Couſin der Elfe, hieß es) nahm gewöhnlich an dieſen Mahlzeiten theil und belebte die Unterhaltung durch ſeinen fröhlichen Geiſt. Bei dieſen „Agapen" wurden denn auch bisweilen Brüder- und Schweſterküſſe gewechſelt. So lebten die beiden Paare wie im Elyſium. Amadis vergaß ſeinen Herzog und ſeinen Pagendienſt, und Tagalinde machte ſich mit dem Gedanken vertraut, daß ihr das Feenreich und die „Feenherberge" (wie ſie den Hazardſpielerhof zu bezeichnen liebte) für immer verſchloſſen ſeien. Beiden Liebenden bot die Elfengrotte das erwünſchte Aſyl, und — „muß ich dereinſt ſterben" — ſagte ſich Tagalinde — „ſo weiß ich nun doch, warum und wofür ich gelebt habe!"

VII.

Die Liebe zum Allvater.

Am Feenhofe herrſchte nicht die beſte Laune. Vertraute Salamander waren von der Königin als Spione nach der Elfengrotte ausgeſendet worden; ſie kamen nun zurückgekrochen und wußten nicht genug von dem Liebesglück der entarteten Tagesfee zu erzählen. Der junge Page, der vor ihr beſtändig

auf den Knien liege, erzählten sie, habe ihr zugeschworen, sein ganzes Leben in ihrem Dienste zu verbringen. Die schwarzgelben Boten versicherten aber zugleich, ein schönerer Mann als dieser Amadis sei ihnen auf der weiten Welt nicht vorgekommen. Den Feen wässerte der Mund bei diesen Berichten, die strenge Madalberta selber war nachdenklich. „Ist sie denn nicht alt und häßlich worden?“ fragte Isila. „Im Gegentheil!“ betheuerten die Melche. „Sie hat an Reizen, wo möglich, noch zugenommen und sieht so seelenvergnügt drein, daß man selber seine Freude dran haben kann.“

„Was versteht so ein Reptil von Schönheit!“ meinte die Eine, naserümpfend. „Sehen möcht' ich den hübschen Pagen doch!“ murmelte eine Andere. „Die Liebe muß doch nicht gar so was Gefährliches sein!“ dachten im Stillen sämmtliche Feen, die kleine Anita ausgenommen.

Die Königin war verdrießlich und launisch geworden, weder die Räthsel noch das Rouletteſpiel vermochten sie mehr zu erheitern; dabei nahm ihr Leibesumfang in auffallender Weise zu, ihr Appetit dagegen ab, und sie hatte schlaflose Nächte und schwere Träume. Ihr Leibarzt, der alte Zauberer, bekam seine lieben Nöthen mit ihr.

Da traf es sich, daß eine Deputation von Einem der fränkischen rois fainéants jener Zeiten am Feenhof einlangte, um die gewaltige Madalberta, die Patbin und Beschützerin dieses Chilperich oder Dagobert, zu seiner feierlichen Krönung nach Paris einzuladen.

Eine Reise und Luftveränderung! Das würde Ihre Majestät vollkommen wieder herstellen, versicherte der medicinische Zauberer, der die Gelegenheit benützte, um seine allerhöchst unausstehliche Patientin loszuwerden. Man ging auf das Reiseproject ein. Die dienenden Feen wurden zur Begleitung befohlen und jubelten darüber. Die Nymphen mußten augenblicklich packen. — Ueber hundert Coffi, mit phantastischen Rober,

Hüten, Chaperons und Capuchons, mit Unterröcken, Chignons aller Farben, Chemisetten, Schnürleibern, Spitzen und Schmuckfedern vollgepfropft; ganze Kisten mit Colliers, Bracelets, Agraffen mit den kostbarsten Edelsteinen wurden auf Möbelwagen geladen und flüchtige Damhirsche vorgespannt. Für die Damen bereitete man in aller Eile elegante Kaleschen. Einhörner sollten sie ziehen. Da die Reise durch verschiedene Länder ging, über deren Bewohner, ihre Sitten und Eigenschaften man sich unterrichten wollte, so wurde die Landbeförderung den sonst gewöhnlichen Luftfahrten vorgezogen, welche übrigens nur innerhalb der Grenzen des Feenreiches ihre Geltung hatten. Man vermied auch gern alles besondere Aufsehen in der Menschen- und Alltagswelt; darum reiste man halb incognito, Madalberta unter dem simplen Namen einer Gräfin von Wolkenkuckucksheim. Die kleine Anita erbat sich die Erlaubniß, zu Hause bleiben zu dürfen; sie erbot sich auch, die nun leerstehenden Feenschlösser zu überwachen, in denen man nicht einzig und allein die übermüthigen und leicht übergreifenden Greife schalten und walten lassen durfte. Die Königin war damit einverstanden und trat eines schönen Morgens mit ihrem glänzenden Hofstaat die Pariser Reise an.

Anita fühlte sich so wohl, so behaglich in ihrer Einsamkeit und in der Ruhe, die sich nun nach all dem Hoftaumel einstellte. Sie hatte ein stilles, leicht zu befriedigendes Gemüth. Sie pflegte ihren hübschen Garten selbst, dichtete Lieder, welche sie sich mit Begleitung der Mandoline vorsang, las bisweilen ein gutes Buch, das ihr der gelehrte ärztliche Zauberer geliehen und angepriesen. — Auf den verlassenen Feenschlössern herrschte eine greuliche Unordnung und ein Wirrwarr, welchem die leichtlebigen Besitzerinnen und Bewohnerinnen dieser herrlichen Räume jemals zu steuern nicht von weitem gedacht hatten. Die fleißige Schaffnerin bekam da genugsam zu thun. So gab es nun zu scheuern und zu putzen und auszulüften, die gereinigten Möbel und Kleider an die rechte Stelle zu bringen und

dergleichen mehr. Da die kleine Fee Alles und Jedes mit Verstand und Einsicht anordnete und ihre Befehle mit Wohlwollen und Freundlichkeit ertheilte, so gehorchten ihr die dienenden Nymphen willig und gern, und selbst die sonst immer verdrossenen Greise fügten sich der anmuthigen Gebieterin, die es auch an gelegentlichen Aufmunterungen und reellen Belohnungen nicht fehlen ließ und etwaigen kleinen Unarten anfangs durch die Finger sah, deren Wiederholung aber mit so viel Ernst und Würde zu rügen verstand, daß unbedingter Gehorsam die augenblickliche Folge war. Ihren königlichen Pathenkindern sah Anita bisweilen nach, gab ihnen gute Lehren und brachte ihnen artige Geschenke. Der zukünftige Karl Martell gedieh unter ihrer besonderen Obhut. Ihre Erscheinung an einem Königshofe wurde immer als ein Landesfest gefeiert. Daß sie auch für die Armen, Kranken und Bresthaften sorgte, versteht sich von einem so vortrefflichen Wesen ohne weitere Versicherung. In dieser Weise verstrichen ihre Tage in gleichförmiger Heiterkeit, und sie vermißte weder das Gebrause des Hofes noch ihre häufig untereinander zankenden Schwestern, unter denen sie beständig eine nicht andauernde Versöhnung zu bewerkstelligen bemüht sein mußte. Nur Tagalindens gedachte sie zuweilen mit Wehmuth, ja mit Schmerz, da sie deren Liebe zu einem Sterblichen nach ihren Begriffen für ein wahres Unheil betrachtete.

Eines Tages saß sie in ihrem Garten und las in einer alten Chronik vom König Uther-Pendragon, welcher die schöne Ingera liebte und auf Rath des Zauberers Merlin die Gestalt von deren Gemahl annahm, um ihrer Umarmung zu genießen. Aus diesem Liebesverhältniß entsproß ein Sohn, der altberühmte König Artus, Gründer der Tafelrunde. Anita ward nachdenklich, ließ das Buch in den Schoß sinken. „In allen den Schriften ist immer nur von dieser Liebe die Rede!“ dachte sie. „Ist denn das gar so was Besonderes? Ich liebe nur Allvater, und gewiß, er liebt mich auch“, meinte sie in ihrem kindlichen Sinne. Sie

glaubte ein Rauſchen in der Luft zu vernehmen und blickte aufwärts. Eine lichte und leichte Wolke ſenkte ſich nieder und auf ihr ſchwebte die uns bekannte niedliche kleine Elſe. Sie hatte ein Geſichtchen wie Roſen und Milch, wie das auch zu dem Namen der kleinen Tettel paßte. Sie trat aus dem Wölkchen heraus, machte einen zierlichen Knix und brachte der Fee einen Gruß von Tagalinden, die ſich nach der Schweſter ſehne. Da auch Anita ein ähnliches Verlangen nach der ſo lang entbehrten Freundin äußerte, ſo erlaubte ſich die kleine Tettel mit aller Beſcheidenheit die hohe Dame zu einer kleinen Fahrt auf der kleinen Roſenwolke einzuladen. „Wenn Du mir die Ehre erweiſen willſt, meine niedere Grotte zu betreten", ſagte ſie mit ihrem angenehm zwitſchernden Stimmchen, „ſo bring' ich Dich im Nu dahin und zu Deiner Schweſter, die ich beherberge."

„Nur die Schweſter?" fragte Anita noch mit einer gewiſſen Betonung.

„Du wirſt nur ſie allein dort finden, wenn Du das wünſcheſt", verſetzte die Elfe lächelnd. „Aber komm nur!"

Sie flogen davon.

Das Wiederſehen der Freundinnen war rührend. Sie umarmten ſich unter Thränen und konnten nicht müde werden, einander zu erzählen. Tagalinde hatte bereits von der Pariſer Feenreiſe vernommen und machte ſich in ihrer munteren Art und Weiſe luſtig über die dicke Gräfin Wolkenkuckucksheim, über die koſtbare Lotberta, die geſpreizte Sunihilt und die backſteife Iſila. — „Und Dich haben ſie zu Hauſe gelaſſen, armes Kind?" meinte Tagalinde bedauernd. „In Deiner Einſamkeit?"

„Ich verlangte mir's nicht beſſer", verſicherte Anita und betrachtete die Schweſter aufmerkſam.

„Findeſt Du mich verändert?" fragte dieſe munter. „Sei aufrichtig! Sag's nur offen heraus! Du kennſt ja keinen Neid. Ich bin eigentlich noch ſchöner geworden, gelt? Weißt Du, woher das kommt? Durch ein gewiſſes Etwas, das man uns verleiden

will. Aber nur die Liebe iſt es, die die Sterblichen wie die Unſterblichen verſchönert. Doch davon willſt Du ja nichts wiſſen!"

Die kleine Tettel hatte ſich beſcheiden zurückgezogen, um die Unterhaltung der Schweſtern nicht zu ſtören. Jetzt ließ ſie Früchte, Backwerk, Honig und Wein auftragen, erſuchte den hohen Gaſt zuzulangen. Ob auch ihr „lieber Vetter", der Sylphe Ariel, ſeine Aufwartung machen dürfe? Anita, welche in ihrer Unſchuld und Unwiſſenheit die Luftgeiſter nicht für eigentliche Männer hielt, hatte durchaus nichts dagegen, ſich dieſen Vetter vorſtellen zu laſſen, der durch ſein ebenſo anmuthiges als heiteres Weſen bald ihre Theilnahme gewann. Auch daß er hübſch war, gereichte ihm nicht eben zum Nachtheil. Die Fee benahm ſich mit dem jungen Sylphen beiläufig wie mit ihres Gleichen, er galt ihr für eine Art von Kameraden und ſo ſchwatzten ſie mit einander wie harmloſe Kinder.

Tagalinde hatte ſich davon geſchlichen, kehrte nun Arm in Arm mit Amadis zurück und führte ihn zur Schweſter mit der Anempfehlung: „Das iſt mein lieber Freund, mir mit Dir das Liebſte auf der Welt!"

Anita ſprang verwirrt und hoch erröthend vom Tiſche auf, fand aber bald wieder ihr Gleichgewicht, da der junge Page ſich ihr ſo reſpectvoll erwies, auch Tagalinden gegenüber ein ſo maßvolles Benehmen beobachtete, daß die höchſte Prüderie keinen Anſtoß nehmen konnte. Wiederholt pries er ſein unverdientes Glück, welches ihm, dem fehlerhaften Sterblichen zugefallen, ſich zwei ſo erhabenen Weſen in Demuth und Ergebenheit nähern zu dürfen. Wenn Tagalinde ihm geſtatte, ſein Lebelang ihr ergebenſter Diener zu ſein, ſo möge die edle Anita überzeugt ſein, daß er die gleiche Hochſchätzung für ſie hege wie für ihre ſchweſterliche Freundin. Anita verneigte ſich ſtumm.

„So ſag' ihm doch ein freundliches Wort", rief ihr Tagalinde zu, „und gib ihm die Hand!"

Amadis küßte ehrerbietigst das zögernd dargereichte Feenhändchen.

„Wärst Du eine halbe Christin, wie ich", scherzte Tagalinde, „so würdest Du ihm auch einen Schwesterkuß geben, wie ich jetzt thue!" Damit drückte sie einen derben Schmatz auf die rothen Lippen des Pagen, worüber Anita aufs Neue erröthete und Amadis beinahe verlegen wurde. Die Männer sind in zweifelhaften Situationen bisweilen rücksichtsvoller und schamhafter als die Frauen, welche es vorziehen, die bedenkliche Lage zu brüsquiren, um über ihre volle Hingebung keinen Zweifel aufkommen zu lassen.

Inzwischen war es Abend geworden und Anita wollte heimkehren. „Wenn ich Dich nicht zu mir lade —" sagte sie zögernd beim Abschiednehmen.

„Ich weiß ja, ich bin aus dem Feenreich so gut wie verbannt", versetzte Tagalinde ziemlich gleichgiltig, „und Du sollst Dir um meinetwillen keine Verlegenheit bereiten. Besuche mich bald wieder. Du siehst, hier unter den Elfen lebt sich's nicht übel!" Sie umschlang mit einem Arm den Freund, mit dem andern die Freundin und preßte Beide an sich, während die kleine Tettel und Vetter Ariel sich zärtlich umarmten.

Anita entzog sich rasch diesen aufregenden Scenen und hüllte sich in die Rosenwolke, die man ihr zur Verfügung gestellt hatte. Im Davonschweben hörte sie die beiden Liebespaare noch scherzen und lachen. Als sie nach Hause kam und ihr stilles Gemach betrat, empfand sie zum erstenmal etwas von einsam und verlassen sein. Die Beschützung der Königskinder und die Liebe zum Allvater schienen nicht mehr völlig zu genügen, um ein gewisses, halb gestaltungsloses Verlangen ihres sehnsuchtsvollen Herzens auszufüllen.

VIII.

Die Fee und der Bischof.

Wir verlassen für einige Zeit das still gewordene Feenland und begeben uns in das lebendigere Frankreich. In der unhistorischen oder doch kaum halb historischen Zeit, in welcher sich diese Studie bewegt, waren die Wohnsitze der alten Sikambrer, Chatten, Amsivarier, Ripuarier und Bructerer am Rhein, und von der Lippe bis zur Yssel der blutige Schauplatz beständiger Kämpfe zwischen Franken und Galliern. Wenn ein Pharamond und andere fabelhafte Könige auftauchten, so gewann das fränkische Reich doch erst seine eigentliche Gestaltung unter Chlodwig dem Großen, der das Christenthum annahm und unter welchem sich die Franken mit den in Gallien zerstreuten Römern zu einem Volke vereinigten. Und abermals kamen Jahrhunderte der Barbarei. Schattenkönige von Austrasien, Neustrien und Burgund regierten weniger als sie sich von ihren Majores domus beherrschen ließen. Paris, Lutetia Parisiorum, die berüchtigte Koth-, dermalen auch Glanzstadt, nach Victor Hugo die Capitale des gesammten Erdballs, war schon damals die Residenz jener Noitelets, und irgend ein Childerich II. oder Childebert III. war's, welche die incognito reisende Feenkönigin zu der wenig sagenden Ceremonie seiner Krönung eingeladen hatte. Der König zählte soviel wie nichts; sein Major domus, der riesenstarke und sechs Schuh hohe Wulfwald, der Vorläufer Pipin's von Heristal (und somit Karl's des Großen) hatte alle Macht des Reiches in seinen gewaltigen Händen.

Er war aber auch ein politischer Kopf, in welchem bereits vor mehr als tausend Jahren der praktische Gedanke auftauchte, vornehme und reiche Fremde nach Paris zu locken, um dort ihr Geld zu verzehren und ihre Sitten zu verfeinern, und auf diese Weise die kaum im Werden begriffene Weltstadt zu ihrer

künftigen Bestimmung der Weltausbeutung und somit Weltbeherrschung allmälig vorzubereiten. Darum mußte auch von Seite des roi fainéant die Einladung an den Feenhof erfolgen.

Der Riese Wulfwald, in Begleitung eines nicht minder hoch gewachsenen Rittergefolges, galoppirte der Gräfin Madalberta von Wolkenkuckucksheim einige Meilen entgegen; der kleine und schwächliche König Childebert oder Chilperich wurde in einer Sänfte dem Reiterzuge nachgeschleppt. Die corpulente Fee ward von den fränkischen Recken mit einem donnernden, nicht endenwollenden Hurrah empfangen, und sie wie auch ihre Begleiterinnen verwandten kein Auge von den vielversprechenden Gestalten dieser galanten Enakssöhne. Im Triumph in ein für die Damen bereit gehaltenes und wohlausgeschmücktes Hôtel gebracht, ließ man sie erst von den Strapazen der Reise ausruhen und ihre Toilette wechseln; hierauf führte man sie in den von tausend Kerzen erleuchteten und mit Wohlgerüchen erfüllten Speisesaal, in welchem ein köstliches Mahl von unzähligen Schüsseln aufgetragen wurde. Der stattliche Major domus reichte der Gräfin die Hand und führte sie zur Tafel, wo er ihr zur Rechten saß. Lotberta, Sunihilt und Isila wurden passend eingereiht und eine Jede schien mit ihrem Tischnachbar zufrieden. Die Mahlzeit war bereits im besten Gang, die Gläser klirrten, die Toaste schwirrten, als die Thür sich halb öffnete und ein kleines schwaches Männchen wie ängstlich hereinschlich. Es war der König Chilperich oder Childebert, der so und so vielte. Man hatte ihn in seiner Sänfte vergessen. So wurde er der Gräfin nun im Vorbeigehen vorgestellt und ihm ein Platz zu unterst an der Tafel angewiesen. Da saß er nun und verzehrte bescheiden und still, was man ihm zukommen ließ und mischte sich wenig in den Jubel der Gäste.

Der Genuß des nicht geschonten, feurigen Burgunders hatte Männer wie Frauen erhitzt und man kam zur Erkenntniß, daß die rauschende Tafelmusik nicht nur den Ohren angenehm, sondern auch vollkommen geeignet sei, die Füße in Bewegung zu setzen.

Menuet und Quadrille waren damals noch unbekannte Kunſtleiſtungen; man hielt ſich überhaupt mehr an die Natur und ſprang und hopſte ziemlich regellos herum, um der inneren Herzensfreudigkeit Luft zu machen. Es war eine Art vorhiſtoriſchen Cancans. Die Damen wurden von den gewaltigen Männern raſtlos im Kreiſe herumgedreht, gelegentlich auch auf den Armen empor gehoben, was ein lautes Kreiſchen und Lachen von weiblicher Seite zur Folge hatte. Die Feen, obwohl nur an ihre zarten ſchweſterlichen Ringeltänze gewöhnt, ſchienen deſſenungeachtet kein Mißbehagen an dieſen derberen Schwenkungen zu empfinden, ſo wenig dieſes Brouhaha ihren Roben zuträglich war, von denen Fetzen herumflatterten. Inzwiſchen waren die Lichter tief heruntergebrannt. Die Gräfin, welche ihrem Embonpoint zum Trotz keinen Hopſer verſäumt hatte, erklärte mit wogendem Buſen und athemloſen Keuchen, es ſei hohe Zeit, ſich ſchlafen zu legen. Wulfwald und die Ritter begleiteten die Damen bis an die Schwelle ihrer Gemächer und ſchieden mit einem letzten Hurrah, in welches die Muſik mit einem Tuſch von Trompeten und Pauken einfiel.

Paris war damals noch eine kleine Stadt und hatte, Gallier und Franken zuſammengerechnet, keine zwanzigtauſend Einwohner. Unter den Galliern gab es auch die noch halb heidniſchen Nachkommen der geheimen Jupiter- und Vennsanbeter, mit deren endlichen Bekehrung der Biſchof von Paris, Namens Pannrgos, ſeine Noth hatte. — Dieſer kirchliche Würdenträger war ein eifriger Fanatiker und Zelot und gehörte zur ecclesia militans, welche bekanntermaßen kein Mittel verſchmäht oder ſcheut, welches dazu dienen kann, die Zahl der Gläubigen zu vermehren. Dem Feuereifer des Mannes kam ſeine Suada und Ueberredungsgabe gleich, denen beſonders das weiche Gemüth der Frauen nur ſelten zu widerſtehen vermochte, da der Homilet ſich auch der Unterſtützung eines ebenſo würdevollen als angenehmen Aeußeren erfreuen durfte. Die ſchönen Büßerinnen ſchwammen in Thränen, wenn er ihnen die Hölle gehörig heiß

machte, und reichliche Gaben für die Kirche belohnten die frommen Bemühungen des stattlichen Missionärs.

Daß er sich vorzugsweise an vornehme und wohlhabende Damen wendete, wird man ihm durchaus nicht verargen, wenn man bedenkt, daß die Spitzen der Gesellschaft, zumeist der weiblichen, stets den Ton angeben und neue Proselyten zu machen vorzugsweise geeignet sind. Eine fromme Gräfin oder Baronin, eine vornehme jésuite de robe zählt in ihrem Kreise mehr als ein Dutzend rechtgläubige niedere Mägde, nach deren Glauben Niemand fragt. So dachte auch der schlaue Bischof Panurgos und säumte daher nicht, sich der gräflichen Fee vorstellen zu lassen. Die erhabene Madalberta, in deren Boudoir der Riese Wulfwald eben eine Morgenvisite abstattete, empfing den Prälaten mit anmuthvoller Würde. Er selbst, ohne seinem Stande oder seiner hohen Stellung etwas zu vergeben, benahm sich mit einer gewissen ceremoniösen Galanterie. Von Religion war ganz und gar nicht die Rede, sondern nur von den Pariser Sehenswürdigkeiten, deren zu jener Zeit allerdings keine Fülle vorhanden war. Die künftige Weltstadt war dermalen noch ziemlich kahl und nackt, eine ehemalige römische Festung, die man kaum zu verschönern, sie mit Gärten und Springbrunnen zu verzieren begonnen hatte. Die Boulevards der Zukunft waren damals noch Gräben und Bollwerke, es gab kein Bois de Boulogne und kein Louvre, kein Pantheon und keine chaumière, keine Bastille und keine colonnes Rambuteau. Die Zeit war kriegerisch und so auch die Stadt. Das Hauptvergnügen, welches der Major domus der Gräfin anbieten konnte, bestand darin, daß er seine Lanzknechte und Hellebardiere zu Fuß und zu Pferde vor ihr manöveriren und die Revue passiren ließ. Das traf aber glücklich zusammen mit dem Geschmack der fremden Damen, welche, selbst gute Reiterinnen, alle die militärischen Evolutionen hoch zu Rosse mit Leidenschaft mitmachten. Das Diner, immer in Gesellschaft Wulfwald's und seiner Ritter, munctete darauf bezeus,

und die munteren Tänze, an denen man so großes Behagen gefunden, wiederholten sich jeden Abend.

Bei einem der Morgenbesuche des Major domus und des Bischofs kramte die Gräfin Fee eben in Kistchen und Kästchen herum, aus denen Diamanten, Perlen und andere Kostbarkeiten herausblitzten. Beide Männer warfen gierige Blicke auf die schönen Sächelchen und nickten sich einander verständnißvoll zu. Sie hielten auch in der Folge geheime Zwiesprachen und schienen einen wichtigen Plan miteinander zu verabreden.

Vierzehn Tage waren so unter lauter Saus und Braus verstrichen und die Damen und die fränkischen Ritter einander längst keine Fremden mehr. Die stolze Madalberta, deren Dienste sich der mächtige Major-domus ausschließlich gewidmet, hatte nur Augen für ihn und für seine Untergebenen kaum ein gnädiges Kopfnicken. Anders ihre Begleiterinnen. Sie hatten die Auswahl. Wenigstens ein Dutzend frische Gesellen machten den drei Damen den Hof, courbettirten des Morgens vor ihren Fenstern herum, sagten ihnen bei Tische Artigkeiten, überreichten ihnen des Abends, bevor der Tanz begann, duftige Blumensträuße. Anfangs wurde Allen gleichmäßig zugelächelt und keiner von keiner besonders bevorzugt; bald aber schien Einer oder der Andere bei dieser und jener einen Stein im Brette zu haben. Diejenigen Verehrer, die sich für verschmäht hielten, geriethen natürlich in Wuth und es kam zu Herausforderungen auf Tod und Leben. Die Damen erschraken. Die kluge Eisenjungfrau Isila wußte aber dem drohenden Unheil vorzubeugen. Sie rief die jungen Ritter zusammen und hielt ihnen eine Rede, worin sie ihnen erklärte, man sei dankbar für alle die erwiesenen Artigkeiten, die Herren gäben sich jedoch fruchtlose Mühe, denn sowohl sie selber, Isila, wie ihre Schwestern Lotberta und Sunihilt, hätten die Liebe für immer abgeschworen. Die Ritter vernahmen das halb ungläubig, verschoben zwar das Duelliren, verlegten sich aber nach wie vor mit kaum geringerem Eifer aufs Courtesiren.

Madalberta war hoch erfreut über die Ehren, die man ihr erwies, allein der Aufwand, den die damals nichts weniger als reiche Stadt Paris ihretwegen machte, fiel ihr schwer aufs Herz und sie dachte längst im Stillen daran, wie sie das auf eine zarte Weise vergelten und vergüten könnte. Da trat eines Morgens der Hôtelier mit tiefen Bücklingen zu ihr ins Boudoir und überreichte die „carte payante“ für Logis und alles bisher Genossene, Gegessene, Getrunkene, Beleuchtete und Musicirte, auch an Mobilar Ruinirte oder Befleckte, und an Gläsern und Tellern Zerschlagene, wie an Zimmerdienst, an Wagen- und Pferdbenützung Geleistete. Die Rechnung war nach dem Maßstabe der künftigen Pariser Weltausstellungspreise gewissenhaft (consciencieusement) zusammengestellt. — Der Gräfin in ihrer Noblesse fiel ein Stein vom Herzen. Es war ihr nichts angenehmer, als für sich selbst und ihre lieben Gäste bezahlen zu dürfen. Sie überreichte dem Hauswirth einen Solitär, um ihn in die laufende Landesmünze umzuwechseln, was augenblicklich und gleichfalls consciencieusement geschah und worauf die Rechnung bis auf Heller und Pfennig und noch mit einem Superdouceur beglichen wurde. Dem Hôtelier ward zugleich eingeschärft, ja nichts zu sparen und die Diners und Soupers noch feiner und ausgiebiger zu bestellen als bisher.

Die Zeit der Krönung des fränkischen roitelet rückte heran. Er freute sich wie ein Kind darauf und saß halbe Tage in der Schneiderwerkstätte, um zuzusehen, wie man ihm Hose, Wamms und Mantel zurechtschnitt und diese Ceremonienkleider mit Stickereien überlud. Aber auch in der Stadt, wie im weiten Lande herrschte große Aufregung, und über die Anwesenheit der fremden Gräfin, die man mit dem König in eine gewisse Verbindung brachte, liefen im Volke die wunderlichsten Gerüchte, welche, wie wir bald vernehmen werden, zu unangenehmen Mißverständnissen und höchst bedenklichen Auftritten führten. Inzwischen hatte der Bischof die Dame des Oefteren besucht und

lange und ernsthafte Gespräche mit ihr gehalten. So saßen sie eines Tages wieder vertraulich zusammen. In Madalberta's Natur lag ein Etwas, das sie der Speculation und Mystik unschwer zugänglich machte; es reizte sie auch, einem bedeutenden, gewandten und schlauen Pannrges gegenüber zu zeigen, daß es ihr an Geist nicht fehle. Der Bischof besaß aber die stärkeren Waffen. So, wenn er sich mit ihr in Unterhaltungen über die höchsten Dinge, über Gott, Welt und Schöpfung einließ, entschlüpften ihm Aeußerungen, welche die Gräfin stutzen machten. So sagte er ihr gerade heraus: „Ich weiß genau, wer Ihr seid, doch Ihr kennt Euch selber nicht. Ihr kennt auch nur denjenigen, den Ihr „Allvater" nennt und wißt nichts von Gottes Sohne, von dem Erlöser, den uns der Weltschöpfer gesendet hat, noch habt Ihr eine Ahnung von dem heiligen Geiste, von der Vergänglichkeit dieser Erde und von den Freuden des ewigen Lebens, meine Tochter."

Die Gräfin schien ein wenig verdutzt. „Ich verstehe Euch in der That nicht recht, hochwürdiger Mann", versetzte sie nach einer kleinen Pause. „Ich und meine Frauen leben fort und fort, in beständiger Jugend und Schönheit. Was wollen wir mehr? Nur Eins ist uns untersagt: Die Liebe."

Sie sprach dieses Wort mit einer gewissen Beklemmung aus. Wer in ihr Inneres schauen konnte: Das Bild des gewaltigen Wulfwald gaukelte bisweilen vor ihrer Phantasie — vielleicht eben in diesem Momente.

„Die Liebe! Die Ihr für ein Verbrechen haltet? Darüber bist Du eben im Irrthum, gutes Kind!" sprach der Bischof mit Salbung. „Weil Dir der wahre Gott, der Gott der Liebe unbekannt ist. Siehe, ich will Dich mit ihm bekannt machen."

Madalberta rückte näher, hörte aufmerksam zu.

„Vor Jahrhunderten war's", fuhr der Bischof fort, „als die Schiffer, die sich auf den Meeren begegneten, einander zuriefen: „Der große Pan ist todt!" Das war die Stunde, in

welcher der Welterlöser, den wir Jesus Christus nennen, zur Erde kam. Liebet Euch! war sein Gebot. Und das ewige Leben, das ewige Reich wird nur Denen zutheil, die an ihn glauben. Du aber und die Deinen, arme verirrte Tochter, Ihr seid nur Geschöpfe der vergänglichen Erde und werdet mit ihr vergehen. Denn die Zeit ist nahe und das Gericht wird beginnen. Sonne, Mond und Sterne werden auf die Erde fallen und sie vertilgen, und Euch mit ihr, Euch Kinder des heidnischen Pan, die Ihr ein Schein-Dasein fristet, ohne die Segnung zu genießen, Euch vermehren zu dürfen, ungleich den Creaturen des ewigen Gottes, die sich in christlicher Liebe und Ehe ungehindert fortpflanzen, so lange dieses Erdenleben währt und bis ihre Seelen eingehen in die ewige, himmlische Seligkeit!"

Panurgos war während dieser Rede aufgestanden und hatte mit begeistertem Blick seine Arme nach Oben gewendet.

„Die christliche Liebe und Ehe!" wiederholte die Gräfin tonlos und erhob sich langsam von ihrem Sitz.

„Willst Du ihrer Segnungen genießen, so gib Deine Zauberkünste auf und laß Dich taufen, oder Du verfällst schließlich dem Abgrund und den unauslöschlichen höllischen Flammen!" drohte der Mann Gottes mit so wilder Ueberzeugung, daß es die Fee kalt überlief. Auch in das Feenreich waren gewisse dunkle und ängstliche Gerüchte von Himmel und Hölle gedrungen, die sich nicht immer wegspotten ließen.

Die geistliche Unterhaltung war durch das Eintreten des Major domus unterbrochen worden. Der Bischof empfahl sich, machte ein frommes Kreuz über die Gräfin und den Besucher. „Bis auf Weiteres, arme Tochter! Der Herr möge Dich erleuchten!" sagte er mit seiner volltönenden Stimme und schritt gravitätisch zur Thür hinaus, nicht ohne Wulfwald einen bedeutenden Blick zuzuwerfen.

Der Major domus benahm sich in dem tête-à-tête mit der Gräfin überaus artig und ehrerbietig, doch fehlte es dabei

nicht an zärtlichen Blicken und gelegentlichen Seufzern. „Wenn Ihr Christin würdet!“ entschlüpfte ihm wie ein Herzenswunsch.

Madalberta mußte sich dabei unwillkürlich an das Wort des Bischofs von „christlicher Liebe und Ehe“ erinnern.

IX.

Das Feenkind.

Die homiletischen Unterhaltungen zwischen der Fee und dem Bischof wurden fortgesetzt und das christliche Samenkorn, welches Panurgos ausstreute, schien nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Auch die Bewerbung des Major domus nahm eine deutlichere Gestalt an; zweifellos war es ihm um den Besitz der schönen Gräfin zu thun. Vielleicht auch der reichen Gräfin? Denn er war ziemlich derangirt, liebte es, Aufwand zu machen, wozu ihm die leeren Staatscassen, die er unter sich hatte, nicht hinlängliche Gelegenheit boten, weshalb ihm auch die gefüllten Schmuckkästchen der Fee, wie wir wissen, ins Auge gestochen hatten.

Madalberta war auch uneins mit sich selbst. Christin werden! Das heißt: ihre Feen-Unsterblichkeit aufgeben. Der Bischof hatte ihr zwar diese gehörig zu verleiden gewußt: Der Weltuntergang vor der Thür. Davon war damals alle Welt überzeugt. Es handelte sich also nur darum, die kurze Spanne Zeit, welche noch vergönnt war, auf die angenehmste Weise zuzubringen, bis das tausendjährige Reich, hierauf das jenseitige ewige Leben zum Durchbruch käme. Die christliche Liebe und Ehe! Das lockte. Die Ehe mit dem herrlichen Wulfwald! Dessen Bild beständig vor der Seele der Heidin schwebte. Sie verlor sich in Träume, in denen sich der Major domus und das ewige Leben auf die wunderlichste Weise in einander vermischten. Da erhob sich ein dumpfes Gebrause vor den verschlossenen Fenstern des Hôtels und zu gleicher Zeit stürzten Madalberta's Frauen mit

verstörten Gesichtern in das Gemach. Das Volk von Paris wolle in das Haus dringen, sich ihrer bemächtigen. So war es auch. Seit lange hatte sich das Gerücht verbreitet, die fremde Gräfin sei nichts weiter als eine Zauberin, eine Hexe, die es sich in den Kopf gesetzt, den König zu heiraten. Dadurch käme das ganze Reich in Unglück und verfiele dem Satan; darum sei es nothwendig, alle die Zauberweiber zu verbrennen. Auf dem Platz vor dem Hôtel war auch bereits ein Holzstoß bereitet und angezündet worden und der Pöbel auf dem Wege, sich seine Brennopfer zu holen.

„Uns verbrennen!“ — jammerten die Frauen.

„Wie kann man das? Da wir unsterblich sind!“ suchte die Königin der Feen sich selbst und ihre Untergebenen zu trösten, allein mit nicht völliger Ueberzeugung; die neue christliche Liebeslehre hatte bei ihr den alten Feenglauben beinahe völlig verdrängt.

Inzwischen wuchs der Lärm und das Toben vor den Fenstern. Wilde Kerle mit Knitteln und Keulen bewaffnet, verlangten Einlaß in das Hôtel und drängten den Wirth und seine wenigen Leute, die sich ihnen entgegenstellten, mit Gewalt zurück, polterten über die Treppen und in die Gemächer. Die wehrlosen Frauen ergreifen, sie auf die Straße und auf den brennenden Holzstoß schleppen, war das Werk eines Augenblicks. Den hübschen Feen war es übel zu Muthe und sie dachten schon, „Allvater“ werde sie in der Patsche lassen. Da, Trommetenschall und Wulfwald mit seinem Gefolge kam herangeritten, hieb nach rechts und links unter das Volk. Das waren aber zumeist Gallier, die sogenannten Parisii, von denen die Stadt ihren Namen hat, derbe Schiffsleute von der Seine-Insel, die sich nicht so leicht einschüchtern ließen.

„Er will die Hexen beschützen!“ riefen sie wuthentbrannt einander zu. „Schlagt ihn nieder und ins Feuer mit dem Zaubervolk! Dieu le voult!“ Hierauf Tumult und allgemeiner Kampf,

welchem plötzlich eine mächtige Stimme „Halt“ gebot. Biſchof Schlaukopf in vollem Ornate war erſchienen und auf eine Tonne geſtiegen. „In nomine domini!“ rief er den Leuten zu.

„Seine Gnaden der Herr Biſchof!“ riefen die Parisii, die erſt unlängſt von ihm in den Schoß der allein ſeligmachenden Kirche aufgenommen worden. Sie machten auch demgemäß ihr unbehilfliches Kreuz.

„Ihr wollt dieſe Frauen verbrennen?“ haranguirte ſie der Biſchof. „Ihr hättet vielleicht ein Recht dazu, inſofern ſie annoch Zauberinnen wären.“

„Sie ſind's ja, Hochwürden!“ ſchrie ein zerlumpter Kerl. „Alſo auch auf den Holzſtoß mit ihnen!“

„Nein, ſie ſind es nicht mehr!“ entgegnete der Biſchof mit ſtarker Stimme. „Und wenn ſie es waren, wie Ihr noch unlängſt blinde Heiden waret, ſo kennt Ihr das Wort: „Der himmliſche Vater wird an einem reuigen Sünder mehr Gefallen finden, als an neun und neunzig Gerechten.“ Ich bin der Seelenhirt der edlen Gräfin von Wolkenkuckucksheim, und ſie wird mir in Eurem Beiſein das Wort geben, ſich ſammt ihren dienenden Frauen von mir taufen zu laſſen und zwar am Krönungstage des Königs. Auch denkt ſie nicht daran, Königin zu werden, wohl aber hege ich die Hoffnung, daß ſie ſich ſeiner Zeit entſchließen wird, ſich von dem edlen Ritter Wulfwald als deſſen chriſtliche Gemahlin heimführen zu laſſen.“

Dieſe Erklärungen führten unter dem wilden Volke augenblicklich eine veränderte Stimmung herbei. Man ließ den Biſchof leben, den König, die Aſpirantinnen zum Chriſtenthum und das künftige chriſtliche Brautpaar. Es geſchah auch Alles genau, wie es Panurgos angekündigt hatte. Der kleine ſchwache König wurde in ſeinen geſtickten Hoſen gekrönt, die Feen wurden getauft und der Major domus heiratete Feenkönigin Madalberta, welche ſich in der Taufe den urchriſtlichen Namen Maria Magdalena beilegen ließ.

Die drei anderen getauften Ex-Feen hatten eine gemeinsame Wohnung bezogen, in welcher ihre zwölf Ritter ihnen den Hof machten, wie bisher. Die Damen hielten offene Tafel, die bande joyeuse ſchmauſte, zechte, ritt ſpazieren, hopſte des Abends. An Heirat dachte keine der beiden Parteien. Wozu uns binden? ſagten ſich die Frauen untereinander. Wir ſind jung und wollen das Leben genießen. Die biſchöfliche Lehre vom nahen Weltuntergang übte dieſelbe geſellige Wirkung, wie die drohende Peſt in Boccaccio's Decamerone. Man lebte von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, und bald fehlte es auch nicht an „ſchwachen" oder „ſchönen" Stunden.

Während der zuletzt erzählten Ereigniſſe lebte die kleine Fee Anita ihr ſtilles Daheim fort und fort. Ihr Gemüth, durch ihren Beſuch der Elfengrotte eine Weile aufgeregt und beunruhigt, hatte ſein ſchönes Gleichgewicht bald wieder gefunden, doch hütete ſie ſich ſorgſam, jene gefährlichen Eindrücke zu erneuern, ſo ſchmerzlich ihr die Trennung von Tagalinde war. Umſomehr war ſie erfreut, als dieſe eines Tages plötzlich bei ihr vorſprach, und ihr unter Thränen um den Hals fiel. Ach, ſie war bereits mit verweinten Augen hergekommen! Ihr geliebter Page hatte ſie verlaſſen, zwar nur auf kurze Zeit und mit ihrer eigenen Zuſtimmung. Sein Herzog hatte einen Kriegszug an den Rhein beſchloſſen und dazu alle ſeine Mannen aufgeboten und einberufen. Als Amadis davon vernahm, erwachte ſein ritterlicher Sinn und ſpornte ihn zur Thätigkeit an. Aber ſollte er von der Geliebten ſcheiden? Der Kampf zwiſchen herzlicher Neigung und Thatendurſt war in ſeiner Miene zu leſen, doch Tagalinde war edel genug, ihn ſelber aufzufordern, ſeiner Vaſallenpflicht wie ſeinem Schlachtentriebe nachzukommen. So hatte er ſich vor acht Tagen aus ihren Umarmungen losgeriſſen. „Seitdem iſt mir die Grotte verleidet", klagte Tagalinde, „und wenn die kleine Elfe Tettel ihrem hübſchen Vetter, dem Sylphen ſo zärtlich ins Auge blickte, gab's mir immer einen Stich im Herzen. Darum bin

zu Dir geflüchtet, um in Deiner lieben Gesellschaft Trost, und wo möglich Aufheiterung zu finden."

Anita that Alles, was in ihren Kräften stand, um sich der Freundin hilfreich und gefällig zu erweisen. Sie führte sie in ihre neuen Gartenanlagen, pflückte ihr die schönsten Blumen, brach die saftigsten Früchte für sie, sang ihre Lieder zur Guitarre und las ihr aus einer alten Chronik die Liebesgeschichte von König Artus und der schönen Ginevra vor. Tagalinde fand sogleich eine schlagende Aehnlichkeit zwischen dem kühnen Vorsitzer der Tafelrunde und ihrem Amadis heraus. Sie erinnerte sich auch des Birkenwäldchens, wo sie ihn zum erstenmal erblickt und seine Kopfwunden geheilt hatte. Anita mußte mit ihr den Platz besuchen und sich dort von ihr verschwärmen und verseufzen lassen. Die Gute fügte sich in Geduld. Es ist kein geringer Muth, die Vertraute einer Liebenden zu sein, deren Angebeteter als Soldat in der Ferne ist und vielleicht in Kriegsgefahr schwebt. „Er ist verwundet, ist gefangen, ist todt!" schrie Tagalinde einmal um das andere und zerraufte sich ihr Rabenhaar. „Er wird wiederkommen, und als Sieger, mit Lorbeeren bekränzt!" suchte Anita zu trösten. Glücklicherweise kam plötzlich die kleine Tettel in ihrer Rosenwolke angefahren und brachte einen Brief. „Von ihm!" rief Tagalinde voll Entzücken, brach das Siegel und verschlang die Zeilen. „Er hat gesiegt, in zwei Schlachten, ist gesund und heil", berichtete die Geliebte. „Der Herzog hat ihn zum Ritter geschlagen, und mein Amadis liebt mich wie immer, sehnt sich nach mir und wird bald heimkehren." Großer Jubel unter den Frauen. Anita und die kleine Tettel tanzten mit Tagalinden im Kreise herum, bis zur Erschöpfung.

Die schöne Tagesfee bekam aber nach und nach ein völlig verändertes Aussehen. Ihr holdes Antlitz war bleich geworden und zog sich in die Länge, sie hatte blaue Ränder um die matten Augen, bekam Beklemmungen, fliegende Hitzen, schlich mühsam einher, verlor Appetit und Schlaf. Die sorgsame Freundin zog

den ärztlichen Zauberer zu Rathe, der die Patientin genau unterſuchte und bedenklich den Kopf ſchüttelte. Schließlich eröffnete er der erröthenden Anita, daß die verliebte Fee in denjenigen Zuſtand der verheirateten Erdenweiber gerathen ſei, welcher von ihnen ſelbſt wie von ihren Männern als ein höchſt erwünſchtes Glück geprieſen wird. Tagalinde war begeiſtert bei dem Gedanken, einen jungen Amadis auf die Welt ſetzen zu dürfen. Sie theilte dem fernen Freunde ſogleich die gute Nachricht brieflich mit. Ein reiſender Storch überbrachte das Schreiben, ein anderer die Rückantwort. Der ſelige Amadis, im Vorgefühl der Vaterfreuden, verſprach binnen der nächſten vierzehn Tage einzutreffen. Inzwiſchen wurde eine erfahrene Waſſernixe als Wehemutter ins Haus genommen. Und es war hohe Zeit! Das Feenkind war frühzeitiger zur Welt gekommen, als man ſich's erwartet hatte. Ein geſundes und derbes Knäblein. „Der Papa, wie er leibt und lebt!“ behauptete die Nixe, ohne dieſen Papa gekannt zu haben.

Die Mama Fee war ſelig, aber ſchwach. Doctor Zauberer verſchrieb Tränke und Tiſanen, ſchüttelte aber ſein weiſes Haupt mehr als je. Die Wöchnerin nahm augenſcheinlich an Kräften ab, fühlte ihr Ende herannahen, ließ Anita zu ſich ans Bett kommen, empfahl ihr das Kind, ſie ſollte ihm Mutter ſein. „Amadis!“ war ihr letzter Hauch.

So hatte nach mehr als hundert Jahren wieder eine Fee ihre Unſterblichkeit aufgegeben und war geſtorben. Doch blieb ſie verſchont vom letzten und äußerſten Weh. Der neue Ritter Amadis hatte noch ein letztes und unbedeutendes Scharmützel mitgemacht und dabei ſeinen Tod gefunden, am Tage der Geburt ſeines Söhnleins. Tags darauf hatte er abreiſen wollen. Sein Leichnam wurde in der Folge heimgebracht und mit den ſterblichen Reſten ſeiner Geliebten in Anita's Feengarten begraben. Tagalindens Zauberſchloß ſammt ſeinen Gärten war aber in dem Momente verſchwunden, in welchem die Beſitzerin dieſer Wunder ihre Seele aushauchte. Auch von ihren Hausgreifen durfte nach

ihr keine Spur mehr übrig bleiben. Sie zerstoben mit dem Schloß in alle Lüfte. Also war es in den strengen Gesetzen des Feencodex angeordnet und vorbestimmt.

X.

Pflegemutter und Pflegesohn.

Tagalindens Sprößling erhielt den Namen Lindoro. Seine Pflegemutter überwachte den Säugling ängstlich und sorgfältig und hatte ihn schon in seiner Wiege mit mehr Feengaben überschüttet, als alle die Fürstenkinder, deren Pathin sie geworden. Eine gesunde und derbe Flußnixe aus den süßesten Wassern wurde dem Kinde zur Amme bestellt.

„Ich will aber seine eigentliche, seine geistige Mutter werden!“ dachte sie dabei, nicht ohne Selbstgefühl, und überlegte im vorhinein, wie sie den Knaben unterrichten, was sie ihn Alles lehren wolle. Der kleine Lindor, das Feen- und Sonntagskind, wuchs rasch und kräftig empor; kaum über ein Jahr alt, konnte er schon fest auf seinen Füßchen stehen und mit anderthalb Jahren fing er bereits zu plappern an. Sein erstes „Mama“ war der schönen Pflegemutter ein Hochentzücken, und über der Beschäftigung mit dem lieben Kleinen vergaß sie Alles und Jedes. Nur den Feenschlössern sah sie bisweilen nach und verwunderte sich im Stillen, daß weder die Königin, noch die Schwestern irgend etwas von sich oder ihrer endlichen Heimkehr vernehmen ließen. Die neuen Christinnen hatten aber Anderes und Besseres zu thun, als daß es ihnen einfiele, zu ihren unschuldigen Ringeltänzen, den zu einförmigen Lustfahrten und den mürrischen Greifen jemals wieder zurückzukehren. Die getauften Unterfeen, in Gesellschaft ihrer Ritter, dachten noch immer nicht an Heirat. Sie hatten Unrecht. Denn nur in einer christlichen Ehe konnte eine Fee ihre Jugend und Schönheit wenigstens noch so lange bewahren,

wie andere sterbliche Erdenfrauen. Das war Gesetz. Jene leichtsinnigen Geschöpfe scheuten aber die Ehe, welche ihrem ungebundenen Lebenswandel, worin sie sich ausschließlich gefielen, mehr oder minder ein Ziel zu setzen drohte.

Bald wurden sie der bisweilen derben, ja groben Männer, denen sie sich ergeben hatten, überdrüssig, und in einer Nacht verschwanden sie alle miteinander spurlos aus Paris. Die hungerigen Ritter hatten das Nachsehen. Die Exfeen aber ergaben sich sonach, wie es den Anschein hat, dem mehr als zweideutigen Metier der sogenannten „fahrenden Frauen".

Die angenehmen Flitterwochen, welche die gewaltige Madalberta, oder dermalen Maria Magdalena, mit dem Riesen Wulfwald verbracht, waren leider nicht von langer Dauer. Der Major domus, von Natur wenig zärtlich, erwies sich bald als Herr im Haus. Er war mit Reichsgeschäften überladen und seine Arbeiten und Sorgen vermehrten sich, als ein Krieg mit Burgund auszubrechen drohte. Die Staatsausgaben wuchsen ins Ungeheure und der Staatssäckel war beinahe völlig erschöpft. Da mußte denn Madalberta's Feenschatz herhalten. In den Tagen der jungen Liebe gab sie willig und was ihr Herr und Gemahl nur verlangte; als aber diese Forderungen sich immer wieder erneuerten, und zwar in einem stets erhöhten Maßstabe, die Dame zu gleicher Zeit sich von dem strengen Wulfwald nicht immer der besten Behandlung zu erfreuen hatte, da fing man an, Widerstand zu leisten. Nun brauste er auf. „Du bist die Frau eines höchst bedeutenden Mannes geworden!" schrie er sie an. „Eines Mannes, der Land und Leute regiert, der weit über dem nichtigen König steht! Ich bin eigentlich der Beherrscher des Frankenreiches und Du bist meine Gemahlin. Das ist man nicht, ohne Opfer zu bringen. Heraus also mit Deinem ganzen Hausschatz, den ich zu Deinem, wie zum Besten des Landes verwalten will!"

Maria Magdalena gedachte ſich aber nicht ſo leicht von ihrem Faſnerherde zu trennen und machte Einwendungen, von denen der „höchſt bedeutende Mann“ nichts wiſſen wollte. Zum Glück, daß der fromme und kluge Biſchof Panurgos ſich ins Mittel legte, einen Ausgleich zuwege brachte, die Gatten verſöhnte. Derlei wiederholte ſich aber mehrmals. Und es handelte ſich nicht immer nur um ſchnödes Geld. Dem Major domus, der von jeher für einen Weiberjäger galt, genügten die Reize ſeiner Gemahlin nicht für immer und er wandelte häufig auf Seitenwegen. Als man das erfuhr, welche Thränen, welche Vorwürfe! Und von ſeiner Seite nichts als Kälte oder Hohnlachen und neue Verirrungen. Kurz, noch kein volles Jahr war verüber und die unglückliche Ehe war fertig. Der geiſtliche Hausfreund that ſein Möglichſtes, um ein leidliches Verhältniß zwiſchen den Gatten aufrecht zu erhalten, allein alle ſeine Bemühungen erwieſen ſich als fruchtlos. Der Mann fuhr fort, ſeine Zerſtreuungen außerhalb des Hauſes zu ſuchen, die Frau war auf die Geſellſchaft des biſchöflichen Tröſters angewieſen, der ſich unabläſſig mit ihrem Seelenheil beſchäftigte. Unter dieſen Verhältniſſen war die ehemalige Fee eine völlige Frömmlerin geworden.

Maria Magdalena gedachte nur mehr des himmliſchen Bräutigams, den ihr der Biſchof mit glühenden Farben ausmalte, und hegte zuletzt einen wahren Abſch[illegible] vor ihrem irdiſchen Gemahl. Eine Scheidung von Tiſch und Bett wurde eingeleitet und die Dame begab ſich, nach Zurücklaſſung eines Theiles ihrer Schätze, mit dem Reſt ihrer Habe in ein Kloſter. Dort, unter dem Beiſtande ihres Seelenfreundes, fing ſie an ſich zu erholen, und wurde verhältnißmäßig wieder heiter und wohlgemuth; auch der verloren gegangene Appetit hatte ſich in den Agapen mit dem Biſchof wieder eingeſtellt und die inzwiſchen etwas abgemagerte Dulderin bekam ihr früheres Embonpoint und darüber. So lebte ſie im Grunde angenehm und ſorgenlos, da der gefällige Panurgos ſich auch der Mühe unterzog, die Verwaltung

ihres in das Kloster mitgebrachten und nicht unbedeutenden Vermögens treu und gewissenhaft zu übernehmen.

Die Pflegemutter des Feenkindes lebte inzwischen selige Tage. Die körperliche wie geistige Entwicklung des hübschen kleinen Lindoro schritt rasch und ungehindert vorwärts. Anita lehrte ihn buchstabiren und seinen Namen kritzeln, auch auf ihrer Mandoline klimpern, und wenn sie ihm ihre artigen Lieder vorsang, so horchte der Junge hoch auf und wiederholte die vernommenen Weisen mit seinem kleinen Stimmchen ganz accurat, erfaßte die Melodie auf ein Härchen und hielt Tact wie ein kleiner Schulmeister. Die entzückte Mutter bedeckte den Knaben mit Küssen, die er auf das Lebhafteste erwiderte, denn er war eine kleine Schmeichelkatze. Vor den Greifen hatte er sich anfangs gefürchtet, vor ihren Schnäbeln und Klauen und ihren curiosen Fledermausflügeln; bald aber waren sie seine Spielgefährten, sie schnitzten ihm papierene Drachen, die er jauchzend emporsteigen ließ, er schlug Ball mit ihnen, ritt auf ihrem Rücken, zerzauste ihnen Haare und Federn. Sie ließen sich Alles von ihm gefallen, denn auch diesen Unholden war das reizende Kind lieb geworden.

Als ihn die Mutter zum erstenmale in ihrem Muschelwagen in die Lüfte führte, war das die größte Wandlung in Lindoro's kleinem Leben. Er war außer sich vor Entzücken, herzte und küßte seine schöne Mama ohne Aufhören. Er wollte gar nicht mehr zur Erde zurück, so lieblich sie ihm grünte im ewigen Frühling, denn er kam nicht aus dem Feengebiete heraus; nur Holdes und Freundliches bot sich ihm dar, und er wußte nichts von unserer Winter-, Schnee- und Eiskälte, noch von unseren sonstigen Leiden und Schmerzen. Armer Lindoro! Wenn Du dereinst in unser hartes Erdenleben eintrittst, wie wirst Du Dich zurücksehnen nach diesem Deinem Jugendparadies! Jeder von uns hatte zwar sein kleines Kinder-Eden, wenn auch ohne wirkliche Feen, greifbare Greife und veritable Luftschifffahrten. Die Kinder-

vesie schafft sich aber das Alles selber und glaubt auch daran. So leben und weben die kleinen Leute auf den Zauberschlössern und Robinson'schen Inseln, aus denen man sie nur zu häufig verscheucht, um ihnen lateinische Vocabeln, den Katechismus und andere derlei Allotria beizubringen. — Anita wollte ihren Pflegesohn so lange bei sich behalten, als nur immer möglich; doch sagte ihr zugleich ihr guter Verstand, daß der dereinstige Jüngling, der Sohn eines Sterblichen und eines Ritters, seinerzeit in die Welt treten müsse, und wie schwer es ihr auch fallen würde, sich von ihm zu trennen, so leuchtete ihr doch ein, daß es ihre Mutterpflicht sei, ihn für seine künftige Bestimmung vorbereiten zu lassen. Doch vorderhand ist's noch ein Kind! Soll man ihm seine harmlosen Freuden stören? Soll heißen: Er ist mein Zögling, der mich liebt und verehrt und ich will seine kindliche Zuneigung nicht vor der Zeit mit einem Lehrer oder Hofmeister theilen. Gewöhnlicher und unverzeiblicher Egoismus aller Mütter, auch der irdischen! So verstrich ein Monat um den anderen und die Monate werden endlich zu Jahren.

Als Anita eines Tages über ihre Feenschlösser Revue halten wollte, fand sie nichts als wirres Gestrüppe und Brennnesseln an der Stelle, an welcher bisher die prachtvolle Burg der Königin Madalberta hoch und stolz in die Lüfte geragt. Die kleine Fee erschrak. Wie? Ihre und ihrer Aller Herrin hätte ihre Unsterblichkeit in die Schanze geschlagen, wäre sogar eines natürlichen Todes gestorben — um die Liebe zu einem Sterblichen? Sie eilte zu den übrigen Schlössern, fand sie alle noch aufrecht stehend. Langsam und gedankenschwer kehrte sie nach Hause zurück.

Maria Magdalena war wirklich im Kloster gestorben, vermuthlich an einer Indigestion. Man munkelte auch von Vergiftung.

Am Hofe eines Markgrafen, eines der dankbaren Patheukinder Anita's, befand sich ein alter Waffenmeister, welchen Vindere's Pflegemama im Stillen längst dazu ausersehen hatte, ihren Zögling in allen ritterlichen Künsten zu unterrichten.

Der Knabe war nun in seinem dreizehnten Lebensjahre, war groß und stark, weit über sein Alter, und man durfte ihn nicht länger im Feenreiche verweichlichen und verhätscheln. Er wurde daher dem Markgrafen vorgestellt, der Gefallen an dem frischen und hübschen Jungen fand und ihn als Pagen aufzunehmen versprach, sobald ihm der gehörige Unterricht zutheil geworden.

Der Waffenmeister nahm ihn nun in die Lehre und Zucht, brachte ihm die geschäftsmäßigen Schwerthiebe, Lanzengriffe und Keulenschläge bei und wies ihn an, wie man sich des Schildes zu bedienen habe; er hob ihn auch auf sein Pferd und ließ ihn Schule reiten, bis er des Rossetummelns Herr geworden. Dieser „Bubenzuchtmeister" nahm ihn ferner auch auf Jagden mit und lehrte ihn die Reiherbeize und die Zähmung der Edelfalken. Nicht minder unterrichtete er ihn in den Turnier- und sonstigen ritterlichen Anstandsregeln, deren vorzüglichste die Achtung vor dem Frauengeschlechte.

Vindero war inzwischen getauft und ihm an Religion das Erforderliche beigebracht worden. Da der junge Mensch auch zur Noth lesen und schreiben konnte, was damals noch weit über das Geschick und die Bildungsstufe der Mehrzahl seiner Standesgenossen hinausging, so konnte man sich dereinst einen vollkommenen Ritter von ihm versprechen. Vorläufig war's ein ebenso hübscher und gewandter als tüchtiger und handfester Page oder Knappe. Anita betrachtete ihn mit erhöhtem mütterlichen Stolze. Allein, die Scheidestunde nahte heran. Mit vollen fünfzehn Jahren sollte er seinen Pagendienst antreten. Der Tag stand vor der Thür. Der werdende Knappe wurde an Waffen, wie auch an Kleidern und Wäsche in einer Weise ausgerüstet, daß sich kein Rittersmann mit ihm messen konnte, vornehmlich was die feinen Hemden betraf, von Nymphen genäht und von ihren gewaschen. So ging denn die Sonne über des Mutterleins fünfzehntem Geburtstag auf. Vindero konnte die Stunde

kaum erwarten. Denn so sehr er die Mutter liebte und verehrte, so lockte ihn doch auch der glänzende Hof des Markgrafen, sein Pagendienst, das ganze neue frische Dasein, welchem er lautpochenden Herzens entgegenblickte.

Anita hatte die letzte Nacht kaum ein Auge zugethan, denn am nächsten Morgen sollte sie den geliebten Pflegesohn aus ihren mütterlichen Armen entlassen, auf lange Zeit, vielleicht für immer. Der Tag brach an. Lindero's fünfzehnter Geburtstag. Sinnend saß die Pflegemutter in ihrem reizenden Feen-Negligé; ihre Wangen waren rosig bleich, die süßen Augen fatiguirt, wie schmachtend, ein schmerzliches und doch holdes Lächeln um das kleine Mündchen. Sie war schöner als je. Da öffneten sich die Flügelthüren und herein trat ein Jüngling im schmucken Pagengewande, das Schwert an der Seite. Es schien, als wär' er über Nacht ein Mann geworden. So schritt er auch aufrecht und wie seiner selbst bewußt einher, dabei zierlich und anmuthig, das Federbarett artig in der Hand schwenkend. Er war groß und schlank, doch die weichen Formen harrten noch der Vollendung und kommenden Wachsthums. Ein wohlgebildetes, frisches und fröhliches Antlitz, keimender Flaum um das Kinn; reiche blonde Locken umwallten das blühende Gesicht.

Lindero trat näher. „Da bin ich, Mutter! wie gefällt Dir der Page?"

Anita schien betroffen. Sie hatte den Knaben bisher immer nur als Sohn ihrer schwesterlichen Freundin betrachtet. Er glich auch seiner Mutter in manchen Stücken. Das waren Tagalindens dunkle, aber feurige Augen, ihr rosiges Incarnat und ihre Perlenzähne. Heute mußte man sich aber des Vaters erinnern.

Ein zweiter, jüngerer Amadis stand vor der Fee, wie sie ihm damals im Birkenwäldchen und später in der Elfengrotte begegnet war.

„Du sprichst kein Wort, liebe Herzensmutter", sagte der schöne Jüngling mit bewegter Stimme. „Ich kann mir's denken,

warum! Es iſt Dir gewiß weh' ums Herz, wie mir ſelber, da wir nun von einander ſcheiden ſollen. Aber was hilft's? Ein Mann muß ins Leben, in die Welt, und ſoll ich ein tüchtiger Ritter werden und Dir Ehre und Freude machen, ſo muß ein Anfang ſein. Doch Du wirſt mich am Hofe meines Herrn, des hohen Markgrafen, beſuchen, nicht wahr? Du haſt es verſprochen. Mich oft beſuchen, recht oft, gelt?"

„Vielleicht, mein Kind", verſetzte Anita und ſtand langſam auf.

„Nur vielleicht?" rief Lindoro und zilte auf ſie zu. „Vielleicht nur, liebes, liebes Mütterchen?" Er wollte ſie liebkoſen, wie er's gewohnt war, Anita machte eine ſanft abwehrende Bewegung. „Laß das, mein Sohn!" ſagte ſie mit milder Betonung.

„Wie? Ich ſoll Dich nicht umarmen?" rief der Jüngling beſtürzt und faſt weinerlich. „Hab' ich Dich nicht erſt geſtern küſſen dürfen? Und vorgeſtern? Und alle Tage?"

„So lange Du ein Kind warſt", erwiderte Anita. „Doch von heute an biſt Du ein werdender Mann. Da ziemt ſich's nicht."

„Daß ein Mann ſeine Mama umarmt? Das wollen wir gleich ſehen!" lachte der junge Menſch übermüthig und wollte der Mutter um den Hals fallen.

„Mama!" hauchte Anita und entzog ſich raſch ſeinen verlangenden Armen. „Bin ich's denn?"

„Meine Mutter! Ja, Du biſt's! Obgleich ich mich wundere, daß Du es biſt! So jung, ſo ſchön und die Mutter eines ſo derben Bengels wie ich!"

„Nur Deine Pflegemutter!" entſchlüpfte es der kleinen Fee.

„Pflegemutter?" Er ſah ſie groß an. Anita hielt es nun an der Zeit, ihrem Lindoro das Geheimniß ſeiner Geburt zu eröffnen. Sie nannte ihm Vater und Mutter und um welchen Preis Tagalinde — um den Verluſt ihrer Unſterblichkeit — den Schmerzensſohn zur Welt gebracht. Heiße Zähren floſſen über

die Wangen des gutgearteten Jünglings. „Mutter! Arme Mutter!“ rief er einmal über das andere ſchmerzlich aus.

„Doch Du, meine Pflegemutter!“ Er trocknete ſich die Augen. „Nein, meine wahre Mutter! Denn, daß ich bin, danke ich zwar der anderen, die ich, ach, nicht kennen ſollte — doch Alles, was ich bin, iſt Dein Werk, das Werk Deiner Sorgfalt, Deiner Liebe! Ich bin Dein Geſchöpf, Deine Schöpfung!“

„Du biſt und bleibſt mein theurer, mein geliebter Pflegeſohn!“ ſagte Anita und reichte Vindero die Hand, die er ehrerbietig küßte. Sie unterdrückte ihre innere Bewegung und Aufregung. „Und nun genug der Rührung, mein junger Freund!“ rief die ſchöne Fee ihm zu. „Zieh' an den Hof und werde ein braver Rittersmann, wie es Dein Vater war. Verſprich mir das!“

„Ja, liebe Pflegemutter!“ ſagte Vindero gedehnt, ohne das Auge von der wunderbaren Frau abzuwenden, als wollte er ſich ihr holdes Bild für immerdar ins Gedächtniß wie in die Seele einprägen.

XI.

Correſpondenzen.

Anita war nun auf ihrem Schlößlein und in ihren Gärten abermals einſam und allein. Daß ihr der Pflegeſohn abging, war zu vermuthen. Warum löſte ſie aber nicht das ihm gegebene Wort? Weshalb beſuchte ſie ihn niemals am Hofe des Markgrafen? Eine wahrhaft zärtliche Mutter oder Pflegemutter hätte gewiß nicht Wochen und Monate verſtreichen laſſen, ohne ſich den Anblick des geliebten Söhnchens zu verſchaffen. Der ſtandhaften Enthaltſamkeit von Seite der Pflegemutter mußte wohl eine geheime Urſache zu Grunde liegen. Welche aber? Wir wiſſen darüber keine Auskunft. Wer blickt auch in die Herzenstiefen einer Frau? Und gar einer Fee!

Unſer Lindoro gefiel bei Hofe den Männern wie den Frauen. Um die letzteren, ſo ſüße Augen die artigen Hoffräulein wie die hübſchen Zofen ihm auch machten, bekümmerte ſich der Neuling ganz und gar nicht; er war nur bemüht, ſeinen Pagendienſt genau zu verrichten und ſeinen Herrn, den Markgrafen, zufriedenzuſtellen, was ihm auch vollkommen gelang, und bei der kaum vierzehnjährigen Markgrafentochter Kunigunde nicht minder. Wenn er bei Tafel aufwartete, ließ ſich das Fräulein am liebſten von ihm den Teller reichen, und wenn er hinter ihrem Seſſel ſtand, richtete die keimende Schönheit wohl bisweilen ein herablaſſendes Wort an ihn, welches er nach Vorſchrift mit feiner Sitte und aller Dienſtbefliſſenheit beantwortete. Daß Papa Markgraf dabei ſchmunzelnd ſich den Bart ſtreichelte, das hatte der Page in ſeinem Dienſteseifer gar nicht bemerkt. Seine Obliegenheiten waren übrigens mannigfaltiger Art. Außer dem Tafeldienſt mußte er der Frau Markgräfin Mama, wenn's zur Frühmeſſe und Vesper ging, täglich die Schleppe nachtragen und das Gebetbuch überreichen; dieſe wichtigen Geſchäfte, mit gebührendem Ernſt und Anſtand verrichtet, gewannen ihm gleich am erſten Tage das Wohlwollen, ſogar die Freundlichkeit der ſonſt überaus ſtolzen Dame. Als ritterlicher Sohn einer Fee und als Zögling einer anderen, welche bei Hofe große Stücke galt, wurde er überhaupt mit einer gewiſſen Rückſicht behandelt. Das hinderte aber nicht, daß man ihn auch zu niedrigeren Beſchäftigungen verwendete, gleich den übrigen Edelknaben. So bekam er zum Beiſpiel die Aufſicht über die Hofhunde, mußte auch die Rüden und Doggen zur Folgſamkeit und zum Jagen abrichten. Die Waffenübungen in Gemeinſchaft mit ſeinen Kameraden wurden unter dem Bubenzuchtmeiſter Tag für Tag fortgeſetzt. Bei allen dieſen Verrichtungen benahm ſich unſer Lindoro ſo thätig und unverdroſſen und legte eine ſolche Geſchicklichkeit und Gewandtheit an den Tag, daß ihn der Markgraf bereits nach vier Wochen wehrhaft machte. Nun war er Knappe und durfte dem

Hundedienſt Valet ſagen. Er war hocherfreut über ſeine Beförderung. Gewiß, die Pflegemutter hatte ihre verheißenen Beſuche nur bis zu ſeiner Standeserhöhung aufgeſchoben! Aber ſie kam nicht, die mit Sehnſucht Erwartete! Sie hatte ihn vergeſſen! Bei dem Gedanken ſchwoll ihm das Herz in tiefer Wehmuth und ſeine neue Knappenehre wurde ihm gleichgiltig, wie der ganze Hof, das immer zuthätigere Fräulein Kunigunde mit inbegriffen.

Der junge Menſch ahnte nicht, wie ſehr ſich ſeine Pflegemutter um ihn bekümmerte, wie ſie ſich über ihn und ſein Thun und Laſſen durch den alten Waffenmeiſter Tag für Tag berichten ließ. Der Alte brachte ihm auch gelegentlich einen Gruß von der Pflegemutter. „Und wann wird ſie endlich kommen? Mich beſuchen?“ fragte der Jüngling begierig. „Das weiß ich nicht!“ war die trockene Antwort. „So nehm' ich Urlaub, eile zu ihr!“ „Beileibe, Junker! Das darfſt Du nicht. Sie hat das ſtreng verboten.“ „Sie!“ rief Vincero ſchmerzlich aus. „Kein Zweifel, ſie hat mich vergeſſen, ſie liebt mich nicht mehr!“

Als der Waffenmeiſter wieder zu Anita kam, zog er einen Brief aus der Taſche. „Von ihm!“ rief die Pflegemutter, ergriff mit zitternden Händen das Pergamentblatt und eilte damit in ihr verborgenſtes Gemach. Dort verſchlang ſie die Zeilen. Jedes Wort war eine Vergötterung ſeiner Mama und ein Anshauch ſeiner Sehnſucht nach ihr. Der Ausdruck war überſtrömend, aber kindlich. „Seitdem Du nicht mehr bei mir, mit mir biſt“, hieß es, „ſeitdem iſt's, als fehlt' ich mir ſelber. Dich nicht ſehen, nicht hören, nicht fühlen, iſt der pure Tod. So mach' mich wieder lebendig, ich will ja nichts Anderes. Komme Einmal in der Woche, Einmal im Monat, nur damit ich weiter lebe, damit der Reſt der Zeit, in welcher Du mir ferne biſt, durch die Hoffnung erträglich werde: Du kommſt wieder! Ach, was bin ich ohne Dich? Darum komm', o komm'! Denn was Du auch ſagen magſt, und meine Eltern in allen Ehren, Du nur biſt meine

Mutter, biſt meine einzige und wahre, liebe, traute, herzige, wunderſchöne und zuckerſüße Mama!“

So ſchreibt nur ein junges, unverdorbenes Gemüth, das ſich freilich ſelber nicht kennt und ſeine eigenen ſtillen und namenloſen Wünſche in ſeiner Herzenseinfalt nicht von weitem erräth oder ahnt. Anita, die erſt in Thränen zerfloß, ſtoppelte mühſam eine Antwort zuſammen. Sie verſicherte den Pflegeſohn ihrer fortdauernden mütterlichen Theilnahme; ſie habe aber bei ſich ſelber feſt beſchloſſen, und zwar aus guten Gründen, ihn nicht wiederzuſehen, bevor ſeine Lehrzeit vorüber. Später, wenn er alter geworden, werde er die Nothwendigkeit eines ſolchen Entſchluſſes ſelber einſehen.

Nun, Lindero ward älter und ſah durchaus nichts ein. Die Correſpondenz dauerte fort und fort. Seine Briefe wurden immer wärmer, beinahe zärtlich; die Antworten blieben kühl und ausweichend. Darauf ſchrieb er beleidigt, beinahe heftig; ſie dagegen erwiderte ſanft und milde, fragte: ob er ſie denn gar nicht liebe, um ihr ſo wehe zu thun. Er war über ſechzehn Jahre alt geworden und ſchrieb zurück: „Willſt Du, daß ich für Dich ſterbe, ſo ſage es! Ich denke aber, wir ſollten für einander und mit einander leben. Nun bin ich bald ſiebzehn und mir wächſt der männliche Bart. Du würdeſt mich kaum wieder erkennen. Wenn ich volle achtzehn bin, dann will mich der Markgraf zum Ritter ſchlagen, dann darf ich auch für Dich in die Schranken treten. Ueberlege, wie wir mit einander ſtehen, liebe, gute und ſchöne Mutter! Wenn ich erſt Ritter geworden, ſuch' ich Dich auf.“

Dieſer Brief erhielt keine Antwort. Die Correſpondenz gerieth überhaupt ins Stocken, bis Anita ſie zuerſt wieder aufnahm, und zwar bei einer ganz beſonderen Angelegenheit, welche ſpäter zur Sprache kommen ſoll.

Es dürfte an der Zeit ſein, ſich ein wenig nach den reiſenden Feen umzuſehen. Sie hielten ſich abwechſelnd in Venedig und

Florenz, in Rom und Neapel auf und führten das luſtigſte Leben von der Welt. Sie fanden allenthalben, was ſie ſuchten, denn ihre Schönheit hatte dem Anſcheine nach nicht abgenommen; wenn ſie aber den mitgenommenen Zauberſpiegel befragten, ſo grinſte ihnen ein altes, vergilbtes und runzeliges Geſicht entgegen, welches ſie mit einem wahren Grauſen vor ſich ſelber erfüllte. Sie hatten ihre Schönheit und Jugend vergeudet; aber auch ihre Unſterblichkeit iſt dahin und bald werden ſie dem allgemeinen Menſchenloſe, dem Tode verfallen. Inzwiſchen war aber der Schatz von Edelſteinen, den ſie aus dem Feenreiche mitgenommen, beinahe erſchöpft und ſomit der Verſchwendung, an die ſie gewöhnt waren, ein Ziel geſetzt. Sie wendeten ſich nun mit äußerſt mäßigem Reiſegeld nach Deutſchland und ſchlugen ihren Wohnſitz in Köln am Rhein auf, damals dem Haupttummelplatz aller fahrenden Frauen. Dort machten ſie großes Aufſehen in der Männerwelt, was ihnen den Neid und Haß der weiblichen Bevölkerung zuzog. Man verſchwor ſich gegen ſie, machte ihnen das Leben ſauer, wollte ſie aus der Stadt vertreiben. Es ſeien Hexen, flüſterte man ſich ins Ohr. Ein Doctor, der in der ſchwarzen Kunſt erfahren war und ſich aufs Exorciſiren verlegte, erbot ſich, gegen gute Bezahlung den Beweis zu liefern, daß die Unholdinnen mit dem Satan in Verbindung ſtünden. Er ſchlich ſich in das Haus der drei Frauen und fand dort den Zauberſpiegel, welchen er bei ſeinem Wiſſen geheimer Dinge augenblicklich als ſolchen erkannte. Er murmelte nun ein magiſches Wort, ſo ein Abracadabra oder Abraxas, worauf er den Spiegel mit ſeinem Degen in Stücke zerſchlug. Jetzt war der Zauber gebrochen. Der Schleier [illegible] von aller Augen und die drei Frauen, welche bisher die Schönheit nur nachgeäfft, entpuppten ſich plötzlich als drei häßliche alte Mütterchen. Hei! wie jubelten die anderen Frauen! Wie entſetzten ſich die Männer! Die drei Hexen, denn das waren ſie nach der Ueberzeugung der frommen

Stadt Köln — wurden in den Kerker geworfen, ihnen der Proceß gemacht und sie schließlich auf dem Marktplatz verbrannt.

So kam es denn auch, daß Anita der Mühe überhoben ward, die Schlösser ihrer Schwestern zu beaufsichtigen. In der Stunde der Execution waren diese Prachtgebäude sammt Greifen und Zugeber von der Erde verschwunden.

„So bin ich allein als Fee noch übrig!" rief Anita schmerzlich aus. „Ich will das auch bleiben!" setzte sie mit Entschiedenheit hinzu . . .

Lindoro hatte sein achtzehntes Lebensjahr erreicht und war zum Ritter geschlagen worden. Nun dachte er daran, die Pflegemutter aufzusuchen. Sie verbot sich das aber in einem Briefe, worin sie ihm die angenehme Nachricht mittheilte, der Markgraf habe beschlossen, ihn mit seinem Töchterlein Kunigunde als Ehegesponsin zu beglücken. Am Hochzeitstage werde sie sich bei Hofe einfinden und dem lieben Brautpaar ihren mütterlichen Segen ertheilen.

Lindoro setzte sich auf seinen Karpen, ritt in den Zauberwald und nach dem einzig übrig gebliebenen Feenschloß.

XII.

Die letzte Fee.

Nichts geht über die Sorgfalt einer Mutter, welche in der frohen Aussicht lebt, ihr Lieblingsjehnchen zu verheiraten. Anita hatte die Verbindung ihres Lindoro mit der schönen Kunigunde im Stillen mit dem Markgrafen Vater abgekartet. Sie ließ es sich nicht nehmen, Alles und Jedes zu besorgen, was zur Ausstattung des Brautpaares gehörte. Eine Burg an der Grenze des Feenreiches war vollkommen eingerichtet, um die jungen Gatten aufzunehmen. Jetzt handelte es sich noch um das Trousseau der gräflichen Braut. Die kleine Fee saß halbe Tage unter ihren

nähenden und stickenden Nymphen und Nixen, welche die prächtigen Brautkleider nach Phantasiemustern schufen, mit denen verglichen die neuesten Schöpfungen der ersten Pariser Modistinnen unserer Tage sich wie ein wahrer Trödel und Bettel ausnehmen würden. Mitten unter diesen häuslichen Beschäftigungen stürzten die Hausgreise herein und meldeten die plötzliche Ankunft des neugebackenen Ritters. Anita schnellte von ihrem Sitze empor, schien mehr erschrocken, als erfreut. Da näherte sich ihr der zum Manne gereifte Pflegesohn und beugte ein Knie vor ihr. „Seit drei Jahren war ich von Deinem beseligenden Anblick verbannt, Du Liebe, Du Gute", redete er sie an, „und heute, wo es mich mit Allgewalt zu Dir drängt, soll ich mit tiefstem Schmerz erfahren, daß Du beschlossen hast, mich für immerdar von Dir zu entfernen."

Anita schien bemüht, sich zu fassen. „Du irrst, mein Sohn!" erwiderte sie ihm mit ihrer sanften Stimme. „Ich habe für Dich gethan, was einer Mutter geziemt. Das Kind, der Knabe, ist unter meiner sorgsamen Pflege aufgewachsen, dem Jüngling hab' ich die ritterliche Erziehung angedeihen lassen, die ihm gebührt, und ward Dir nun der Ritterschlag zutheil, so sollst Du Dir auch ein Eigen und ein Haus gründen, wie Andere Deines Gleichen. So hab' ich Dir, als letzte meiner Pflichten, die edle Braut ausgewählt, mit welcher Du unter meinem Schutz und Schirm ein glückliches Erdenleben führen mögest. Und wer sagt Dir, daß ich Dich in Zukunft verlassen will? Nein, o nein! Ich werde Dich und die Deinen niemals aus den Augen verlieren, und wie Du mein geliebter Sohn warst und bist, so will ich auch Deine Mutter bleiben bis ans Ende Deiner Tage."

„Du bist nicht meine Mutter!" rief der junge Mann mit zitternder Stimme und mit brennenden Blicken.

„So denke Dir, ich wär's!" versetzte Anita milde. „Auch Dein Bräutchen nennt mich so. Und Du wirst mir den süßen Namen nicht versagen, wenn Du erst Dein holdes Weibchen in die Arme schließest."

„Das ſoll nun und nimmer geſchehen!“ ſchrie Lindoro, wie außer ſich. „Für mich iſt nur ein Weib auf der weiten Erde! Das biſt Du!“ Damit warf er ſich vor ihr nieder, umklammerte ihre Knie und blickte mit feuchten Augen zu ihr empor.

„Du weißt nicht, Du ahnſt nicht!“ fuhr er leiſe flüſternd fort, „was in mir vorgegangen ſeit dem Moment, als ich erfuhr, Du ſeiſt nicht meine leibliche Mutter. Damals war ich noch ein halber Knabe, allein mein Verſtand reifte ſchnell und ſagte mir bald, daß die Empfindung, die ich für Dich hegte, die ſüßeſte, die zarteſte, aber auch die mächtigſte, die gewaltigſte, daß es die Liebe ſei, durch die ich mich zu Dir hingezogen fühlte. Theilſt Du meine Wünſche, mein Verlangen, dann bin ich glücklich, bin ich ſelig, aber nur dann! Stößeſt Du mich aber von Dir, dann will ich auch von keinem anderen Weibe wiſſen. Denn alles Schöne und Gute, Liebe und Holde finde ich nur in Dir, bei Dir, mit Dir, und ohne Dich und außer Dir iſt die Leere, das pure Nichts, der blaſſe Tod.

Unter dieſen feurigen Worten verhüllte der blondgelockte Lindoro ſein Haupt im Schoße ſeiner zärtlichen Pflegemutter und vergoß heiße Thränen. Was dabei in Anita's Innerem vorging, läßt ſich ſchwer in Worte faſſen. Als die kleine Fee im Kreiſe ihrer Schweſtern ein heiteres und harmloſes Daſein verlebte, waren ihr die menſchlichen Empfindungen und Leidenſchaften noch völlig fremd und unbekannt: erſt als Vertraute Tagalindens hatte ſie einen Einblick bekommen in die Freuden, aber auch in die Gefahren und Schmerzen der Liebe, deren Opfer die Freundin, Lindoro's Mutter, geworden. Wenn ſich Anita des hilfloſen Kindes annahm, ſo war es von allen menſchlichen Gefühlen das edelſte, das reinſte, ſo war es die Mutterliebe, von welcher die Fee erfüllt wurde.

Jahrelang nährte ſie dieſe ſo heilige Flamme und erfreute ſich der unſchuldigen Liebkoſungen des Knaben wie eine wahre und leibliche Mutter; doch als dieſer zum Jüngling heranwuchs,

da regte ſich ein Etwas in ihr, das ſie ſich ſelber nicht erklären, ſich dabei auch nicht völlig zurechtfinden konnte. Es geſchah halb unwillkürlich, wie durch innere Nöthigung, daß ſie ſich's auferlegte, den jungen Menſchen nicht wieder zu ſehen, daß ſie die Braut für ihn wählte, um zu bleiben, was ſie ihm war: ſeine Mutter. Und nun heiſchte er Liebe von ihr, Minnegunſt. Iſt's nicht ein Frevel? Sie zog den Pflegeſohn vom Boden empor. „Faſſe Dich, Kind!“ mahnte ſie ihn, mit anſcheinender Ruhe. „Wohin reißt Dich Dein junges, ungeſtümes Herz? Du willſt eine holde Braut von Dir weiſen, weil Dich in Deinem dunklen Drange nach einem Weſen verlangt, das Dir fremd, das nicht Deiner Art iſt, nach einem Weſen, welchem nach urewigen Geſetzen die Verbindung mit einem Sterblichen als ſtrenge verboten, als ein Unheil bezeichnet wird.“

„Es gibt nur Ein Geſetz, die Liebe!“ unterbrach ſie Lindoro. „Das ſchöne menſchliche Geſetz! Und wenn es für Euch Luftgeiſter nicht gilt, ſo ſchlimmer für Euch. Darum unterwirf Dich ihm freiwillig, gib Dein Zauberweſen auf, werde ein wahres, liebendes Weib! Laß Dich in den Schoß unſerer heiligen Kirche aufnehmen und theile mit mir Dein bisher einſames Leben, das erſt ein Leben zu nennen iſt, wenn ſich zwei für einander geſchaffene Weſen, wenn ſich Mann und Weib in inniger Liebe und Treue verbinden und bis zum Tode an einander halten!“

„Bis zum Tode!“ wiederholte Anita ſinnend. „Und weißt Du denn nicht, daß ich unſterblich bin? Daß es meine Schweſtern waren? Sie ſind aber geſtorben durch die Liebe, zu der Du mich überreden willſt.“

„Sie ſind geſtorben, ſagſt Du? Und Du fürchteſt den Tod?“ Lindoro ſah Anita fragend an. Sie ſchwieg. „Dann kennſt Du freilich die Liebe nicht!“ fügte er wie ſchmerzlich hinzu.

„So bleibe denn meine Mutter!“ fuhr er nach einer Pauſe fort. „Allein ich bin nicht länger Dein Sohn. Ich bin der, der Dich liebt und der ohne Deine Liebe nichts weiter mit ſich an-

zufangen weiß. Du aber lebe Dein unsterbliches Leben nur immer fort und fort in ewiger Heiterkeit, und möge es Dir den Sinn nicht trüben, wenn Du erfährst, wie wenig ein Liebender, dem sich die Liebe versagt, darauf bedacht ist, an einem Dasein zu halten, das für ihn keine Freuden mehr hat!"

Die Worte kaum ausgesprochen, hatte Lindoro seinen Dolch hervorgezogen, sich damit die Brust durchbohrt. So sank er blutend zu den Füßen seiner Pflegemutter und Geliebten.

Anita schrie laut auf. „Todt! Todt! Todt! Um meinetwillen!" Mit zittender Hast nestelte sie das Wamms des wunden Mannes auf, fühlte an sein Herz. Es schlug, wenn auch schwach. „Er lebt!" Da erinnerte sie sich ihrer Feengabe, strich mit heilenden Fingern über die Wunde.

Lindoro schlug die Augen auf. „Du lebst und ich bin Dein! Fürs Leben Dein und bis in den Tod!" rief sie ihm zu und hob ihn in ihren Armen empor.

* * *

Anita war die letzte Fee. Seitdem gibt es keine unsterblichen Frauen mehr.

Ys 20563

[redacted]

Die Verlassenen.

Lustspiel in einem Act

von

Bauernfeld.

Wien 1878.

Verlag von L. Rosner.

Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt und auf rechtlichem Wege nur durch die „Genossenschaft dramat. Autoren und Componisten" in Leipzig zu beziehen.)

D1934. 1191

Perſonen.

Baroneſſe Julie.
Comteſſe Pauia.
Baron Felix.
Dr Adolf Günter.
Herr v. Schweizer

(Diener und Diele von der Thüre aus.)

(Salon im ernſten Styl. Offene Mitte nach einem Veſtibül, durch welches der Haupteingang. Alte Tapeten und Rococomöbel. Spuren von früherem Glanze.)

Erſte Scene.

Comteſſe Paula (im Morgennegligé, ſitzt im Vordergrund links); **Baron Felix** (ſteht bei ihr); **Baronin Julie** (gleichfalls im Negligé, ſitzt auf dem Sopha in der Mitte der Bühne).

Paula. Nach Rom alſo?

Felix. Ja, liebe Couſine. Als Legationsrath. In einer nicht unwichtigen Miſſion. Mit dem nächſten Zuge geht's fort — (Blickt nach der Uhr auf dem Kamin.)

Paula. Heute ſchon —

Julie (ſteht auf). Nun verläßt uns der auch!

Felix. Früher Militär, dermalen Diplomat. Muß man nicht ſeinem Berufe folgen, Tante Julie?

Julie. Darum nur flugs in die weite Welt und die Familie im Stich gelaſſen!

Felix. Was hilft's Euch, wenn ich bleibe? Ja, wenn ich Euch von Nutzen ſein könnte, liebe Kinder —

Julie. Soll heißen — wenn Sie kein Egoiſt wären!

Felix. So ſchilt Einer den Andern! — Aber unſer liebes Tantchen iſt heute, wie es ſcheint, mit dem lieben linken Füßchen aufgeſtanden —

Julie. Muß bitten. Man nimmt nicht Alles auf die leichte Achſel, wie gewiſſe Leute! — Unſer Haus iſt im Verfall. Das drückt einen auf's Herz — wenn man ein's hat. (Auf Paula.) Sie iſt die letzte Mandelsloh von der gräflichen Linie —

Felix. Von der freiherrlichen iſt meine Wenigkeit noch übrig —

Julie. Und ich bin das arme Freifräulein von Pappenheim!

Felix. Im Ueberfluß ſchwimmen wir Alle miteinander nicht. Bei Euch ſieht's zwar noch ziemlich vornehm aus — wenngleich ein Bischen kahl!

Julie. Fadenſcheinige Hautelisſe-Tapeten, wurmſtichige Rococo-Möbel! Der blaſſe Nachſchimmer vergangener Herrlichkeit —

Felix. Ja, als das Waltersdorf noch Euer war —

Julie. Das ſchöne Familiengut! Die Geldleute haben's jetzt, die Günter's und Conſorten —

Felix. Lauf der Zeit!

Julie. Wo nun eine Partie für die Paula finden? Wer nimmt eine pauvre Comteſſe? Und wähleriſch wie ſie iſt —

Felix. Freilich, freilich! Das liebe Kind! (Paula im Auge, die in ſich gekehrt ſitzt.) Wenn ich — (hält inne).

Julie. Was wollten Sie ſagen?

Felix (zu ihr gewendet.) Wenn ich kein ſolcher Asra wäre, Tante —

Julie. Asra? Das ſind die, welche ſterben —?

Felix. Wenn Sie lieben, ja.

Julie (lacht ärgerlich). Nun, Ihre zahlloſen Liebſchaften haben Sie bisher nicht umgebracht —

Felix. Asra zweiter Linie, heißt das! Von denen, welche ſterben — wenn ſie heiraten!

Julie. Da höre ihn! Er iſt unverbeſſerlich. — Sie wollen Abſchied nehmen? Adieu alſo.

Felix. So kurz?

Julie. Wozu viele Worte? Liegen wir Ihnen denn gar ſo am Herzen? (Mit Betonung.) Einſt war das freilich anders.

Felix. Ach ja! Wo ſind die ſchönen Zeiten, ſchöne Tante?

Julie (ſarkaſtiſch). Ja, wo ſind ſie? — Wir ſind und bleiben die Verlaſſenen! — Gelt, arme Paula, gelt? — Adieu, Herr Neffe Diplomat! (Im Abgehen.) Er macht ſich noch luſtig, der Verräther! (Ballt die Fauſt gegen Felix; ab zur Seite links.)

Zweite Scene.

Felix. Paula.

Felix (für ſich). Sie zürnt mir. Sie hat ein Recht dazu. Obſchon — tu l'a voulu! — Liebe Herzens-Paula — (nähert ſich ihr).

Paula (fährt auf). Du willſt fort? (Steht auf.) Einen Moment. Warte noch. Ich bin gleich wieder da — (ab zur Seite rechts).

Felix (allein). Armes Mädchen! — Sie liebt mich. Seit lange. Ich weiß. Hat auch manche gute Partie ausgeſchlagen — meinetwegen. Sie hofft vielleicht noch immer auf mich. — Und ich! — Ja, wer ſich entſchließen könnte — aber in meinem Alter —

Paula (kommt zurück mit einem Kästchen). Ein kleines Andenken, lieber Felix —

Felix. Laß doch ſehen! (Sieht die Sache an.) Eine reizende Reiſetaſche!

Paula. Ein Handſäckchen, für Dich geſtickt —

Felix. F. M. und unſer Familienwappen. Charmant —

Paula. Ich habe mich damit beeilt, Deiner Abreiſe wegen. Deine Geburtstagsfeier ſteht übrigens gleichfalls vor der Thür —

Felix. Ja, ich glaube, ich werde ſchon acht- oder gar neunundbreißig!

Paula. Vierzig, lieber Felix!

Felix. Nicht möglich!

Paula. Doch, doch! Ich weiß es ganz genau.

Felix. Oho! Nicht neunundbreißig? Oder acht —

Paula. Du biſt gerade um fünfzehn Jahre neun Monate älter als ich, und mein vierundzwanzigſter Geburtstag war —

Felix. Wozu die Rechnung? — Deine Handarbeit ſoll mir beſtändig zur Seite bleiben, wie ich Dir auch von Herzen dafür danke — (zieht mit offenen Armen auf Sie zu).

Paula (die Umarmung vermeidend, ergreift ſeine Hand). Es war auch herzlich gemeint, lieber Felix!

Felix. Ja? Schön. — Wir müſſen alſo ſcheiden. Wie ſchwer mir das wird! (Setzt ſich, zieht ſie zu ſich.) Ich kenne Dich,

so lang oder so kurz Du auf der Welt bist. Ich habe Dich aufwachsen sehen, frisch und munter emporblühen —

Paula. Und wieder halb verblühen —

Felix. Kleine Heuchlerin! Du denkst das nicht! Du bist auch schöner als je. Fast schöner wie damals — weißt Du's noch? Draußen, auf Waltersdorf, auf der Veranda, da war's —

Paula (unterbricht ihn rasch). Vor zehn Jahren, da war ich ein Kind —

Felix. Da flogst Du in meine Arme, herztest und küßtest mich aus freien Stücken —

Paula. Weil Du mich beschenkt hattest, zu meinem vierzehnten Geburtstag —

Felix. Dein Kuß war so unschuldig! Ich bekam auch nie einen zweiten mehr. — Weißt Du aber, daß Du mir nach und nach gefährlich wurdest?

Paula. Ich? Dir? (Rückt näher.) Wirklich, Felix?

Felix. Darum flüchtete ich auch damals, wie oft, aus Deiner bestrickenden Nähe —

Paula (sieht ihn an, wehmüthig). Zu Anderen, lieber Cousin!

Felix (überhörend). Und ich verlasse Dich jetzt! Im Grunde schändlich von mir. Was hast Du hier, in dem verwunschenen Hôtel? Diese versauerte Tante. Wer besucht euch noch? Ein paar alte hochadelige Mumien. Oder die wenigen Hausfreunde —

Paula. Ja, da ist der gute Schweizer —

Felix. Der Reisenarr mit seinen tausend Freundschaften! Der nebenbei Schön-Tantchen den Hof macht — oder sie ihm. Keine Ressource für Dich. So wenig als der odiose Doctor juris —

Paula. Du meinst den jungen Günter?

Felix. Der Alte macht sich breit auf Eurem Familiengut. Und der Sohn? Moderner Freiheitsmensch. Plumper Geselle. Blutjung. Auch kein Umgang für Dich. Und wenn ich erst fort bin —

Paula. Dann fehlt's mir freilich! So verliert man sich —

Felix. Bekümmert's Dich wirklich?

Paula. Du fragſt?

Felix. Liebes, gutes Kind! Ich glaube gar ein Thränchen! — Darf ich's wegküſſen?

Paula. Laß nur —

Felix. Sieh', gute Paula! Wärſt Du meine Schweſter, nähm' ich Dich gleich mit mir. Und Du würdeſt mir folgen? Nicht wahr?

Paula. Mit tauſend Freuden!

Felix. Ich bin aber nicht Dein Bruder. Nur Dein Couſin. Dein Freund. Und der Freund kann Dich leider nicht mitnehmen —

Paula. Ich denke ſelbſt —

Felix. Wohl aber —

Paula. Was?

Felix (tritt näher). Weißt Du denn, daß ich — aber lache nicht! — Denke Dir! Ich ſoll heiraten —

Paula (raſch). Du? Der moderne Asra?

Felix. Eine Convenienzheirat, weißt Du! Eine reiche Partie. Und ein hübſches Fräulein. Vom beſten Adel. Jung und hübſch. — Ja man findet noch Anwerth —

Paula. Wer bezweifelt das? Und warum erzählſt Du mir's? (Wie pikirt.) So nimm Dir die reiche junge Schönheit! (Steht auf.)

Felix (gleichfalls aufſtehend). Denk' ich denn daran? Das Herz müßte auch dabei ſein. Darum — (hält inne).

Paula. Darum?

Felix (für ſich). Courage! Es wird den Kopf nicht koſten! — Wir ſind Beide einſam, mein ich'. Du hier, ich dort! Wenn Du aber den Muth hätteſt —

Paula (ſieht ihn an). Ich? Was für Muth?

Felix. Ich habe ihn! Doch Du ſollſt entſcheiden — nur Du!

Paula. Ja, worüber denn eigentlich?

Felix. Du erräthſt es nicht? — Kurz und gut — (nimmt ſich zuſammen). Heiraten wir uns!

Paula. Wir? — Es iſt Dein Ernſt, Felix? Du wollteſt Dein Junggeſellenleben aufgeben?

Felix. Ich bring' es Dir zum Opfer! Du ſollſt nicht länger einſam und verlaſſen bleiben!

Paula. Blos aus Mitleid? Aus Erbarmen mit mir?

Felix. Gib meinen Gefühlen für Dich einen etwas schöneren Namen! (Galant.) Erbarme Du Dich meiner. — Du willigst ein?

Paula. Wer entschließt sich so rasch, lieber Felix?

Felix. Heißt das — nein?

Paula. Zürne mir nicht —

Felix. Also ja?

Paula. Laß mir Zeit —

Felix. Warum? Du liebst anderswo?

Paula. Wie sehr verkennst Du mich! — Aufrichtig, Cousin! Du warst meine erste Liebe. So was man amour de jeune fille nennt —

Felix. Herzenskind! Das hab' ich ja längst geahnt —

Paula. Nun bin ich aber ein reifes Mädchen — überreif —

Felix. Vierundzwanzig und etwas über — achtunddreißig! Das heißt ja?

Paula. Ich bin Dir auch noch immer gut, von Herzen gut —

Felix. Was kann Dich also abhalten?

Paula. Was mich —? (Sieht ihn an, wie wehmüthig.) Und alle Deine Liebschaften und Abenteuer?

Felix (rasch) Meine Vergangenheit? Hat die Tante geschwatzt?

Paula. Die Tante?

Felix. Oder — sonst wer? Damals war ich noch Militär — ein leichtsinniger Husaren-Lieutenant — aber jetzt! Längst en retraite. Landwehr-Major. Mit dem kann man's wagen. — Du hast aber nicht den Muth?

Paula (mit Ueberwindung) Unmöglich, mein Freund! — Du bist nicht mein Bruder — sei es doch! Bleibe mir das —

Felix. Und wenn ich wiederkehre?

Paula (reicht ihm die Hand). Findest Du die Schwester unverändert!

Felix (küßt ihr die Hand). Die Schwester? Nur die Schwester? — Gut. Ich lasse Dir Zeit. (Blickt wieder nach der Uhr.) Schon so spät? Die Südbahn wartet nicht. (Nimmt Hut und Handsack.) Gut also. Wir warten's ab. Aber Dein nein wird vor der

Hand nicht acceptirt. Wir laſſen die Sache noch in der Schwebe. Hörſt Du's? — Adieu, mein Herz! — Bekomm' ich keinen Kuß zum Abſchied?

Paula. Den letzten! Wie Du den erſten hatteſt. (Umarmt ihn.) Den Schweſterkuß!

Felix (liebkoſt, drückt ſie an ſich). Wer erwiederte da nicht?

Paula (macht ſich raſch los) Genug, genug — (entfernt ſich von ihm) Geh' jetzt, geh' —

Felix (tritt zu ihr). Schweſterkuß, Paula? Und warum nicht Brautkuß? (küßt ſie raſch.) So. Nun iſt's geſchehen. Ich bin gebunden. Soll's gelten? Du überlege Dir's. Ich bleibe Dir im Wort. (Nach der Uhr.) Höchſte Zeit! Die verwünſchte Eiſenbahn! — Holde Braut, Adieu — (eilig ab)

Dritte Scene.

Paula allein, dann **Julie**.

Paula (ſinnend). Braut! — Felix — — Gebunden? Nein. Er ſoll's nicht ſein. Die Freiheit iſt ſein Lebenselement. Iſt das ein Mann für mich? Iſt überhaupt Einer? — Gleichviel! Ich laſſe ihn frei. Ich will ihm ſchreiben. Heute noch. Jetzt, gleich — (geht zum Schreibtiſch im Seitenzimmer)

Julie (kommt heraus) Iſt er fort, der Sauſewind?

Paula. Juſt eben —

Julie. Glück auf die Reiſe und auf Nimmerwiederkehren! — Ich habe mich ein wenig zurecht gemacht. Meine Kammerjungfer ſteht auch Dir zu Dienſten. — Willſt Du dann in's Künſtlerhaus mit mir? Faute de mieux! Logen im Theater haben wir ja keine mehr! — Ein neues Bild von Gabriel Max. Diesmal keine ſo verdrehten Augen, auch keine verzückte Heilige —

Paula. Tante —

Julie. Nun?

Paula. Wenn Du wüßteſt, Tante Julie — (hält inne).

Julie. Was ſoll ich wiſſen?

Paula. Glaubſt Du, daß er ernſthaft lieben kann?

Julie. Ernſthaft? Der?

Paula. Dauernd, mein' ich.

Julie. Aha! Hat er wieder galant mit Dir gethan? Man kennt das!

Paula. Nur galant? Etwas mehr, liebe Tante —

Julie. Oho! Mehr? Das heißt?

Paula. Darf ich Dir's verschweigen? — Er hat mir seine Hand angetragen —

Julie (schlägt die Hände zusammen). Unglückskind!

Paula. Du wärst dagegen?

Julie (lebhaft). Du bist doch nicht dafür?

Paula. Ich weiß noch nicht recht. — Just wollt' ich ihm schreiben. Ein Nein. Soll ich's?

Julie. Was denn sonst? (Küßt sie.) Das ist meine gescheidte Paula!

Paula. Ja?

Julie. Zweifelst Du noch? Dieser Allerweltsliebhaber —

Paula. Er kann sich aber bessern —

Julie. Kein Mann bessert sich. Das ist ein Axiom. Merke Dir das. Ich hab's erfahren —

Paula. Darum verfolgst Du den armen Felix?

Julie (sieht sie an). Ich verfolge ihn?

Paula. Nun ja. Du suchst auch immer Zank mit ihm. Das ist nicht recht von Dir, Tante —

Julie (rasch). Nicht recht? (Nachdenklich.) Weil er mich verfolgt hat?

Paula (rasch). Dich, Tante Julie? Er?

Julie. Weil's einmal heraus ist — — ja!

Paula. Dich also? Dich —

Julie. Und warum nicht mich? Vor zehn, zwölf Jahren war ich noch eine gefeierte Schönheit, wie Du jetzt bist.

Paula. Und er war wirklich in Dich verliebt?

Julie. Man kann es so nennen In seiner Manier! Ueber Jahr und Tag hatte er mir vorgeseufzt. Du giengst damals noch in den Kinderschuhen. Meine schöne junge Tante, hieß es — meine Nymphe, meine Göttin! Ich sterbe zu Deinen Füßen, wenn Du mich nicht erh — — (verbessert sich) anhörst! — Laß mich, rief ich, und stieß ihn zurück —

Paula. Ihr duztet Euch also damals?

Julie. Nur so in der Ekstase —

Paula. Und jetzt nicht mehr?

Julie. Was willſt Du, Kind? Wenn der Taumel vorüber iſt! Daß ich ihm lange — (verbeſſert ſich, mit Nachdruck) Daß ich ihm energiſch widerſtanden habe, das darfſt Du glauben! — Auch mir ließ er gelegentlich ein Wort von Heirat fallen. Derlei Mittel wenden ſie Alle an, dieſe Verräther! Hätte er jemals Ernſt gemacht? Nein, o nein! So ein Menſch macht nur Ernſt — (ſucht nach einem Ausdruck) wenn's ihm Ernſt iſt. — War's ihm darum zu thun? Obwohl er auch den Eiferſüchtigen ſpielte! Da waren Andere — ſo ein junger Maler, ein wunderhübſcher Vollbart, wie der junge Günter —

Paula. Wie, Tante? Auch der?

Julie. Was? Keine Idee! Felix hatte mich nur im Verdacht mit dem Menſchen, er ſelber aber nichts als ſeine andern Liebſchaften im Kopf —

Paula (verbeißt). Ganz wie bei mir, Tante!

Julie. Nun ja! Beiläufig. — Ich machte ihm auch Scenen. Man iſt ſo thöricht! (In Erinnerung.) Es gab aber doch auch ſchöne Stunden —

Paula (neugierig). Schön? Ja? Erzähle doch, Tante!

Julie. Wozu? Das gleicht ſich Alles wie — — kurz, die Geſchichte währte hübſch lang und hat mich um meine beſte Jugend gebracht. Nimm Dir ein Exempel!

Paula. Du haſt mich aufgeklärt, Tante Julie! — (Mit ſich beſchäftigt.) Soll ein reifes Mädchen noch heiraten? Soll man überhaupt heiraten?

Julie. Ein Riſiko bleibt's immer. Kopfüber oder gar nicht! Laß Dich überrumpeln, Kind! Das iſt vielleicht noch das Beſte.

Paula (blickt auf, freudig). Ueberrumpeln? Wer denn?

Julie. Weiß ich's?

Paula. Er hat mich doch geliebt! Wie ich ihn. — Kann man zweimal lieben, Tante?

Julie. Eine Frage aus dem Penſionat! Und das will reif ſein! — Mach' Dich jetzt fertig —

Vierte Scene.

Vorige. Schweizer.

Schweizer. Iſt's erlaubt, meine Damen? — Ein armer Reiſender —

Julie. Ah, Freund Schweizer!

Schweizer. Ich komme ungelegen?

Julie. Gar nicht. Wir wollen nur ſpäter in's Künſtlerhaus. Sie begleiten uns vielleicht?

Schweizer. Muß tauſendmal um Vergebung bitten, Baroneſſe! Ich reiſe heute noch ab —

Paula. Reiſt denn Alles?

Julie. Schon wieder? Kaum daß Sie zurück ſind! Ihr Leben iſt ja ein beſtändiges Ankommen —

Schweizer. Und Abſchied nehmen! Wie eben jetzt. Wie das Leben überhaupt —

Paula (mit ſich beſchäftigt). Deine Kammerjungfer, Tante?

Julie (weiſt nach links). Da drinnen. Sie erwartet Dich.

Paula. Sie erlauben, Herr von Schweizer —

Schweizer. O bitte —

Paula. Ich ſage Ihnen noch Adieu. (Ab zur Seite links.)

Fünfte Scene.

Julie. Schweizer.

Julie. Gefällig, lieber Schweizer? (Setzt ſich.) Wohin geht's denn diesmal?

Schweizer (tritt zu ihr). Nur ein wenig in's Gebirge. In die grüne Steiermark. Zu meinen guten Freunden, den Bauern. — Sieht prächtig aus, unſere Comteſſe! Wie's Leben. Schien aber ein wenig zerſtreut. Oder iſt vielleicht etwas los? (Setzt ſich.)

Julie. Leider nichts — oder ſo viel wie nichts.

Schweizer. Alſo doch etwas? Sollte mich freuen, wahrhaft freuen —

Julie. Mich nicht beſonders. — Wo waren Sie nur im letzten Sommer?

Schweizer. Sie haben's vergeſſen? In Baireuth. In „Wahnfried". Ein wahres Muſik-Mekka, Baronin! Sitz des Profeten, des Patronatsſcheinheiligen. Hatte mich beim Abſchied umarmt, der große Mann — in ſeinen Atlas-Inexpreſſibles.

Julie. Gratulire —

Schweizer. Und den Wotan hat er geſtreichelt!

Julie. Wotan?

Schweizer. Das iſt mein Vorſtehhund. Vater Hunding. Mutter Freya.

Julie. Aha! — Den Winter vorher hatten Sie in Kairo zugebracht?

Schweizer. Bei meinem hohen Gönner und Freunde, dem Khedive, den ich ein wenig interviewen wollte. Ja. Später in London. Lange vor der season dort eingetroffen. Den geiſtreichen Disraeli ſogleich aufgeſucht. Einer meiner liebſten Freunde. Die ganze anglo-indiſche Politik mit ihm durchgeſprochen. — Unter uns, Baronin! Die Königin Victoria zur Kaiſerin von Indien zu machen — der Gedanke kam eigentlich von mir!

Julie. Nicht möglich!

Schweizer. Die Times wiſſen davon. Freund Gortſchakoff hat mich ſeitdem ein wenig en grippe. Auch der gute Ignatieff. Bei der Eiferſucht zwiſchen England und Rußland —

Julie. Sehr begreiflich! — Wenn Sie uns nur keinen europäiſchen Krieg angezettelt haben, Freund Schweizer!

Schweizer. Wer kann das wiſſen, beſte Baronin? Sieht auch dermalen faſt darnach aus. Kleine Urſachen! Denken Sie an das verre d'eau meines lieben feu Scribe —

Julie. Der natürlich auch Ihr Freund war?

Schweizer. War. Leider. Und wer noch Alles? Wo ſind ſie hin? Nur mein unſterblicher Victor Hugo lebt noch und ſtrömt ſeine unverſiegbare Lyrik auch in die ſonſtige Proſa von Epiſteln und Proclamationen aus. — Aber die Andern! Der große Barde Lamartine, der gemüthlich-ſatiriſche Paul de Kock, der unerſchöpfliche alte Dumas, an deſſen großem Muſterkochbuch ich mitarbeiten durfte. Die omelette historique iſt von mir. — Was für Erinnerungen!

Julie. Ich beneide Sie darum. Wie um Ihre Reiſen. — Sie bekommen das Herumvagiren nicht ſatt?

Schweizer. Was wollen Sie, Baronin! Da trübt auf, erhält friſch!

Julie. Zuletzt ſehnt man ſich doch nach Ruhe!

Schweizer. Nach einem häuslichen Herde, meinen Sie? Der Gedanke kam mir wohl bisweilen. So in melancholiſchen Momenten. — Aber ſo lang ich meinen treuen Johann habe — Sie kennen ihn —

Julie. Ihren alten Bedienten? Der füllt doch nicht Ihre Herzensbedürfniſſe aus, lieber Schweizer?

Schweizer. Gewiſſermaßen — ja. Der brave Menſch dient mir — nein, hängt an mir, ſeit faſt zwanzig Jahren. Und er ſagt noch immer: junger Herr! zu mir. — Ordnung, Accurateſſe, Ehrlichkeit — er hat Alles. Ich nehme die treue Seele auch auf allen meinen Reiſen mit, mein Johann kennt alle meine Gewohnheiten, ich bin ſein Augapfel, er pflegt mich, wenn ich krank bin, ich glaube, er ginge durch's Feuer für mich. Und ſo kann ich beinahe ſagen: er erſetzt mir eine Frau.

Julie. Das klingt nicht eben galant für unſer Geſchlecht! — Sind Sie denn ein gar ſo eingefleiſchter Hageſtolz?

Schweizer. Wenn man's verſäumt hat, liebe Freundin! Die beſten Jahre. Keine Julie findet —

Julie. Ein abgezwungenes Compliment. (Steht auf.) Sie wollten ja auch nach Italien?

Schweizer (gleichfalls aufſtehend). Habe mir's aufgeſpart. Für den Spätherbſt. Nach Rom. Zu meinem tapferen Freunde Garibaldi und ſeinen etwas wunderlichen Campagnaplanen, die ich ihm aber ausreden will —

Julie. Rom und Neapel! Das war von jeher meine Sehnſucht!

Schweizer. Wenn ich mir erlauben dürfte, Sie einzuladen —

Julie (lacht). Was für ein Einfall! Ich ſoll mit Ihnen reiſen?

Schweizer. Warum denn nicht? Sie ſind Herrin Ihrer Perſon und ich wäre glücklich, überglücklich —

Julie. Mit Ihnen allein?

Schweizer. Wer verlangt das? Sie nehmen Ihre Kammerjungfer mit, ich meinen Johann, mache zugleich den Cicerone, da ich das Land genau kenne. Ich war vierundzwanzig Mal in Venedig, fünfzehn Mal in Florenz, dreizehn

Mal in Rom, eben ſo oft in Neapel. Das erſte Mal als Begleiter meines hochberühmten Freundes Gregorovius. Schlagen Sie ein, Baronin! Sie werden's bequem mit mir haben, ich ſorge für Alles, Sie brauchen ſich um nichts zu kümmern, um gar nichts —

Julie. Um ſo mehr würde ſich aber die Welt um uns kümmern, mein Freund!

Schweizer. Wie ſo um uns?

Julie. Nun, ich denke, wir Beide ſind noch nicht in dem Alter, um mit einander auf Reiſen zu gehen —

Schweizer (naiv). Ja, bin ich denn ſo gefährlich?

Julie. Nein. Aber man kann Sie dafür halten.

(Entfernt ſich von ihm.)

Schweizer (ſieht ihr nach). Daran dacht' ich nicht! — Gefährlich? Hm! (Gedankt.) Sie mir vielleicht, Baroneſſe!

Julie. Das wäre! — Noch ſo entzündbar, lieber Schweizer?

Schweizer. Feuerficher doch nicht? Wie die Kaſſen meines Freundes Wertheim? (Tritt zu ihr.) Wiſſen Sie denn, daß auch mein Johann Sie auf's höchſte verehrt?

Julie. Aeußerſt ſchmeichelhaft für mich —

Schweizer. Sie ſind immer ſo freundlich mit ihm. Erſt neulich, als er von Ihnen kam, da ſagte er zu mir: „Junger Herr" — ich kann ihm das nicht abgewöhnen! — „Junger Herr, Ihre Baroneſſe iſt ein wahrer Schatz!" — Ihre Baroneſſe! — „Hausſchatz! Das wäre ſo was" — — Sie verſtehen? — Zu ſpät, mein lieber Johann! ſagte ich. — „Warum, junger Herr?"

Julie. Sagte er —

Schweizer (mit Bewunderung). Wahrhaftig, Baronin, ich glaube, er hat recht —

Julie. Sagen Sie?

Schweizer. Sage ich. Was bin ich? Ein alternder Hageſtolz. Wofür lebt Unſereins? Wem zum Nutzen? Wem zur Freude? Wenn man ſo allein ſteht! Zwar — „man gewöhnt's!" wie mein alter Freund Bauernfeld in einer ſeiner Komödien ſagt. — 's iſt aber nicht wahr! Man gewöhnt's

nicht. — Und wenn ich meinen Johann früher oder später verlieren sollte, was bleibt mir? Was dann?

Julie (lacht). Sie sind ein Original, Schweizer!

Schweizer. Ich? Warum?

Julie. Sie suchen eine Frau? Aber erst dann, wenn Sie Ihren Johann verlieren —

Schweizer (überlegt). Sie haben recht. — Aber kann ich ihn nicht behalten und doch —? Wenn ich Ihr Johann werden dürfte, Sie meine Julie —

Julie. Mein Johann! Was sind das für Possen?

Schweizer. Sie überlegen sich's? Ja? (küßt ihr die Hand.)

Julie. Still! Meine Nichte —

Schweizer. Wir sprechen noch darüber — (nimmt den Hut.)

Sechste Scene.

Vorige. Paula (mit Hüten und Shawls).

Paula. Da bin ich wieder. Gehen wir jetzt?

Schweizer (blickt nach der Uhr am Kamin). Auch hohe Zeit für mich! Gleich zwei Uhr. Mein Johann erwartet mich. Wir müssen einpacken. — Adieu also, und auf Wiedersehen, liebe Comteſſe, liebe Baronin —

Julie. Haben Sie's so eilig?

Schweizer. Mein Johann! Er ist so accurat, hält auf die Stunde

Julie. Da sieh Dir einen Mann, der sich vor seinem Bedienten fürchtet!

Schweizer. Fürchten? Aber da er die Ordnung selber ist! Die Comteſſe weiß —

Paula. Freund Schweizer hat Recht, liebe Tante! Ein so braver treuer Mensch! — Man sieht Sie bald wieder?

Schweizer. In drei, vier Wochen, auf's Längste. — Nein, wie frisch Sie aussehen! Und diese lieben Augen! Nicht wahr, Baronin? — Unsere Comteſſe hat aber auch ein liebes Herz. (Pause.) Und Herz braucht wieder Herz. Was? Na, der Moment wird kommen —

Paula. Sie vergessen Ihren Johann —

Schweizer. Ich habe den Meinen — ein Jeder ſuche den Seinen. Findet ihn wohl auch. So einen treuen Johann! Das gilt für beide Damen. Verſtanden? Ein Verſuch, wie ein anderer. Courage alſo, Comteſſe Paula. Wer ſchwimmen will, muß in's Waſſer ſpringen — wie mein ſeliger Freund Thiers ſagte, als er im Handumdrehen republikaniſch wurde. — Auf Wiederſehen, liebe Comteſſe! Mit oder ohne Johann! Aber ich hoffe, avec! — Auch die Baronin wird ſich's überlegen, nicht wahr? — Auf fröhliches Wiederſehen, meine Damen — (ab.)

Siebente Scene.

Paula. Julie.

Paula. Ein Verſuch! Ein treuer Johann! Der närriſche Menſch! — Gehen wir?

Julie. Und ſuchen den Johann?

Paula. Ein treuer Menſch! Wo iſt der zu finden? (Im Gehen, halt inne.) Ich ſollt' ihm doch erſt ſchreiben, Tante —

Julie. Hat's denn ſolche Eile?

Paula. Du räthſt mir — nein?

Julie. Was ſonſt? Ein kategoriſches nein! — Haſt Du vergeſſen, wie er mit mir verfahren? Und Du weißt noch lange nicht Alles, mein Kind —

Paula. Du haſt gewiß recht. Nein alſo! Ich tauge nicht für ihn, er taugt nicht für mich —

Julie. Der Taugenichts! Ich denke ſelbſt — (Der Kammerdiener tritt ein, überreicht eine Viſitkarte.)

Paula. Für mich? (Blickt die Karte, wirft ſie Julien.) Tante —

Julie (lieſt). „Doktor Adolf Günter". — Der neue Gutsherr von Waltersdorf. — Sieh doch! Gerade jetzt, wo der Andere fort iſt! Iſt das Abſicht?

Paula. Und wo wir im Fortgehen — was will er mir?

Julie. Wir werden's ja erfahren. Das Künſtlerhaus geben wir auf. — Herein mit dem Herrn!

(Kammerdiener ab.)

Julie. Kind, nimm Dich zuſammen!

Paula. Ich? Warum?

Julie. Weil er bekannter Maßen ein wenig in Dich verbrannt iſt —

Paula. So ein junger Menſch? Zu mich? In das alte Mädchen? (Setzt ſich.)

Julie. Entgangen iſt es Dir doch nicht.

Achte Scene.

Vorige. Adolf Günter.

Adolf. Baroneſſe — Comteſſe —

Julie. Sieht man Sie einmal wieder, Herr Doktor? Gefällig? (Setzen ſich. Paula nimmt eine Arbeit zur Hand.) Gratuliere zu dem neuen Beſitzthum! Ihr Papa hat das Waltersdorf gekauft? Sie werden ſich draußen der Landwirthſchaft ergeben?

Adolf (immer mit Zurückhaltung). Das iſt meine Abſicht. Meine und des Vaters.

Julie. Der alte Herr hat die Bankgeſchäfte aufgegeben?

Adolf. Und ich hatte keine Luſt, die Firma zu übernehmen. Auch Advokat werden wollt' ich nicht —

Julie. Ihr Papa hat ja auch einen Orden bekommen? Einen großen Orden!

Adolf. Mein Alter konnt' es nicht ausſchlagen —

Julie. Warum auch? Für ſeine Verdienſte um Handel und Induſtrie! (Zu Paula.) So ſteht's in der Zeitung —

Adolf (trocken). Ja. Und der Orden liegt im Wäſchkaſten. Tief unterſt. Bei den Nachtjacken —

Julie. Demokrat! Vater wie Sohn. — Ihr könntet Euch aber adeln laſſen — baroniſiren! Wie die anderen Herren —

Adolf. Der Vater will's nicht. Der Sohn auch nicht. (Streicht den Vollbart.) Wer den Adolf Günter geringſchätzt, für den iſt auch kein Baron Günter —

Julie (zu Paula). Eigene Leute, die Günter's! — Oekonom alſo. Landwirth. Darum machten Sie damals die Reiſen?

Adolf. Durch Belgien, Holland, England. Ich war volle zwei Jahre weg —

Julie. Nationalökonomiſche Studien! Aha!

Adolf. Auch ſonſt noch Urſachen —

Julie. Um von hier wegzubleiben?

Adolf. Der Vater wollt' es ſo —

Julie. Nach Waltersdorf alſo! (Zu Paula, um ihr Gelegenheit zu geben.) Ihr habt ja eine geraume Zeit dort gehauſt?

Paula (lacht). Freilich, Tante! Jahre lang bewohnte ich mit den Eltern das alte Schloß —

Adolf. Auch der Vater und ich logirten einen Sommer über im Meierhofe, nahebei. — Comteſſe Paula wird ſich vielleicht erinnern?

Paula (geht mit der Arbeit nach). Wie denn nicht? Ihr Herr Vater war damals unſer Sequeſter, ich zwar noch ein Kind —

Adolf. Sie bald vierzehn, Comteſſe, ich ſiebzehn —

Julie. Was? So lange kennt Ihr Euch ſchon? Das wußt' ich ja gar nicht!

Paula (setzt die Arbeit wieder). Ein *großes* Kind, Tante! Ich tummelte mich auch wie toll im Schloßpark herum, mit der Flora Bodenſtein, der Marie Trachſtedt, der Bertha Streithorſt —

Adolf. Ihre Comteſſe Nichte und die anderen hochadeligen jungen Damen ein wenig auch mit *mir*, Baroneſſe —

Julie. So? Du hörſt!

Paula (verbeugend). Ich hatte meinen letzten ſchönen Sommer draußen verlebt! Mit meinen Gespielinnen —

Adolf (streicht den Bart). Und mit Ihrem Couſin, dem Herrn Huſaren-Lieutenant, der häufig hinauskam, ſich zuletzt völlig einquartierte — auch halbe Tage mit Ihnen auf der Veranda ſaß —

Paula. Das heißt —

Julie. Sie zerknittern Ihren Hut, Herr Doctor! Legen Sie doch ab —

Adolf. Falls mich die Comteſſe nicht gleich wieder hinaus haben will —

Paula (steht auf). Ich habe vor Tiſch nur noch einen Brief zu ſchreiben. Einen wichtigen Brief. Die Tante weiß —

Adolf. Wichtig? (Steht auf.) So will ich ein andermal —

Julie (steht auf). Bleiben Sie nur! — Sie wollen meine Nichte ſprechen?

Paula. Mich?

Adolf. Wenn die Tante erlaubt —

Julie. O, ich bin eine äußerſt gefällige Tante, und beſitze eine ziemlich ſelbſtſtändige Nichte. Gelt? — Adieu, lieber **Doctor!** (heimlich zu Paula) Ein lieber Menſch! Der Dich hochhält. (Laut) Auch ein hübſcher Menſch! Bildhübſch! Und der prächtige Vollbart! (Im Abgehen) Er erinnert mich — — wo ſind die Zeiten? (Geht hinein.)

Neunte Scene.

Adolf. Paula

Adolf (tritt rasch auf sie zu) Comteſſe —

Paula (erstaunt) Was ſteht zu Dienſten?

Adolf (hält ihr) Mein Vater ſchickt mich eigentlich zu Ihnen —

Paula. Der alte Herr Günter? So?

Adolf. Es iſt wegen des Waltersdorf. Das Ihnen lieb iſt, nicht wahr?

Paula. Als eine Jugenderinnerung! Allerdings —

Adolf. Wegen des Huſaren? — Gleichviel! — Wollen Sie mir einen Gefallen erweiſen? Dem Vater und mir? Beziehen Sie mit Ihrer Tante Schloß und Park.

Paula. Unſer früheres Eigenthum?

Adolf. Das uns nutzlos iſt. Ein abgeſchloſſener Luxusbeſitz. Ziemlich weit entlegen von den neuen großen Wirthſchaftsgebäuden, des Vaters und mein künftiger Aufenthalt. Wir brauchen uns da gar nicht mit den Schloßleuten zu begegnen, wenn Sie's nicht wollen. — Gefällt Ihnen mein Vorſchlag?

Paula (artig absprechend) Jedenfalls ſind wir Ihnen dankbar dafür, Herr Günter, die Tante und ich —

Adolf. Sie nehmen aber nicht an?

Paula. Verzeihen Sie! Doch wie ich die Tante kenne —

Adolf. Sie nehmen nicht an? — Thut mir leid, Comteſſe Paula. Thut mir weh. Ich ſehe, daß Ihnen der Jugendgeſpiele nichts iſt — gar nichts — (nimmt den Hut, geht herum)

Paula (tritt zu ihm) Ich wollte Sie nicht beleidigen, lieber Doctor! Weder Sie noch Ihren Papa, dem ich hier-

mit wiederholt und freundlichſt danke — wir beide, die Tante und ich —

Adolf (kurz). Werd's ausrichten —

Paula (erſtaunt). Thun Sie das —

Adolf. Sie haben Briefe zu ſchreiben, Comteſſe? Wichtige Briefe? Ich will nicht länger ſtören —

Paula (ärgerlich über ſeinen Ton). Adieu alſo — (wendet ſich ab, geht zum Schreibtiſch rechts.)

Adolf (ernſt). Adieu! (Geht raſch ein paar Schritte, hält dann inne, tritt wieder zu ihr.) An wen ſchreiben Sie?

Paula (wendet ſich raſch). An wen?

Adolf (grimmig). An dieſen — Herrn Couſin?

Paula (empört). An dieſen!

Adolf. Hab' ich's errathen? Ja? — Bitte um Antwort. — Ja? Nein? Ja?

Paula (kehrt ihm den Rücken). Ja!

Adolf (wild). Ja?

Paula (leidenſchaftlich). Nein — ja — nein — ich weiß nicht. — Ich empfehle mich Ihnen — (kehrt ihm den Rücken, ſetzt ſich an den Schreibtiſch, der nach der Wand zu ſteht.)

Adolf. An den alten Huſaren alſo? — Adieu! (Raſch ab.)

Paula (allein, wendet ſich nach dem Abgehenden). Alter Huſar! — Was iſt das für ein Menſch? Erſt artig und zahm — nun gleich wie ein Wilder, ein Wütherich! — Und das will in mich verliebt ſein? Danke ſchön! — Wie anders der Felix! — Nun bin ich in der Stimmung! Nun will ich ihm ſchreiben! — Ein entſchiedenes Ja. Dem Menſchen da zum Trotz. — Ja? — Ich weiß denn doch nicht! — Es wird ſich finden — (ſie richtet ſich zum Schreiben.)

Adolf (öffnet leiſe die Thür, ſchlüpft ſo ſcheu, bleibt an der Thür ſtehen).

Paula (nimmt nach, ſchreibt). „Lieber Felix" —

Adolf (macht einen Schritt vorwärts).

Paula (hält inne). Was aber jetzt? — So vielleicht! (Schreibt.) „Dein Antrag hat mich überraſcht" — (hält inne). Kein rechter Eingang. (Zerreißt das Blatt, nimmt ein anderes; nimmt nach). Nun hab' ich's! (Schreibt raſch.) „Lieber Felix! Du weißt, wie ich Dich im Herzen trage" —

Adolf (thut wieder einen Schritt).

Paula (hält wieder inne.) Trag' ich ihn denn? Trag' ich ihn noch? Wo sind die Zeiten? — Und Tante Julien's Warnung! — Meine eigene Tante! Der er den Hof gemacht! — Liebt er mich denn? Lieb' ich ihn? Kann so ein Mensch lieben? Ja? Nein? Was soll ich ihm schreiben? (legt die Hände empor.)

Adolf (der langsam näher getreten, ergreift eine ihrer Hände.) Schreiben Sie n e i n, liebe Comteſſe Paula!

Paula (wirft sich auf.) Sie wieder hier? Was soll's? Was soll die Vertraulichkeit?

Adolf. Zürnen Sie mir nicht! Hören Sie mich ruhig an. Es scheint, Sie haben einen großen Schritt vor. Sie wollen sich für immer binden. Der M a n n aber —

Paula. Ist Ihnen verhaßt, ich weiß —

Adolf. Weil ich's Ihnen gut meine. Ich, Ihr Jugendfreund! Weil ich Sie warnen will —

Paula. Nun auch der! — Warnen? Vor wem? Vor dem — alten Husaren?

Adolf. Damals war's ein junger, und ich ein halber Knabe! Aber Kinder haben Augen, Ohren! Ich sah's, wie er vertraulich mit Ihnen that, ja zärtlich —

Paula (rasch.) Nonsens! Was wollen Sie gesehen haben?

Adolf. Draußen auf dem alten Schloß! Auf der Veranda! Da hat er Sie geküßt —

Paula (rasch.) Vor zehn Jahren! Ich war ein Kind —

Adolf. Ein Kind, das sich küssen ließ! — Ich sah's und knirschte mit den Zähnen. Knabenhaft. Ließ mich auch nicht wieder im Schloßpark blicken. (Streicht den Bart.) Das war vielleicht albern von mir. Nicht wahr? (Da sie schweigt.) Und wissen Sie, w o er sich draußen einquartirt hatte, der saubere Patron?

Paula. Wo? Im Gartenhäuschen, denk' ich —

Adolf. Richtig! Und w a r u m? (Tritt näher zu ihr.) Weil er ein Liebeskichtelmechtel hatte mit der hübschen Gärtnerstochter, zu der er jeden Abend in der Dämmerung geschlichen kam. Es gab später Scenen mit dem Vater, auch einen skandalösen Proceß —

Paula (fährt ihn an). Recht artig, Herr Jugendfreund! Sie sind auch ein Verläumder? Ein Lauscher? Auflauerer? Abscheulich!

Adolf (faßt). Sie irren. Ich bin streng erzogen worden. Bürgerlich. Kein so galanter Abenteurer, Comtesse! Und ich habe Niemandem aufgelauert als dem Manne, der Sie nach meiner innigsten Ueberzeugung unglücklich machen würde!

Paula. Sie reden meiner Tante nach —

Adolf. Ich rede aus meinem Herzen! — Sie wollen nicht auf's Gut hinaus? (Tritt näher.) Ihre Tante hat Ihnen nichts gesagt?

Paula. Nichts, nichts! Was sollte sie auch — ?

Adolf (lebhafter.) Wirklich nichts?

Paula (ängstlich). Nein, gar nichts —

Adolf. Gar nichts? Auch nicht — im Frühjahr, als Sie die schwere Krankheit machten —

Paula. Da hatten Sie mehrmals nachgefragt, ich weiß —

Adolf. Nachgefragt? Wenn sie stirbt, sterb' ich ihr nach!

Paula. Das sagten Sie?

Adolf. Mein Gott, ja! Weil ich Sie liebe! (Schreitet den Hut weg, ausbrechend.) Grenzenlos liebe, Paula! Grenzenlos — (geht auf sie zu.)

Paula (ängstlich). Gemach, gemach! Sie erschrecken mich —

Adolf. Ja, es hat auch meinen Vater erschreckt! Diese Liebe! Diese thörichte Liebe! (Schlägt sich vor die Stirn.)

Paula (fährt auf). Thöricht!

Adolf. Und ahnten Sie's denn nicht, Paula? Wußten Sie's nicht? (Packt sie.)

Paula (ängstlich, macht sich los). Mein Gott! Was denn?

Adolf. Daß Sie mein Idol sind! Des Knaben, des Jünglings! Längst, seit Jahren. Als sie das liebe Wesen umgaukelten, alle die Cavaliere! Die Comtesse! Auch dieser Baron Felix! Seitdem hass' ich den Adel — und die Husaren! Aber ich schluckt' es in mich, ließ mich auf Reisen schicken. Mein Vater, der mich entfernen wollte. Ich sollte mich ausheilen. Aber wie curirt man die Liebe, die Leidenschaft? Und als ich zurückkam, wieder Ihr Haus betrat, Sie wieder fand, tausendmal schöner, holder, begehrenswerther,

und ich den Couſin wieder traf, und ich im Schatten ſtand wie vormals, wie immer — da ward ich ein Hans Narr, ein lederner Brackenburg, ein herzensmatter Hypochondriſt. Ich ſchlich traurig herum, ſtumm, dumm — ja dumm, Comteſſe! Wie verdummt. Mein guter Alter jünger und friſcher als ich. Das war die unglückliche Liebe! Zu einer Comteſſe! Warum ſind Sie Comteſſe! Gleichviel! Nun bricht's los — (faßt ſie auf's neue.)

Paula. Ui! Sie thun mir weh —

Adolf (läßt ſie los). Soll ich's Ihnen geſtehen? Ich weiß nicht, wie man mit Damen umgeht —

Paula (will ſich losmachen). Man ſieht's — man fühlt's —

Adolf (faßt ſie feſter). Ich kenne die Frauen nicht. Sie ſind die Erſte, die Einzige! Sind alle ſo? Ich weiß nicht. Mir fehlt der Vergleich. Meine dumme moraliſche Erziehung trägt die Schuld! Ich bin ein einfacher Menſch. Aber ein Menſch, der Sie im Herzen trägt. Im Herzen ſeines Herzens! — So. Nun iſt's heraus. Nun wiſſen Sie's. (läßt ſie los.)

Paula (betrachtet ihre Hände). 's iſt auch, um ſich daran zu erinnern! — Dieſe Leidenſchaft! Vermag ich ſie zu theilen?

Adolf. Weil Ihnen der verwünſchte Couſin noch immer im Herzen ſitzt?

Paula. Nehmen Sie an, es wäre ſo —

Adolf. Es wäre? Es iſt! Und er verläßt Sie? Er iſt abgereiſt —

Paula. Er wird wieder kommen —

Adolf. Um Sie heimzuführen?

Paula. Vielleicht —

Adolf. Vielleicht? Gewiß! Gewiß! (Stampft mit dem Fuß.)

Paula. Still! Da drinnen rührt ſich's —

Adolf (ernſt). Adieu alſo! (Sucht den Hut.) Sie wollen nicht hinaus auf's Gut?

Paula. Nein'

Adolf. Nein? — Die Leute haben recht. Die Gräfin Mandelsloh iſt kalt, eiskalt, hat kein liebendes Herz —

Paula. Herz oder nicht! Wer hätte den Muth —? (Hält inne.)

Adolf. Was für Muth?

Paula (sieht ihn an) Kann man vergeſſen? Kann man zweimal lieben?

Adolf (verwirrt) Einmal, zweimal! dreimal! Ich weiß nicht. Glauben Sie, daß das angenehm iſt? — Kurz, man liebt. Ich weiß das an mir —

Paula. Sie! Aber ich! Ich kann's nicht —

Adolf. So lernen Sie's! (ſieht wieder auf ſie hin)

Paula. Laſſen ſie mich! (Erwartet halb die Antwort.) Tante, bin Du da?

Adolf. Abſcheulich! (Stampft wieder.)

Zehnte Scene.

Vorige. Julie.

Julie. Was giebt's denn, Kinder? Ihr werdet laut —

Adolf (will auf ſie zu) Baronin! Liebe Baronin! Sie meinten mir's immer gut —

Julie. So erhitzt? Auch Du? — Ja, um was handelt ſich's denn eigentlich?

Adolf (zu Paula). Um ſie, um mich, um Alles in der Welt —

Julie. Das iſt viel! (Zu Paula.) Darf man fragen?

Paula (kalt) Der Herr Doctor zieht auf's Land, nimmt Abſchied — das iſt Alles!

Elfte Scene.

Vorige. Felix (mit der Reiſetaſche im zweiten Zuge, hält inne).

Adolf (ſieht ihn an) Abſchied? Wer ſagt das?

Paula. Das heißt — auch wir ſollen hinaus, Tante —

Julie. Wir?

Paula. Ja. Nach Waltersdorf. Man ladet uns ein. Sein Vater —

Adolf. Sie nehmen an, Baroneſſe? Schloß und Park! Sie ſollen dort leben wie die Prinzeſſinnen — Tante und Nichte —

Julie. Meine junge Nichte zu Ihnen auf's Land? Sie denken nicht daran! Wollen Sie unsere Paula zum Stadtgespräch machen?

Adolf. Wenn aber mein Alter dabei ist! (Rasch.) Auch Sie, Baronin —

Julie. (mit Hoheit.) Bin ich denn alt? Dem Neuling muß man's verzeihen —

Adolf. (Verlegen.) Also nicht, Baronesse? Also nicht, Comtesse?

Paula. Die Tante sagt nein. Sie hören —

Felix. (Mit Hoheit.) Und was sagt mein Cousinchen?

Paula. Felix —

Julie. Der Verräther!

Adolf. Der Erhusar! (Nimmt den Hut.) Empfehle mich, Comtesse —

Julie. Bleiben Sie nur, lieber Doktor! Aber wir wollen nicht stören. (Heimlich zu Paula.) Gib ihm den Abschied! (Ein Arm.) Kommen Sie, junger Freund — (Geht mit ihm nach dem Gartenhause.)

Adolf. (Entsetzen.) Er wieder da! Nun ist's aus — Alles aus —

Julie. Neuling! Warum? (Setzen sich und sprechen miteinander.)

Felix. Ihr habt Gesellschaft?

Paula. Was führt Dich zurück?

Felix. Meine veränderte Mission. So kann ich Dir ein zweitesmal Adieu sagen —

Paula. Das kommt zurecht. Ich wollte Dir eben schreiben —

Felix. (Erhaben.) Daß ich Dir — im Wort bleiben darf?

Paula. Und wenn ich Dich beim Worte nähme? — Doch sei unbesorgt! Der neue Asra soll nicht sterben, wenigstens nicht durch mich —

Felix. (Rasch.) Nicht? (Dann wie bei Wendung.) Nicht, liebe Cousine? Liebe — Schwester?

Paula. Nein. Auch nicht durch meine Tante!

Felix. Schön-Tantchen? Bewahre!

Paula. Obwohl Du sie vor Zeiten verehrtest — verfolgtest!

Felix. So hat sie mich verrathen? Das heißt — sich!

Paula. Da ist auch Anderes noch —

Felix. Noch mehr?

Paula. Noch weit Schlimmeres! Höre nur — [illegible]

Adolf. Wie sie flüstern, Baronin

Julie. Keine Gefahr!

Adolf. Nicht?

Julie. Nein. Nur still!

Felix. [illegible] Draußen auf Waltersdorf, sagst Du?

Paula. Ja, im Gartenhäuschen! Du erinnerst Dich nicht?

Felix. Nur an die Veranda, an die unvergeßliche Stunde —

Paula. Laß das! — Die hübsche Gärtnerstochter! An die mahnt's Dich nicht? Gar nicht?

Felix. Gärtners — ?

Paula. An das Aufsehen, das die Geschichte — an den scandalösen Proceß

Felix. [illegible] Proceß? Mit einer Gärtnerstochter?

Paula. [illegible] Nein, mit dem Vater!

Felix. Vater Gärtner? Vielleicht Verwalter? Oder — — Das kann nur die Neß sein, oder die Peppi —

Paula. Nun gar wieder Zwei! [illegible] Taugst Du zum Ehemann? Sage selbst!

Felix. Ich hab's noch nicht versucht. Wie kann ich's wissen? — Wer hat Dir aber die Geschichte mit der Gärtnerstochter — ? [illegible]

Paula. [illegible] Ich hab' es vom sagen hören, forsche nicht weiter, lieber Cousin — [illegible]

Adolf. [illegible] Ich glaube, er hat mich gemessen —

Julie. [illegible] Nur ruhig! Das ist ja ein gutes Zeichen für Sie!

Adolf. Für mich? Versteh' ich nicht —

Julie. Nein, ein solcher Neuling —

Zwölfte Scene.

Vorige. Schweizer (im Reisekleide, etwa im [illegible] Costüme).

Schweizer (rasch eintretend). Liebe Baronin —

Julie. Schweizer! Bereits in Reisekleidern?

Schweizer. Fix und fertig, Sie sehen! Da ist aber ein Hinderniß, ich sag's Ihnen gleich. — Baron Felix! Ich höre, Sie reisen nach Rom?

Felix. Vor der Hand nicht. Man schickt mich dafür nach Paris und Petersburg.

Schweizer. Soll ich Sie meinem ehrenwerthen Freunde Mac Mahon empfehlen?

Felix. Danke. Bin schon empfohlen.

Schweizer. So grüßen Sie mir meinen lieben Gambetta! Und Freund Gortschakoff soll sich ja mit seiner Gicht in Acht nehmen. — Zwei Worte, Baronin Julie — (spricht [illegible] mit ihr.)

Felix (der mit Paula [illegible]). Wir scheiden in Frieden, Schwesterchen? — Deine Hand, Paula! Die Erinnerung wird mich begleiten — und der Handkorb — Handsack. Er kömmt nicht aus meiner Hand, Du siehst! Bereits mein Schatz darin — meine feinsten Cabannos. — (Sieht nach der Uhr.) Höchste Zeit! Auch die Nordbahn wartet nicht. — Ich empfehle Euch die Damen, meine Herrn! — Und so erübrigt mir nichts, als unsere schönen, liebenswürdigen, mir ewig theuren Verlassenen — zu verlassen! (ab.)

Dreizehnte Scene.

Adolf. Schweizer. Julie. Paula.

Schweizer. Ihr Johann! Soll's gelten, Julie?

Julie (winkt ihm). St! — Sein Johann, Paula, denke Dir —

Schweizer. Ja, er hat sich verkühlt, Comtesse! Beim Einpacken. Der arme Mensch! Ein Hexenschuß. Er liegt zu Bett, auf Wochen vielleicht —

Paula. Sie reisen also nicht?

Schweizer. Später. Bis zum Herbst. Nicht wahr,

Parenne? Nach Rom und Neapel. Sie nehmen wir mit, Comteſſe —

Paula. Mich?

Adolf. Was?

Paula. Ich ſoll reiſen? Mit Dir Laute?

Schweizer. Und mit ihrem treuen Johann!

Adolf. Was für Johann?

Paula. Steht das ſo?

Julie. Was ſagt' ich Dir, Nichtchen? Kopfüber oder, gar nicht! Thu' mir's alſo nach. Laß Dich überrumpeln wie ich. Vorwärts, junger Menſch! (Zieht ihn zu Paula.)

Adolf. Comteſſe — Paula — (Kniet.)

Schweizer. Teufel! Der geht raſch —

Julie. Dein Johann! Wenn Du ihn haben willſt, (Adolf küßt ihr die Hand.) Ich habe den meinen —

Druck von J. G. Fischer & Comp. Wien.